

HÖLDERLIN

JAHRBUCH

1969/1970

# HÖLDERLIN-JAHRBUCH

*Begründet von*

*Friedrich Beißner und Paul Kluckhohn*

---

*Im Auftrag der Hölderlin-Gesellschaft*

*herausgegeben von*

*Bernhard Böschenstein und Alfred Kellert*

Sechzehnter Band 1969/70

J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN

Die Drucklegung dieses Jahrbuchs wurde durch eine großzügige Beihilfe des Regierungspräsidiums Südwürttemberg-Hohenzollern aus Werbefunkmitteln des Südwestfunks Baden-Baden ermöglicht.

## INHALT

Redaktionelle Mitarbeit:

*Harald Hartung*

Mit 1 Kunstdrucktafel

©

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1972

Alle Rechte vorbehalten

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlags ist es auch nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf photomechanischem Wege (Photokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen.

Printed in Germany

Satz und Druck: Buchdruckerei Eugen Göbel, Tübingen

Einband: Großbuchbinderei Heinr. Koch, Tübingen

ISBN 3 16 932951 0

Hölderlin zu entsprechen. Von Martin Walser . . . . .	1
Hölderlin und Sophokles. Von Wolfgang Binder . . . . .	19
Geschichte und göttliche Welt in Hölderlins Dichtung. Von Wilfried Malsch . . . . .	38
Hölderlin in der deutschen und französischen Dichtung des 20. Jahrhunderts. Von Bernhard Böschenstein . . . . .	60
Hölderlin aujourd'hui. Par André du Bouchet . . . . .	76
Hölderlin heute (Übersetzung von Renate Böschenstein-Schäfer) . . . . .	77
Gedichte aus 'Lichtzwang'. Von Paul Celan . . . . .	92
Das Geburtsjahr 1770 (Hölderlin, Hegel und Beethoven). Von Emil Staiger . . . . .	98
Hölderlins Entwurf der Zukunft. Von Jochen Schmidt . . . . .	110
Friedrich Hölderlin. Deutung aus heutiger Sicht. Von Ulrich Hötzer . . . . .	123
Drei Klangstudien zu Friedrich Hölderlin 1970 für Sprechstimme und Klavier. Von Karl Michael Komma . . . . .	137
Theologische Metrik. Überlegungen zu Klopstocks Arbeit am 'Messias'. Von Klaus Weimar . . . . .	142
'Hyperion' als Nationalepos in Prosa. Von Jürgen Link . . . . .	158
Etymologie bei Goethe, Novalis und Hölderlin. Von Rolf Zuberbühler . . . . .	195
Zur Auslegung der Verse 26–28 der 'Friedensfeier'. Von Martin Trenks . . . . .	222
Zu Hölderlins Bildungsgang. Dokumente – Hinweise – Berichtigungen. Von Friedhelm Nicolin . . . . .	228
Zu Hölderlins Reise nach Kassel und Driburg. Von Erich Hock . . . . .	254
Lesefrüchte: Hölderlin im 19. Jahrhundert. Beiträge zu seiner Wirkungsgeschichte.	
I. Noch einmal: Bogumil Goltz zitiert Hölderlin. II. Hölderlin am baltischen Ufer. Von Alfred Kelletat . . . . .	291
Hölderlins 'Hälfte des Lebens' in tschechischen Nachdichtungen. Von Karl Michael Komma . . . . .	325
Nachtrag zu Norbert von Hellingraths Briefwechsel mit Wilhelm Böhm. Mitgeteilt von Alfred Kelletat . . . . .	336
Rezension. Michael Konrad, Hölderlins Philosophie im Grundriß. Analytisch-kritischer Kommentar zu Hölderlins Aufsatzfragment 'Über die Verfahrungsweise des poetischen Geistes' (Lawrence Ryan) . . . . .	339
Das Hölderlin-Archiv 1967–1970. Von Wilhelm Hoffmann . . . . .	344
11. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Stuttgart. Ansprache des Präsidenten Oberbürgermeister Dr. Pfizer beim Festakt im Kleinen Haus der Württembergischen Staatstheater am 21. März 1970 . . . . .	355
Bericht über die Jahresversammlung in Stuttgart 20.–22. März 1970. Von Gerhard Greiner . . . . .	359
Der Text der Urkunden für die Ehrenmitglieder . . . . .	371

# HÖLDERLIN ZU ENTSPRECHEN\*

VON

MARTIN WALSER

*Für Friedrich Beißner*

Ich erinnere an einen Unterschied zwischen Dichtern. Die einen sind immer im Mittelpunkt ihrer Situation. Sie trinken uns sozusagen zu, wenn sie ein Gedicht machen. Das nächste Mal grüßen sie aus der nächsten Situation. Ihr Leben wird zu einer Folge von Gelegenheiten. Sie betreiben ihre eigene Entwicklung fast souverän. Der Geschichte gegenüber verhalten sie sich oppositionell oder opportunistisch. Das heißt, sie sind zuerst Avantgarde, dann lassen sie sich einholen und sind Verstärker. Vermittlung ist ihnen ein zu abstraktes Geschäft. Das ist gegen ihre rundum sinnliche Begabung. Es ist klar, daß aus diesem Material Klassiker gemacht werden.

Die anderen – man müßte von ihnen astronomisch weit weg sein, um sie unter einen Sammelnamen zu zwingen – diese anderen sind exzentrisch. Sie sind unzufrieden mit sich selbst. Deshalb eher erfolglos. Die Gesellschaft liebt am liebsten den, der sich selber liebt, und so zeigt, wie man ihn lieben kann. Nach ihrem Tode liebt man sie sehr. Sie haben es schwer, einen Begriff von sich zu bekommen. Wenn sie ICH sagen, meinen sie etwas anderes.

Es ist klar, daß Hölderlin zu diesen Dichtern gehört. Auch noch das größte Gerücht über ihn enthält diese Charakteristik. Der zerbrochene Jüngling, der Seher, der Prophet, das umnachtete Opfer. Auch in der Sprache der Fachleute geht diese Charakteristik nicht verloren. Ob etwa der *Fürst des Festes* in der 'Friedensfeier' Christus, Napoleon, Bacchus, Herkules, der *Genius des Volkes* oder der *Gott des Friedens* ist – ich halte diesen Streit für entscheidbar – ist weniger wichtig als daß jeder darin doch eine Bewegungsfigur, eine Figur zur Vermittlung sieht.

Ich habe das Gefühl, ich hätte jetzt unendlich viel über Hölderlin gelesen. Aber ich habe dadurch wenigstens erfahren, daß der Versuch, diesen Dichter durch mehr als das dankbare Gefühl zu verstehen, gefährdet wird von zu wenig oder zuviel Unmittelbarkeit. Offenbar ist es wirklich schwer, diesen Gedichten gegenüber weder zu befangen, noch zu kühn zu werden.

\* Diese Rede wurde gehalten zum 200. Geburtstag des Dichters am 21. März 1970 im Württembergischen Staatstheater in Stuttgart auf Einladung der Hölderlin-Gesellschaft.



Hemmungslos kühn ist es, wenn einer sich etwa aus den späten Gedichten Zeilen pflückt, und dann stellt er seine Betrachtung an.

Aber zu befangen kommen mir die vor, die von Hölderlin nur sprechen, indem sie seine Haupt-Wörter um- und umwenden. Mir sind allerdings diese Zögernden lieber als die Prediger. Die zögernden Ausleger sind aber in Gefahr, aus dem überreichen Hölderlin-Material in schöner und zäher Befangenheit allmählich eine einzige begehbbare Tautologie zu errichten. Es ist klar, diese Befangenheit hat Grund; man kann die späteren Gedichte Hölderlins nicht durch Zitieren in den Zustand der Unmittelbarkeit versetzen. Aber hört man nicht zu früh auf, wenn man den Anprall dieser Gedichte, durch Aufdröseln der Zeilen, in einer dranglosen Nachbildung des vermutbaren Inhalts entschärft!

Was hat man davon, wenn man weiß, Hölderlin habe in einer Zeit der Götterferne den Boden bereitet für die Rückkehr der Götter!

Oder: er habe in dem und jenem Satz sich „nicht bloß eine Veränderung der historisch-sozialen Verhältnisse“ versprochen, „sondern einen grundlegenden Wandel, eine metanoia, im Verhältnis der Menschen zum Göttlichen, ein Erwachen aus dem Schlummer jener Nacht, die die Nacht der Götterferne und der Vereinzelnung ist“<sup>1</sup>.

Und was ich hier als befangen zitiere, gehört sicher zum Haltbarsten. Es gibt außerdem noch eine Tradition des Interlinear-Gemurmels, das als Wissenschaft sehr komisch, als Beweis für Hölderlins hinstreckende Kraft aber doch beeindruckend ist. Wer möchte nicht lange Zeit dasitzen und nichts tun, als in immer neuem Anlauf sich vorzusagen: *Versöhnender, der du nimmergeglaubt / Nun da bist . . .*<sup>2</sup>

Ein luxuriöses Leben könnte man verbringen mit dem Hin- und Herbeten solcher Sätze wie *Göttliches trifft Unteilnehmende nicht . . .*<sup>3</sup>

Ihm gegenüber selbst das Wort zu ergreifen, das fällt schwer. Er hat ja nicht, wie Johann Wolfgang von Goethe, in Weimar, zum leichteren gesellschaftlichen Gebrauch unabhängigen Sinn in regelmäßige Hebungen und Senkungen verwandelt, Hölderlin hat, muß man wohl sagen, gedichtet. Aber wenn wir ihn mit seinen eigenen Wörtern nachbeten, gehen wir um mit Göttern, als wären die uns noch was.

Wir sind doch davon mindestens so weit weg wie die *Scheinheiligen Dichter*, die Hölderlin *kalte Heuchler* schimpft; *spricht von den Göttern*

<sup>1</sup> Peter Szondi, Hölderlin-Studien, Frankfurt, 1967, S. 38.

<sup>2</sup> Hölderlin, Sämtliche Werke, Kleine Stuttgarter Ausgabe, hrsg. von Friedrich Beißner, Bd. II, Stuttgart 1953, S. 134.

<sup>3</sup> Kl St A, Bd. 2, S. 227.

*nicht! Ihr habt Verstand! ihr glaubt nicht an Helios . . .*<sup>4</sup> Das trifft doch auf uns zu.

Also zuerst einmal so weit als möglich weg von diesen Wörtern und Sätzen des letzten Stadiums. Die Sprache, die diese Gipfelpartie bildet, hat ja Bedingungen und eine faßbare Geschichte. Hölderlin hat ja ganz offen angefangen. Hat ganz unmittelbar reagiert. Aber er hat es sehr schnell für nötig gehalten, die Unmittelbarkeit zu bremsen.

Er erlebt nichts, was er dann gleich als Gedicht hinsagen könnte. Auf jeden Fall hält er es für notwendig, dem, was er sagen will, strenge Strophen entgegenzusetzen. Und an Stelle des Erlebnisses wirkt bei ihm das Projekt.

Nichts ist ihm auch nur annähernd so wichtig wie die Zukunft. Seine Zukunft. Als Dichter. *Klopstocksgröße*<sup>5</sup> schwebt ihm vor. Sein Thema heißt *Ehre*<sup>6</sup>, *Vorsatz*<sup>7</sup>, *Lorbeer*<sup>8</sup>, die *gewagte Bahn*<sup>9</sup>.

Aber das Ich, das sich in diesen Gedichten so unentwegt in die Zukunft stürzt, ist merkwürdig wenig stabil. Es stürzt fast regelmäßig ab auf seiner *gewagten Bahn*. Und bei jedem Mißlingen muß das Gedicht eine Zeit lang oder gar unwiderruflich in der 3. Person fortgesetzt werden. Dann sieht das Ich sich als den *Schwachen*<sup>10</sup>, den *Armen*<sup>11</sup>, den *Verachteten*<sup>12</sup>. Das ist die einzige Identität, die Hölderlin der Umwelt gegenüber erreicht. Diese Entfremdung wird seine erste Rolle. Er flüchtet in die Natur, um sich von dieser Rolle zu heilen. Einmal gelingt ihm das, da *kennt er sich wieder*<sup>13</sup>. Öfter aber stellt er fest, daß er zuerst den Lorbeer *haschen* muß. *Dann, o Natur, ist dein Lächeln Wonne*<sup>14</sup>. In einem Brief an die Freundin sagt er, sein Trübsinn komme aus *unbefriedigtem Ehrgeiz*<sup>15</sup>.

Er macht also sein Selbstbewußtsein ganz und gar von einer Bestätigung in der Zukunft abhängig; von Jahr zu Jahr verspricht er, zuerst noch in Gedichten, dann nur noch in Briefen, jetzt gleich Schluß zu machen mit

<sup>4</sup> Kl St A, Bd. 1, Stuttgart 1944, S. 254.

<sup>5</sup> In „Mein Vorsatz“, Bd. 1, S. 28.

<sup>6</sup> „An die Ehre“, Bd. 1, S. 94.

<sup>7</sup> s. Anm. 5.

<sup>8</sup> „Zornige Sehnsucht“, Bd. 1, S. 91.

<sup>9</sup> „An die Ehre“, Bd. 1, S. 95 u. „Keppler“, S. 80; „Die heilige Bahn“, S. 78.

<sup>10</sup> In „Die Stille“, Bd. 1, S. 44.

<sup>11</sup> In „An Stella“, Bd. 1, S. 21.

<sup>12</sup> In „Einst und Jetzt“, Bd. 1, S. 97 und „An die Ruhe“, S. 98.

<sup>13</sup> In „Auf einer Heide geschrieben“, Bd. 1, S. 29.

<sup>14</sup> „Zornige Sehnsucht“, Bd. 1, S. 91 f.

<sup>15</sup> Briefe, Kleine Stuttgarter Ausgabe, Bd. 6, hrsg. von Adolf Beck, Stuttgart 1959, S. 56.

dem Dichten, wenn dieses Mal die Anerkennung wieder ausbleibe; vor allem der immer besorgteren Mutter verspricht er immer wieder, daß er jetzt dann gleich Vikar werde und vielleicht sogar heirate, bloß einmal noch soll sie's ihn auf *eignem Wege*<sup>16</sup> (wie sie es nenne) probieren lassen. Zum letzten Mal verspricht er das während der Arbeit am 'Empedokles'; und jedes Mal macht er nach nicht erfüllter Erwartung doch weiter; ohne Identität sozusagen; dem Freund Neuffer, der auch dichtet, aber auch als Pfarrer wirkt, schreibt er: *Dein Selbstgefühl ruht auch noch auf anderer glücklicher Tätigkeit; und so bist Du nicht vernichtet, wenn Du nicht Dichter bist*<sup>17</sup>; er ist vernichtet, wenn es ihm nicht gelingt, Dichter zu sein.

Die Ausschließlichkeit, mit der er dieser Bestätigung oder Vernichtung entgegenarbeitet, und die vollkommene Unfähigkeit zum Ersatz, zwingen dazu, Hölderlin schon hier in einer Art Trema<sup>18</sup> zu sehen, jenem Vor-Stadium der späteren Krankheit. Diese Krankheit ist in seinem Fall nicht ein unausweichliches Schicksal; sie hätte wohl bis zuletzt, also mindestens bis 1802, noch gehemmt, wenn nicht gar geheilt werden können. Grob gesagt: durch Liebe. Auch in der Form der öffentlichen Anerkennung.

Also, dieses andauernd aufgeschobene Leben, diese ununterbrochene Spannung vor dem Auftritt, dieses Noch-nicht-dasein ist auf jeden Fall Hölderlins erste Bedingung. Dann arbeitet er seiner Hoffnung einen immer genauer bestimmten Inhalt. Das Projekt *Lorbeer* wandelt sich vom blank-abstrakten Ehrgeiz-Unternehmen zu einem Arbeitsprogramm. Er leidet zwar von Jahr zu Jahr mehr an seiner Namenlosigkeit, aber diese Klage versteckt sich jetzt lieber in den Briefen. Noch einmal, in der Ode 'An die Deutschen', geht ihm das ICH verloren, aber nur an die 2. Person, er spricht sich an als *Armer Seher*, der hinunter muß, *Ohne Namen und unbeweint*<sup>19</sup>.

Das ist längst nicht mehr der private Gekränkte; diese Entfremdung ist schon Klage über einen aktuellen politischen Mangel. In seinen Gedichten hat Hölderlin da dem Dichter schon die Funktion erkämpft, die ihm in der Gesellschaft verweigert wurde.

Und die von da an in vielen Versen immer genauer und kühner und blühender gefaßte Dichter-Figur läßt kaum mehr ahnen, wie erfolglos und alleingelassen der Schreiber dieser Figur in Wirklichkeit war.

Noch in Tübingen hat Hölderlin mit der Arbeit begonnen, dieses an-

<sup>16</sup> Kl St A, Bd. 6, S. 314.

<sup>17</sup> Kl St A, Bd. 6, S. 262.

<sup>18</sup> K. Conrad, Die beginnende Schizophrenie, Stuttgart 1958, S. 32 ff.

<sup>19</sup> Kl St A, Bd. 2, S. 11.

dauernd zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen Griechenland und zukünftiger Selbstverwirklichung hin- und hergerissene Ich in ein Verhältnis zur Gegenwart zu bringen.

Die französische Revolution, durch Mömpelgarder Stipendiaten im Stift vertreten, lenkt ihn in die Zeit<sup>20</sup>. . . *und bete für die Franzosen, die Verfechter der menschlichen Rechte*<sup>21</sup>, schreibt er an die Schwester.

Als er von einem Ausflug in die Schweiz zurückgekehrt war, wurde ihm bewußt, daß er in den Alpen einer freiheitlicheren Tradition begegnet war. Er schämt sich für das Vaterland. Wieder wird fast mit den selben Worten vermerkt wie in der 'Zornigen Sehnsucht', daß unter diesen Umständen die Natur nicht hilft, da *lächelt Himmel und Erd . . . / Mir umsonst*<sup>22</sup>.

Aber noch hofft er, oder ruft es sich doch im Gedicht zu, daß sich *Scham und Kummer* einmal in *erfreuende Tat* wandeln werden<sup>23</sup>. Diese Illusion muß er bald durchschaut haben. In dem Aufsatzfragment über zwei Homerhelden schämt er sich wieder. *Ich bin nun entschlossen, es koste, was es wolle*. Und sofort der Umschlag: *Du müßtest sehn, wie ich der ersten Mahnung meines Herzens gar künstlich fröhliche Farben aufzwing, um sie mir erträglicher zu machen, und sie wie einen guten Einfall belächeln, und vergessen zu können*<sup>24</sup>! Literatur als folgenlose Abfuhr. Das ist die schlechte Alternative zum Täter, der er nicht ist. Er hat sich nicht dauerhaft mißverstanden. In der Ode 'An die Deutschen' kommt er sich näher, wenn er fragt, ob die Tat aus dem Gedanken komme, wie aus dem *Gewölke der Strahl. Leben die Bücher bald?* In der zweiten Fassung wird der allenfalls denkbare Anteil des Dichters sogar noch zurückhaltender gefaßt, die Bücher werden ersetzt durch *die stille Schrift*<sup>25</sup>.

Das ist keine Resignationsstufe; Hölderlin traut der Stille viel zu; er hat den Büchern damit einfach eine feste Qualität zugesagt. Und dank der zufallsfreien Genauigkeit seines Sprachgebrauchs wird man Zeuge, wie dieses Wort an sein Ziel gelangt, wie es genau als dasselbe Wort zur Wirkung kommt, die ein Wort haben kann, nämlich zur vermittelnden. In der 'Friedensfeier' tritt der bis dahin meistens laute Gott der Zeit aus seiner Werkstatt als *Der stille Gott der Zeit*<sup>26</sup>. Das ist der Vermittlungskraft der *stillen Schrift* gelungen. Allerdings: nur im Gedicht.

<sup>20</sup> Pierre Bertaux, Hölderlin und die Französische Revolution, Frankfurt 1969, S. 51.

<sup>21</sup> Kl St A, Bd. 6, S. 85.

<sup>22</sup> In „Kanton Schweiz“, Kl. St A, Bd. 1, S. 149.

<sup>23</sup> ebd.

<sup>24</sup> Kl St A, Bd. 4, Stuttgart 1962, S. 229.

<sup>25</sup> Kl St A, Bd. 2, S. 9.

<sup>26</sup> Hölderlin, Werke und Briefe, hrsg. von Friedrich Beißner und Jochen Schmidt,

Daß man in schöner Voreingenommenheit aus vielen Zeilen jakobinischen Klang herausklopfen kann, vor allem wenn man dazu bemerkt, daß diese Zeilen nur der Zensur wegen nicht deutlicher jakobinisch seien<sup>27</sup>, das liegt einfach daran, daß Hölderlin diesen Vorauston hat; nicht den der Avantgarde, sondern den des historischen Prozesses. Aber er wäre doch nicht Hölderlin, sondern ein liebenswürdiger Schwärmer, wenn er seine Mitwirkungsmöglichkeiten nicht ganz genau zur Sprache gebracht hätte.

*Tatlos selber, und leicht, aber vom Äther doch auch Angeschauet*<sup>28</sup>, so sieht er den Dichter. Und seiner Wortgenauigkeit entsprechend verwendet er dieses *leicht* für diese Einschätzung nicht nur einmal; er gebraucht es, vergleichend, in 'Dichtermut'<sup>29</sup>; auch in der 'Elegie'<sup>30</sup>, bezeichnet es eine Voraussetzung des *Singens*; im 'Archipelagus'<sup>31</sup> das Sprechen; in 'Wie wenn am Feiertage'<sup>32</sup> und 'Am Quell der Donau'<sup>33</sup> bleibt das Wort ganz im Feld, wenn die Dichter einmal von der Natur erzogen werden in *leichtem Umfangen*, und das andere Mal der Dichter die *guten Geister* bittet: *umgebet mich leicht*. Geradezu identisch ist der Gebrauch da, wo es noch einmal darum geht, den Täter vom Dichter zu unterscheiden, in der Ode an den Freund Sinclair, der daran arbeitete, die Revolution über den Rhein zu bringen; da ist es eindeutig Sinclair, den der *Zeitengott* ruft: *dich ruft, / Dich nimmt der mächtige Vater hinauf; o nimm / Mich du, und trage deine leichte / Beute dem lächelnden Gott entgegen!*<sup>34</sup> Er folgte dem Freund, wohin der will, aber: *mit Gesange folgt ich, selbst ins / Ende der Tapfern, hinab dem Teuern*<sup>35</sup>. Und dann noch die Zeile *Wenn ich so singend fiele . . .*<sup>36</sup>.

Gibt das schon den Revolutionär Hölderlin her? Zumindest nicht den Politiker, den Aktiven, den Eingreifenden. Singend ist er dabei, auf der Seite der Revolution, daran ist kein Zweifel, aber eben doch: singend.

Frankfurt 1969, Bd. 1, S. 166. ('Die Friedensfeier' ist erst nach dem Erscheinen des Bandes der Stuttgarter Ausgabe, der die Gedichte nach 1800 enthält, aufgefunden worden.)

<sup>27</sup> Bertaux, aaO, S. 114 ff.

<sup>28</sup> In „Stuttgart“, Kl St A, Bd. 2, S. 92.

<sup>29</sup> Kl St A, Bd. 2, S. 66.

<sup>30</sup> Kl St A, Bd. 2, S. 78.

<sup>31</sup> Kl St A, Bd. 2, S. 110.

<sup>32</sup> Kl St A, Bd. 2, S. 122.

<sup>33</sup> Kl St A, Bd. 2, S. 133. Vgl. auch Bd. 6, S. 316: das Sprechen von der Gottheit wird als das „leichte“ Opfer bezeichnet.

<sup>34</sup> Kl St A, Bd. 2, S. 41.

<sup>35</sup> Kl St A, Bd. 2, S. 42.

<sup>36</sup> Kl St A, Bd. 2, S. 43.

Hyperion hält sie ja auch nicht aus, die Tat. Und Empedokles wurde von Hölderlin in sorgfältiger Anstrengung immer reiner zum Opfer präpariert. Hölderlin arbeitet in diesen neunziger Jahren verteidigend, bittend, planend, klagend und unablenkbar an seiner Funktion, seiner Identität, seiner Bestimmung: als Dichter. Empedokles schein, sagt Hölderlin, zum Dichter geboren, er schein *in seiner subjektiven tätigen Natur schon jene ungewöhnliche Tendenz zur Allgemeinheit zu haben, die unter andern Umständen . . . zu jener Vollständigkeit . . . des Bewußtseins wird, womit der Dichter auf ein Ganzes blickt*<sup>37</sup>. Das halte ich für unmittelbare Auskunft. Die Vollständigkeit des Bewußtseins, der Blick auf das Ganze, die Tendenz zur Allgemeinheit, das umschreibt einen Teil des Arbeitsprogramms, das er gegen Mode und Nichtachtung ausbildet. In seinen Briefen kann man lesen, daß er sich für die *Tendenz zur Allgemeinheit* eher geniert hat. Schiller hat ihn deswegen kritisiert. Hölderlin hat allmählich Begriffe entwickeln müssen, um seine *Scheue vor dem Stoffe*<sup>38</sup> zu verstehen und zu rechtfertigen. Er hatte sich gegen die Erlebnislyrik zu wehren.

Er hielt es nicht für *hinreichend, aus sich selber zu schöpfen, und seine Eigentümlichkeit, wäre sie auch die allgemeingültigste, blindlings unter die Gegenstände hineinzuwerfen*<sup>39</sup>. Also will er *Vollständigkeit des Bewußtseins*<sup>40</sup>.

Er konnte nichts davon halten, aus einem brunnentiefen und ebenso festen ICH zu schöpfen. Er hatte keins.

Doch, er hatte eins, aber nur soweit, als es ihm von außen versichert wurde. Er mußte sich in anderen erfahren. Das muß jeder. Das Individuum ist eine glänzende europäische Sackgasse. Hölderlin kennt sich erst, wenn er sich mitgeteilt hat, wenn er sich im Gegenüber erfährt. Natürlich hat er sich zuerst an Menschen gewandt.

Man könnte sich vorstellen, daß er von seinen Freunden die Bestätigung erwartete, die ihm das Vaterland vorenthielt. Der Briefwechsel mit Neuffer, der andauerndste Freundesbriefwechsel Hölderlins, hörte bald auf, als Neuffer einmal etwas kritischer geschrieben hatte. Dazu kommt, daß Hölderlin durch jede Beziehung in fortwährende Bewegung geriet. Es riß ihn hin. Er konnte nicht vorsichtig sein. *Jede Beziehung mit andern Menschen und Gegenständen nimmt mir gleich den Kopf zu sehr ein, und ich habe dann meine Mühe, sobald ich irgend ein besonderes Interesse bei mir*

<sup>37</sup> Kl St A, Bd. 4, S. 162.

<sup>38</sup> Kl St A, Bd. 6, S. 268.

<sup>39</sup> Kl St A, Bd. 6, S. 281.

<sup>40</sup> s. Anm. 37.

zum Vorschein und zur Sprache kommen lasse, wieder davon weg und auf etwas anderes zu kommen<sup>41</sup>.

So klar ist ihm seine Krankheitsbedingung geworden. Aber es ist mehr als rührend, wenn er dann zur Begründung sagt: *so bin ich ein schwerfälliger Schwabe*<sup>42</sup>.

Das war also seine Bedingung: er kann sich ohne andere nicht erfahren, also sucht er andere, sucht er ein Gegenüber, ein *harmonisch Entgegengesetztes*<sup>43</sup>, dadurch gerät er aber zu sehr außer sich, oder das andere nimmt ihn zu sehr ein, er ist in Gefahr, sich zu verlieren. In Griechenland, im Freund, in der komischsten Hauslehrerpflicht. Trotzdem muß er für ein bißchen Identität sich immerzu in solche Bewegung bringen und dann die schwere Umkehr suchen.

Er ist einmal in Tübingen quer über die Straße gerannt und hat einem Stiftsangestellten, der ihn nicht begrüßt hatte, den Hut vom Kopf geschlagen<sup>44</sup>. Das ist eine grelle Anekdote zu seinem Identitätsproblem.

Und weil er keine privaten und schon gar keine öffentlichen Verhältnisse findet, in denen er sich wirklich bestätigt sehen kann, wird ihm fast alles nur noch zur Störung. Die einzige Ausnahme ist, eine Zeitlang, die Beziehung zu Frau Gontard, und dann vielleicht noch die Freundschaft zu Sinclair. Immer enger drängt ihn die Erfahrung zu Mutter, Schwester und Stiefbruder hin. *Es geht uns*, schreibt er der Schwester, *wie ichs oft bei den Herden auf dem Felde gesehen habe, daß sie zusammenrücken und aneinanderstehn, wenn es regnet und wittert. Je älter und stiller man in der Welt wird, um so fester und froher hält man sich an erprüfte Gemüter*<sup>45</sup>. Er war da 28 Jahre alt.

In seinen Briefen stellt sich Hölderlin sehr schmiegsam auf den Adressaten ein; nur ein Thema zieht sich schlechterdings grell durch alle Briefe: Störung und Ruhe. Mit immer denselben Worten klagt er, daß er zu bewegt ist, zu störrisch, zu zerstörbar, *ewig Ebb und Flut*<sup>46</sup>, ewig zwischen *Hoffnung und Erinnerung*<sup>47</sup>, andauernd mit seiner Rettung beschäftigt, immer kämpfend um einen *festen und getreuen Sinn*<sup>48</sup>. Und diese Lebensbedingung wird ganz direkt die Grundlage seines Arbeitsprogramms. Weil

er nicht erfolgreich leidend und zielstrebig Jahresringe ansetzen kann wie der Klassikgründer in Weimar – bitte, meine Damen und Herren, man kann nicht Hölderlin rühmen und den Weimarer Goethe nicht schmähen –, weil er dieses seiner selbst immer ungewisse, auf riskante Erfahrung angewiesene, das heißt also auf Bewegung angewiesene ICH hat, deshalb fällt ihm zum Beispiel in der Geschichte *das Vorübergehende und Abwechselnde der menschlichen Gedanken und Systeme fast tragischer auf... als die Schicksale, die man gewöhnlich allein die wirklichen nennt*<sup>49</sup>. Das ist seine Tendenz zur Allgemeinheit, seine Angewiesenheit auf Bewegung, seine dialektische Natur, was soviel ist wie ein weißer Schimmel. Die Kehrseite davon ist seine *Scheue vor dem Stoffe*<sup>50</sup>, seine Angst, ein *leerer Poet*<sup>51</sup> zu werden; aber er bestimmt sich dazu, die Wirklichkeit, in der Stoff und Störung daheim sind, nicht zu meiden.

Er schreibt: *Weil ich zerstörbarer bin als mancher andre, so muß ich um so mehr den Dingen, die auf mich zerstörend wirken, einen Vorteil abzugewinnen suchen, ich muß sie nicht an sich, ich muß sie nur insofern nehmen, als sie meinem wahrsten Leben dienlich sind. Ich muß sie, wo ich sie finde, schon zum voraus als unentbehrlichen Stoff nehmen, ohne den mein Innigstes sich niemals völlig darstellen wird. Ich muß sie in mich aufnehmen...* <sup>52</sup> Das ist Kafka, möchte man sagen. So erarbeitet er sich dann die 'Verfahrungsweise des poetischen Geistes'; was er aber als solche beschreibt, ist eine Schilderung der menschlichen Entwicklung als dialektische. Daß Hölderlin diese Denkart nicht bloß beim Freund Hegel im Stift gehört hat, zeigt sein Verhältnis zur Natur. Hölderlin war kein Idealist. Für ihn ist die Natur nicht, wie für Hegel, etwas, was der menschliche Geist hinter sich gelassen hat, ein Bereich, in dem sich nichts mehr tut. Der Satz von Engels, daß die Natur „eine wirkliche Geschichte durchmacht“<sup>53</sup>, wird in Hölderlins Gedichten immer wieder vollzogen. Und was noch zu Hölderlins Lebzeiten in Heilbronn von Julius Robert Mayer gedacht wurde – die Entdeckung der Erhaltung und der Verwandlung der Energie –, das ist Hölderlin nicht fremd; daß nichts umsonst ist, hat der für Kräftebewegungen ungemein empfindliche Hölderlin andauernd bemerkt.

Nun wirkt das ja alles immer gleichzeitig, das ist das Schwierige in unserer auf Nacheinander angewiesenen Auffassungsgabe: französische Revolution; die Enttäuschung, daß sie im Vaterland nicht wirkt; die Be-

<sup>41</sup> Kl St A, Bd. 6, S. 416, und S. 340, 328 f.

<sup>42</sup> Kl St A, Bd. 6, S. 416.

<sup>43</sup> s. St A, Bd. 4, S. 251 ff. „Über die Verfahrungsweise des poetischen Geistes.“

<sup>44</sup> Wilhelm Michel, Das Leben Friedrich Hölderlins, Frankfurt 1967, S. 43 f.

<sup>45</sup> Kl St A, Bd. 6, S. 296.

<sup>46</sup> Kl St A, Bd. 6, S. 63; 220; 265.

<sup>47</sup> Kl St A, Bd. 6, S. 105.

<sup>48</sup> Kl St A, Bd. 6, S. 331 f; 130; 275 ff; 282 ff; 324 f; 351 f; 416; 432.

<sup>49</sup> Kl St A, Bd. 6, S. 323.

<sup>50</sup> s. Anm. 38.

<sup>51</sup> Kl St A, Bd. 6, S. 334.

<sup>52</sup> Kl St A, Bd. 6, S. 312.

<sup>53</sup> Friedrichs Engels, Anti-Dühring, Berlin 1968, S. 26.

schämung, tatenlos zusehen zu müssen; die ausbleibende Bestätigung des Dichters durch die Deutschen; also das immer aufgeschobene Leben; die allmähliche Reduktion der Beziehungen auf die Verwandtschaft, vor allem nach der abgewürgten Liebe zu Frau Gontard; Ersetzung der gegenwärtigen Welt durch Natur und Geschichte und Zukunft, auch im Arbeitsprogramm; und, durch all diese Umstände bedingt, der Fortschritt der Krankheit; und all diese Umstände wieder durch die fortschreitende Krankheit weiter verschärft.

Die Krankheit gehörte so sehr zu den Bedingungen seines Stils, daß es keinen Sinn hat, sich auch da noch pseudohölderlinisch auszudrücken und zu sagen, er sei in eine „Umnachtung“ gefallen, gar noch in eine seelische.

Abgesehen davon, daß das die fürchterlichen Vorgänge unterschlägt, von den Rasereien gegen Mutter und Schwester in Nürtingen, zur Verladung in die Kutsche in Homburg, bei der er den Transporteuren mit seinen verwilderten Fingernägeln heftig blutende Gesichter schlug<sup>54</sup>, bis zur Zwangsjacke und Gesichtsmaske im Tübinger Klinikum, abgesehen davon ist die Krankheit schon sehr viel früher eine Lebensbedingung für Hölderlin als es die Mär von der plötzlichen Umnachtung nach 1800 wahrhaben will. Im vorläufigen Stadium wird in steigender Spannung das Bevorstehende erlebt, sagt die Psychiatrie: Selbstwertminderung oder -steigerung, ein Drittes gibt es nicht<sup>55</sup>. Der Überspanntheit folgt der Spannungsabfall, die Mutlosigkeit, das „Umfeld“ erhält „einen befremdlichen neuen physiognomischen Zug, den es bisher noch niemals hatte. Es sieht kalt und feindselig auf den Erlebenden, wie auf einen, über dem man den Stab gebrochen hat“<sup>56</sup>. Schon 1795 schildert der Freund Magenau den aus Thüringen gescheitert nach Nürtingen zurückgekehrten Hölderlin so: „abgestorben allem Mitgefühl mit seines Gleichen, ein lebender Todter“<sup>57</sup>. Und daß das keine Übertreibung ist, bestätigt Hölderlin selbst. In einem Brief an Schiller schreibt er im September 95: *Ich fühle nur zu oft, daß ich eben kein seltner Mensch bin. Ich friere und starre in dem Winter, der mich umgibt. So eisern mein Himmel ist, so steinern bin ich*<sup>58</sup>. In diesem Winter im September ist der neue „physiognomische Zug“ unübersehbar. Und die dafür notwendigen Wörter setzen sich durch. Das Wortfeld: einsam, kalt, klanglos, sprachlos, stumm, setzt sich fort mit ehern, eisern<sup>59</sup>.

<sup>54</sup> Werner Kirchner, *Der Hochverratsprozess gegen Sinclair*, Frankfurt 1969, S. 180; 219.

<sup>55</sup> K. Conrad, aaO, S. 19 f.

<sup>56</sup> ebd., S. 46.

<sup>57</sup> W. Michel, aaO, S. 128.

<sup>58</sup> Kl St A, Bd. 6, S. 197.

<sup>59</sup> Vgl. Kl St A, Bd. 1, S. 95; 97; 204; 232; 298; 304; Bd. 2, S. 10; 11; 12; 75; 81; 87; 121; Bd. 6, S. 357; 431; 433.

In dieser Zeit gewinnt er sich in der Natur jene ihm notwendige *harmische Entgegensetzung*, also eine bewegte, lebendige Beziehung, ohne daß er gleich Zerstörung fürchten muß. Durch christliche Erziehung und durch Irritation durch die idealistischen Fremdlinge Schelling, Schiller, Hegel und Fichte war ihm Natur etwas Verhülltes geworden; bis in die Zeit der Tübinger Hymnen. Ein solches Verhältnis hat bei Hölderlin immer eine zuverlässige sprachliche Entsprechung. Der Mäher *entkleidet* die Wiese<sup>60</sup>, die Heide ist *nackt*<sup>61</sup>, vor Homer steht die Natur *mit abgelegten Hüllen* da<sup>62</sup>, und in dem Hölderlin-Hit heißt es dann, rückblickend: *Da ich noch um deinen Schleier spielte . . .*<sup>63</sup> Danach wird die Natur vorzüglich durch Wortbildungen mit All- gefeiert: Allumfassende, Allesbelebende, Allesverwandelnde. Allgegenwärtige<sup>64</sup>. Vor allem aber wird ein Wort vollkommen der Anwendung auf Menschen entzogen und ausschließlich in den Dienst des Ausdrucks der Natur gestellt: das Wort *lächeln*. Nach der Tübinger Zeit kommt es, wenn ich nichts übersehen habe, kein einziges Mal mehr für Menschen vor. Jetzt *lächelt das Bild der Erde*<sup>65</sup>, Helios, der Äther. Licht und Luft werden von Hölderlin ganz konkret *himmlisch* genannt. Als Himmlische nennt er sie Götter; und vom Wort Natur aus, die ihm jetzt immer *lächelt*, wird *lächeln* auch für das Auffallendste in der Natur möglich, also für den Äther, für die Luft, das Licht, für die Himmlischen, die Götter<sup>66</sup>. Das Lächeln wird geradezu zu einem Rangabzeichen in den späteren Gedichten. Kommt es vor, weiß man, es handelt sich um einen Gott. Aber was ist das, ein Gott? Einmal also verdankt er sich der physiognomiesetzenden Kraft<sup>67</sup> des von der Gesellschaft nicht Aufgenommenen, des schwer erschütterten Einsamen. Im Jahr 98 schreibt Hölderlin dem Bruder: *So müssen wir auch der Gottheit, die zwischen mir und Dir ist, doch wieder von Zeit zu Zeit das Opfer bringen; das leichte, reine, daß wir nämlich zueinander sprechen von ihr*<sup>68</sup>. Die Beziehung zum Bruder, die Verwandtschaft ist hier eine Gottheit.

In einem späten hymnischen Entwurf heißt es: *Was ist Gott? unbekannt, dennoch / Voll Eigenschaften ist das Angesicht / Des Himmels von ihm. Die Blitze nämlich / Der Zorn sind eines Gottes. Jemehr ist eins / Unsicht-*

<sup>60</sup> Kl St A, Bd. 1, S. 60.

<sup>61</sup> Kl St A, Bd. 1, S. 199.

<sup>62</sup> Kl St A, Bd. 1, S. 182.

<sup>63</sup> Kl St A, Bd. 1, S. 198.

<sup>64</sup> Kl St A, Bd. 1, S. 177; 259; Bd. 2, S. 23; 34; 122.

<sup>65</sup> Kl St A, Bd. 1, S. 197.

<sup>66</sup> Kl St A, Bd. 1, S. 94; 159; 182; 185; 195; 197; 214; 258; Bd. 2, S. 8; 23; 43; 51; 85; 123; 151; 153; 154; 156; 159; 213; 221.

<sup>67</sup> Vgl. K. Conrad, aaO, S. 71.

<sup>68</sup> Kl St A, Bd. 6, S. 316.

bar, . . . schicket es sich in Fremdes. Aber der Donner / Der Ruhm ist Gottes<sup>69</sup>. Das ist, glaube ich, das Endstadium dieses Wortes bei Hölderlin.

Vorher waren die Himmlischen jene ganz konkreten Naturkräfte. Sie wurden ihm zum Zeichen. Er fühle sich gemeint. Deutlich kann man sagen: Gott ist alles, was sich noch an ihn wendet. Jede noch mögliche Beziehung. Und je wehrloser er wird, desto übermächtiger die Erscheinungen, also desto größer Gott. Kein Wort kommt in den späteren Gedichten auch nur annähernd so häufig vor wie Gott und Götter und göttlich. Ich habe in der Böschenstein-Konkordanz<sup>70</sup> flüchtig gezählt: rund 320mal. An zweiter Stelle: Himmel und Himmlische, an die 280mal. Als drittes folgen Wörter mit *Liebe*. Dann folgt *Leben*, dann *gehen*, dann *kommen*, dann *Tag*, dann *sehen* und *schauen*, dann *Mensch*, *Zeit*, *sagen* und *nennen*, dann *Erde*, *Geist*, *Freude*. Es hilft wenig, zu sagen, er sei einfach fromm gewesen. Fromm war er sicher und in dem allerbestimmbarsten Sinn, daß er sich nämlich als Teil eines Prozesses sah, als Einzelnes, das ohne Aufhebung im Ganzen kalt und klanglos stumm war.

Ich möchte noch einmal die Psychiatrie hereinbitten. Zur beginnenden Schizophrenie gehört, nach Jaspers, „das unmittelbar sich aufzwingende Wissen von Bedeutungen“<sup>71</sup>; ein anderer Wissenschaftler stellt fest, im Wahn bestehe ein „gesteigerter und erweiterter Vorrang von Wesenseigenschaften an bestimmten Wahrnehmungsgegenständen“<sup>72</sup>. Und als unübersehbar wird an den Erkrankten immer wieder festgestellt: sie hätten das Gefühl, alles werde ihretwegen veranstaltet. Viele hörten Stimmen. Davon ist Hölderlin frei. Aber nur allzu oft spricht er von seinem Auge und den Zeichen. Er fühlt sich gemeint, betroffen von den Himmelszeichen.

Darüber gibt deutlich Auskunft das Wortfeld Himmel-Wolke-Strahl-treffen-Worte-Gabe-nennen-entzünden-schlummern-wecken<sup>73</sup>. Die Psychiatrie hat beobachtet, wie außerordentlich empfindlich die Erkrankten auf ihre Umwelt reagieren. Wie treffbar sie sind. Wie wehrlos. Und noch eins: den Psychiatern ist offenbar auch ganz geläufig, daß die Betroffenen eine sonst völlig unbekannte Fähigkeit haben, die „Tiefe“<sup>74</sup> eines solchen, für andere nicht weiter wichtigen Ereignisses zu empfinden. Im Betroffenen

hat sich, sagt der Psychiater, ein „abnormes Bedeutungsbewußtsein entwickelt“<sup>75</sup>.

Der Psychiater K. Conrad zitiert von einem Schizophrenen folgenden Satz: „Ich glaubte, ich strebte zum Licht, aber es war immer nur die Angst vor dem Dunkel“<sup>76</sup>. Dieser Satz wurde nicht in tiefsinniger Absicht fabriziert, sondern damit schilderte der Kranke ganz einfach, wie er durch eine Bahnunterführung gegangen war. So wirkt diese Krankheit selbst auf einen Nicht-Hölderlin, Conrad bezeichnet in seiner Gestaltanalyse die zwei Hauptphasen dieser Krankheit mit Apophanie und Apokalypse, also mit dem Wort „offenbaren“.

Auch in diesem Umkreis steht Hölderlin. Schmälert es ihn denn, wenn er der ihm aufgehalsten Krankheit nun noch Fähigkeiten abgerungen hat? Freud, zum Beispiel, hat die Psychose nicht nur als Krankheit gesehen, sondern auch als Versuch einer Heilung. Hölderlins Abwendung von den Menschen ist ein Heilungsversuch<sup>77</sup>. Der ungeheure Ausbau seiner Mittlerrolle in Natur und Geschichte ist ein Heilungsversuch. Wie er dann das, was ihm da in Natur und Geschichte entgegenkommt, erlebt, wie sehr es ihn betrifft und was er deshalb daraus macht, das hat auch mit einer von der Krankheit erzeugten Fähigkeit zu tun.

Auf diesem Wege, glaube ich, wurden dem immer wehrloseren, treffbareren, einsameren Hölderlin die Naturerscheinungen zu so gewaltigen Adressen an ihn selbst. Erstaunlich dabei ist, daß er nicht noch früher erstarrte; daß er diese Szene andauernd in der Vermittlungsbewegung hielt; daß es ihm gelang, diese Götter solange als Prozeßfiguren zu sehen und sie nicht einfach anzubeten. In den Gedichten, in denen Gott, Götter, göttlich etwa 320mal und Himmel und himmlisch etwa 280mal vorkommen, kommt drei Mal das Wort *beten* vor.

. . . daß . . . / Furchtlosrege der Geist . . . / . . . sich üb, und die Göttersprache, das Wechseln / Und das Werden versteh . . . (‘Der Archipelagus’)<sup>78</sup>.

Also, die Götter sind Prozeßkräfte und nichts Geoffenbartes, auf das man mit Verehrung reagieren könnte. Man muß sie aufnehmen, daß sie als Wirkung zu sich kommen. Wenn man noch Hölderlins übermäßigen reflexiven Gebrauch der Verben dazunimmt, wird noch deutlicher, daß es sich nicht um Offenbarung in irgendeinem bekannten Sinne handeln kann.

*Positive Offenbarung* ist ihm wörtlich ein Unding, . . . *wo der Offenbarende nur alles dabei tut, und der, dem die Offenbarung gegeben wird,*

<sup>75</sup> Vgl. K. Conrad, aaO, S. 20.

<sup>76</sup> K. Conrad, aaO, S. 82.

<sup>77</sup> Leo Navratil, Schizophrenie und Sprache, München 1968, S. 38.

<sup>78</sup> Kl. St A, Bd. 2, S. 116.

<sup>69</sup> Kl. St A, Bd. 2, S. 218.

<sup>70</sup> Bernhard Böschenstein, Konkordanz zu Hölderlins Gedichten nach 1800, Göttingen 1964.

<sup>71</sup> K. Conrad, aaO, S. 46.

<sup>72</sup> K. Conrad, aaO, S. 59.

<sup>73</sup> Vgl. entzünden: 1, 255; 259, 2, 123; 136; Gewölk, Strahl, Flamme: 2, 9; 41; 48; 95; 127; Gabe, Wort, senden, treffen: 2, 71; 96; 97; 98; 103; 123; 124; 131. Sichtbarste Erscheinung dieses Wortfeldes: „Wie wenn am Feiertage . . .“

<sup>74</sup> Vgl. Bd. 2, 122 ff.; K. Conrad, aaO, S. 89.

nicht einmal sich regen darf, um sie zu nehmen, denn sonst hätte er schon von dem Seinen etwas dazu gebracht<sup>79</sup>. Er will andauernd zeigen, daß nichts für sich sein kann, *alles greift ineinander und leidet, so wie es tätig ist . . .*<sup>80</sup> Seine Himmlischen, auch sein immer mehr hervorragender Gott, sie sind nie für sich. Es gehört immer erst ein anderes dazu, daß eines *sich* wieder kennt, oder neu *sich* fühlt, oder einst *sich* nennt, oder überhaupt *sich* wieder findet: Der Geist im Menschenwort, der Vater unter den Lebenden, das Licht in den Frohen<sup>81</sup>. . . *gleichwie auch an den Pflanzen / Die Mutter Erde sich und Licht und Luft sich kennet*<sup>82</sup>.

Da uns das dialektische Vermögen und das Vermögen der Dialektik durch geschichtliche Erfahrung seitdem bekannter geworden sind, bringt die Ausschließlichkeit, mit der er seine Sache auf Vermittlung stellt, ihn uns nur näher. Ohne weiteres sind uns die Stromgesänge als schönste Vermittlungsmodelle deutlich. Ohne weiteres seine Vorliebe für die großen Vermittler Rousseau, Herkules, Bacchus, Christus und Kolumbus. Ich halte es für grotesk, daß er Mythen gebildet haben sollte. Und selbst wenn er's getan hätte, so müßten wir, wie er es Sophokles gegenüber tat, die Mythen *beweisbarer darstellen*<sup>83</sup>.

Aber es genügt schon, sein prozessuales Denken ernst zu nehmen. Da gibt es keine dualistische Eingeteiltheit in Geist und Materie, Kunst und Leben, Kunst und Wirklichkeit. Hölderlin konnte den Prozeß auch nicht nur denken. In einem Aufsatzentwurf spottet er über die Weisen, die *nur mit dem Geiste, nur allgemein unterscheiden* und dann *schnell wieder ins reine Sein zurückeilen* und den Prozeß enden lassen<sup>84</sup>.

Hölderlin fühlte sich bis zur Unerträglichkeit in diesem Prozeß beschäftigt, von ihm ergriffen. Er fühlte sich verantwortlich, denn ohne Vermittlung verwildert der Prozeß. Aber der Dichter ist kein Individuum. Als Einzelner wäre der immer sinnlos.

Dichter, das bezeichnet ganz genau einen Beruf, eine Vermittlungsfunktion. Und die Gesänge des Dichters sind ausschließlich dem Vaterland

zur Hilfe bestimmt. Aber was fehlte denn dem Vaterland? Litt es an der Götterferne? Was hat er denn den Deutschen vorgeworfen? Daß sie zu sehr am Eigenen klebten, daß sie nicht aufbrächen, daß sie sich nicht im Fremden erfahren wollten, daß sie sich *an ihren Erwerbissen und Ererbissen zu Tode schleppen*, einen Mangel an Trieb zur Erfahrung<sup>85</sup>. *Die republikanische Form in unsern Reichsstädten (ist) tot und sinnlos geworden, weil die Menschen nicht so sind, daß sie ihrer bedürften, um wenig zu sagen*<sup>86</sup>.

Er hat, in anderer Stimmung, innig gehofft, daß es sich nur um einen Schlaf handeln möge, rundum, daß in der geschichtlichen Stagnation sich insgeheim etwas vorbereite, und an dessen Weckung wollte er mitarbeiten. Er hatte ja dieses schöne und riesige Vertrauen in den *Genius des Volkes*. Er hat dieses eine große Beispiel gegeben, den Aufbruch nach Griechenland, um im Erfahren des Fremden den schwierigen Gebrauch des Eigenen, des *Nationellen* zu erlernen<sup>87</sup>. Und er hat das andere Beispiel gegeben: die Erfahrung des Eigenen in der Natur. Politisch sah er um sich her das ausfaulende Reich. Der Natur gegenüber sah er, von Leibniz bis Fichte und in jeder christlichen und feudal-bürgerlichen Kleinigkeit, nur ein Herr-Knecht-, ein reines Ausbeutungsverhältnis.

Also: Anstoß, Erweckung, Wirkung, Veränderung. Deshalb wird ihm schließlich jedes Gedicht zum Medium, in dem sich der erwünschte Prozeß andauernd ereignet. Hölderlin hat sich nie ganz vom Prozeß der französischen Revolution abgewandt und er hat sie auch nicht erst begrüßt, als sie in einem Kaiser zur Erstarrung gekommen war. *Es ist nur ein Streit in der Welt*, schreibt er seinem Karl, *was nämlich mehr sei, das Ganze oder das Einzelne*<sup>88</sup>.

An Sinclair schreibt er, in jedem *Produkt* könne der *Anteil, den das Einzelne am Produkte* habe, *niemals völlig unterschieden werden vom Anteil, den das Ganze daran hat*. Es sei sogar *die erste Bedingung alles Lebens und aller Organisation, daß keine Kraft monarchisch ist . . .* Und so weiter<sup>89</sup>. Überall, wo man ihn anrührt, dieses *vollständige Bewußtsein*, dieser Blick auf das Ganze. Man könnte davon träumen, was geschehen wäre, wenn Deutschland diesen Anstoß empfunden hätte.

Er wollte schließlich, daß der Inhalt seiner Gedichte das Vaterland unmittelbar anginge. Das höchste Vorstellbare für ihn: der *Geist des Vaterlands* sollte sich in seiner Sprache finden. *So krönet, daß er schauernd es*

<sup>79</sup> Kl St A, Bd. 6, S. 323.

<sup>80</sup> Kl St A, Bd. 6, S. 323.

<sup>81</sup> Die letzten vier Strophen der Ode „Ermunterung“ hören so auf: „sich neu verkündet“; „sich entfaltet“; „sich findet“; „sich ausspricht“; Bd. 2, S. 36 f. Vgl. 1, 41 (sich sehen); 1, 67 (sich begrüßen); 1, 307 (sich erfreuen); 1, 309 (sich gesellen); 2, 122 (sich fühlen); 2, 127 (sich finden); Hölderlin, Werke und Briefe, aaO, Bd. 1, S. 165 (sich erfahren).

<sup>82</sup> Hölderlin, Werke und Briefe, aaO, Bd. 1, S. 166.

<sup>83</sup> Kl St A, Bd. 5, Übersetzungen, Stuttgart 1954, S. 292.

<sup>84</sup> Kl St A, Bd. 4, S. 247.

<sup>85</sup> Kl St A, Bd. 6, S. 326.

<sup>87</sup> Kl St A, Bd. 6, S. 456.

<sup>89</sup> Kl St A, Bd. 6, S. 322 ff.

<sup>86</sup> Kl St A, Bd. 6, S. 365.

<sup>88</sup> Kl St A, Bd. 6, S. 448.



*fühlt, / Ein Segen das Haupt des Sängers / Wenn dich, der du / Um deiner Schöne willen, bis heute, / Namlos geblieben, o göttlichster! / O guter Geist des Vaterlands, / Sein Wort im Liede dich nennet*<sup>90</sup>.

Davon hat er uns eine kräftige Ahnung gelassen. Das *Nächste Beste*, das stand auf seinem Programm! *Abendlich wohlgeschmiedet / Vom Oberlande biegt sich das Gebirg . . .*<sup>91</sup> Er wollte das nicht versäumen. Griechenland sei an diesem Versäumnis zugrunde gegangen.

Ich glaube auch nicht, daß wir Hölderlin entsprechen, wenn wir meinen, er hätte in seinem Prozeßgedicht immer nur den Dichter exponieren wollen. Und auch noch als etwas Besonderes. Im Hyperion heißt es: *Da übte das Herz sein Recht, zu dichten, aus . . . Und, wie die Vergangenheit, öffnete sich die Pforte der Zukunft in mir*<sup>92</sup>. Dichten ist also ein allgemeines Verhalten. Ein Nichteinschlafen im Augenblick. Jeder, der mehr von Vergangenheit und Zukunft als von Gegenwart lebt, ist ein Dichter.

Auch der Dichter ist, wie Gott und die Götter, nur eine Prozeßfigur. Er ist einfach der gesellschaftliche Teil in dieser Vermittlungsbewegung. Auf jeden läuft doch andauernd Zukunft zu. Jeder ist doch andauernd in Gefahr, bei sich einzuschlafen; das Neue, das Nächste, das Kommende abzuwehren oder um sein Recht zu betrügen. Dazu ist er abgerichtet im Interesse des Herrschenden oder der Herrschenden. Er läßt sich die Rolle verpassen, die von der Gesellschaft scharf verfügte und noch schärfer überwachte Identität. Karyatiden-Identität. Ein System aus gefangenen Bewegungen. Wie hätte sonst das Wort „Systemimmanenz“ zu solchen Ehren kommen können! Systemimmanenz und Tautologie, das ist der süße Senf, der alles so konsumierbar macht. Nicht über uns hinaus, das ist das eherne Limit. Wer den Widerspruch produziert, die Entgegensetzung, der erhält viele Arten von Prügeln. Schon Unsicherheit wird bestraft. Am liebsten eben das schwerpunktsichere Raubtiersgemüt. Bewegungen nur wegen Beute.

Und andauernd wird uns Angst eingebleut vor der Zukunft. Die Herrschenden, das verfügende Bürgertum, sie machen uns zu ihren Komplizen. Auch wir sollen Angst haben vor Veränderung. Das ist gelungen. Wir haben Angst. Wir kennen uns schier selber nicht mehr vor Stillstand. Wir müssen uns wahnsinnige Sachen vorführen lassen, damit wir uns ein bißchen erfahren. Und weil uns die Gesellschaft, die nicht nach unserem Interesse, nicht nach dem Interesse der Mehrheit bestimmt ist, nur ein nirgends

<sup>90</sup> Kl St A, Bd. 2, S. 212 f.

<sup>91</sup> Kl St A, Bd. 2, S. 246 ff.

<sup>92</sup> Kl St A, Bd. 3, Stuttgart 1958, S. 73.

hinreichendes Selbstbewußtsein erlaubt, deshalb sind wir sehr verletzlich und gegeneinander so feindselig. Sogenannte Individualisten. Damit wir ja nicht zusammenfinden. Wir erfahren uns nicht mehr in Bewegungen, sondern in Fixierungen. Das macht uns verbotssüchtig, zukunftscheu, nervös, arbeitssam, rücksichtslos und traurig.

Hölderlin hat wohl beides in hartem Wechsel andauernd an sich selbst erfahren, die Gefahr zu erstarren und, im Bewußtwerden dieser Gefahr, den Trieb aufzubrechen, sich riskant dem Entgegengesetzten auszusetzen, sich in ihm zu verlieren. In Homburg war sein Zimmer mit den Karten der 4 Weltteile dekoriert<sup>93</sup>.

Er hat gewußt, daß *vaterländische Umkehr* in die *Wildnis* führen kann oder *in die neue Gestalt*<sup>94</sup>. Er hat gewußt, daß man in diesem Entscheidungsprozeß nicht neutral sein kann. Er hat sich Versöhnungsfeiern vorgestellt, Brautfeste der Tendenzen. *Vollendruhe. Goldrot*<sup>95</sup>.

Das ist seine Utopie. Und wir sind so wenig in die Schule bei ihm gegangen, daß wir uns ohne weiteres am Ziel der Geschichte wännen. Wir glauben, den Prozeß überlisten zu können. Zwei Parteien rotieren bewegungslos. In ihrer Umarmung soll der Prozeß endgültig einschlafen. Dabei ist das Entgegengesetzte, der Sozialismus, innerhalb der deutschen Tür.

Nicht als unser Untergang, sondern als Übergang. Und nicht als sein Untergang, sondern als Übergang. Hölderlin hat sich der Spannung solcher Geschichtsaugenblicke ausgesetzt.

*Ist ein solches Phänomen tragisch, so gehet es durch Reaktion, und das Unförmliche entzündet sich an Allzuförmlichem*<sup>96</sup>. Reaktion, das ist das äußerste Gegenteil von dialektischer Vermittlung. Wir leben in diesem Zustand. In der auf nichts als auf Reaktion gestellten Auseinandersetzung, *streiten die Beteiligten nicht mehr um die Wahrheit*, sagt Hölderlin; das Charakteristische sei, sagt er, *daß sie als Personen im engeren Sinne, als Standespersonen gegeneinander stehen, daß sie sich formalisieren*<sup>97</sup>.

Ich will ihn nicht viel länger so unmittelbar herbitten. Aber ihm zu entsprechen, das heißt nicht, bei sich selbst wie am Ziel zu bleiben, das hieße vielmehr, den Widerspruch, den der Zustand doch aus sich selbst produziert, nicht unterdrücken und betrügen zu wollen, sondern sich in ihm zu erfahren und mit ihm die *neue Gestalt* heraufzuführen.

<sup>93</sup> Kl St A, Bd. 6, S. 378.

<sup>94</sup> Kl St A, Bd. 5, S. 295.

<sup>95</sup> Kl St A, Bd. 2, S. 262.

<sup>96</sup> Kl St A, Bd. 5, S. 295.

<sup>97</sup> Ebd., S. 295 f.



Der Anstoß Hölderlins ist bis heute schöne Literaturgeschichte geblieben. Das heißt, es gelingt uns offenbar nicht, ihn zu verstehen. Oder: wir nehmen ihn nicht ernst. In der vollendeten 'Friedensfeier' hat er mitgeteilt, wohin die Geschichte nach allen Vermittlungen gelangen soll, sein zukünftiges Jetzt heißt – und daraufhin wollen wir uns dann einmal anschauen: . . . jetzt, / *Da Herrschaft nirgend ist zu sehn bei Geistern und Menschen.*

## HÖLDERLIN UND SOPHOKLES\*

VON

WOLFGANG BINDER

Der Titel dieses Vortrags enthält zwei Namen, die heute zur geistigen Gestalt dessen gehören, was man das Abendland nennt. Den einen, Sophokles, sah schon Hölderlins Zeit in diesem Licht. Den andern hat erst unser Jahrhundert so zu sehen gelernt, und ob auch seine Übersetzungen des Sophokles in dieses Licht zu rücken seien, darüber schwankt das Urteil noch. Es scheint, wir berühren ein Stück nicht nur abendländischer Bildungsgeschichte, sondern abendländischen Selbstverständnisses, wenn wir nach Hölderlin und Sophokles fragen.

Indessen: liegt unserer Gegenwart an dieser Bildung und an diesem Selbstverständnis? Ist sie nicht vielmehr damit beschäftigt, sich vom Ballast ihrer bildungsbefrachteten Vergangenheit zu befreien und das schon öfters totgesagte Abendland endgültig zu begraben? Und wenn das so ist, kann unser Thema dann mehr als den Versuch bedeuten, sich an einem Beispiel klarzumachen, wovon wir Abschied nehmen sollen?

Das ist ohne Ironie gesagt. Das Mißvergnügen an der Geschichte wächst, und der Wille zum geschichtslosen Neubeginn kann nicht als die Utopie einiger Zeitgenossen abgetan werden, die nicht geschichtlich denken können. Man *will* nicht mehr geschichtlich denken, ob man den Hemmschuh des historischen Bewußtseins fürchtet oder in der Geschichte die Kategorien vermißt, die einer veränderten und sich noch ständig verändernden Gegenwart gewachsen wären. Es ist auch ohne Resignation gesagt. Denn was berechtigt uns zu der Annahme, weil wir seit zweihundert Jahren geschichtlich denken, müsse das so fortgehen? Warum sollte nicht eine Zukunft, der sich das Abendland im goldnen Rauch der Sage aufgelöst hat, in ihrer Weise glücklicher sein als eine Gegenwart, die sich unablässig an ihren Überlieferungen ärgert und dennoch nicht mit ihnen zurecht kommt? Das Pro und Contra Tradition ist eine der Weisen, in denen sich die Krisis der Gegenwart äußert, und das Gleichgewicht scheint sich vom „Nutzen“ zum „Nachteil der Historie für das Leben“ verschoben zu haben.

Hölderlin kannte diese Situation; er hat sie zweimal mit verschiedener Antwort dargestellt. Dem aufgewühlten, wie aus krankem Körper aus

\* Vortrag, gehalten bei der Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft am 22. März 1970 in Tübingen.

dem alten Gleise erstarrter Ordnungen sich sehnenen Agrigent rät Empedokles:

*So wagt! was ihr geerbt, was ihr erworben,  
Was euch der Väter Mund erzählt, gelehrt,  
Gesetz und Brauch, der alten Götter Namen,  
Vergeßt es kühn, und hebt, wie Neugeborne,  
Die Augen auf zur göttlichen Natur.*

Im gleichen Sinne und mit dem Blick auf das übermächtige Erbe der Antike erklärt ein Aufsatz: „Es scheint keine andere Wahl zu sein, als erdrückt zu werden von Angenommenem und Positivem, oder, mit gewalt-samer Anmaßung, sich gegen alles Erlernte, Gegebene, Positive als lebendige Kraft entgegenzusetzen.“ Ist die Tradition zur Fessel geworden – denn das „Positive“ ist das Gesetzte, das nur mehr gilt, weil es ist – dann bewegen ihre Werte nichts mehr und es hilft nur der Durchbruch in den traditionsfreien Raum eines eigenen und neuen Anfangs.

Trotzdem hat Hölderlin Sophokles übersetzt. Und in den ‘Antigone’-Anmerkungen ist zu lesen: In der Krisis, da, wo der „Geist am mächtigsten erwacht“, müsse der Mensch sich auch „am meisten festhalten“, und das geschichtliche Analogon dieser Krisis, die „vaterländische Umkehr aller Vorstellungsarten und Formen“, sei „ohne allen Halt dem Menschen als erkennendem Wesen unerlaubt“. Woran aber soll man sich festhalten, wenn das Kommende noch ungewiß ist? Offenbar am Gewordenen. Nicht um es zu verewigen – damit verewigte man nur die Krisis –, sondern um es zu verstehen. Denn wohin gehen kann ich nur, wenn ich weiß, woher ich komme. Dem „erkennenden“ Menschen, sagt Hölderlin, sei nicht erlaubt, sich in der Krisis dem Augenblick und seinen wechselnden Parolen hinzugeben.

Schon der Aufsatz ‘Das Werden im Vergehen’, worin Hölderlin das Wesen einer geschichtlichen Wende und ihrer Darstellung in der Kunst beschreibt, erklärt diese Notwendigkeit. Das Neue – heißt es hier – geht nicht einfach aus dem Alten, sondern aus der unerschöpflichen Fülle der geschichtlichen Möglichkeiten hervor, die während der Herrschaft eines bestimmten Weltzustandes verdeckt sind, jetzt aber in die „Lücke“ zwischen dem vergehenden Alten und dem werdenden Neuen hereindrängen. Soll nun die Wahl der einen Möglichkeit, die sich verwirklicht – denn nur eine kann Realität werden – nicht der tödlichen Gefahr des Zufalls überlassen bleiben, so muß zuvor etwas ins Reine gebracht werden: das Wesen des Alten und das Warum seines Untergangs muß ganz begriffen sein. Dieses rekapitulierende Begreifen nennt Hölderlin die „Erinnerung“ und

die „idealische Auflösung“, die geistig auflöst, d. h. analysiert, was geschichtlich vergeht. Ist sie geleistet, dann wird der Schritt ins Neue nicht mehr wie zu Beginn der Krisis ein „Gegenstand der Furcht“, sondern ganz der „sichere, unaufhaltsame, kühne Akt“ sein, der er sein muß, wenn den neuen Äon das Ja seiner Zeitgenossen tragen soll. – Es wäre schön, wenn wir heute schon so weit wären; aber wir befinden uns noch im Stadium der Furcht.

Solche Äußerungen und das oft bekundete Bewußtsein, einer Zeit des politischen und geistigen Umbruchs Antwort zu schulden, lassen den Schluß zu, Hölderlin habe Sophokles übersetzt, nicht um die deutsche Übersetzungsliteratur zu bereichern oder seine Übersetzerfähigkeiten zu erweisen, sondern um sein eigenes Woher und Wohin besser zu begreifen, das ihm zugleich das Woher und das Wohin seines Zeitalters war. Denn Übersetzen ist ein *Übersetzen*, hinüber ans Ufer der fremden Sprache, Denkart und Kultur, und dann – zurück – das Einbringen des Fremden, damit sich an ihm das Eigne erkenne.

Folgen wir der Autorität Hölderlins, dann ist uns wohl erlaubt, auch unsern Versuch, mit geziemendem Abstand, als einen Beitrag zum besseren Begreifen unseres Woher aufzufassen. Vom Wohin zu sprechen, wäre Hybris, zumal die Geschichte nur scheinbare Wiederholungen kennt. – Ich möchte so vorgehen, daß wir uns zuerst über Hölderlins Theorie und Praxis des Übersetzens verständigen und dann seine Deutungen des ‘Ödipus’ und der ‘Antigone’, mit der gebotenen Beschränkung auf wenige Punkte, zur Kenntnis nehmen. Was ich zu sagen habe, ist mehrfach den Forschungen Friedrich Beißners, Wolfgang Schadewaldts und einer reichen klassisch-philologischen Literatur verpflichtet, aus welcher das Sophokles-Buch von Karl Reinhardt eigens genannt sei. Großentworfene Ideen bitte ich Sie nicht zu erwarten. Ich sehe meine Aufgabe darin, einen nicht einfach zu verstehenden Bereich des Hölderlinischen Werks interpretierend so einfach, wie es mir möglich ist, darzustellen.

1

In einer späten Hymne Hölderlins, dem ‘Ister’, stehen die Verse:

*Nicht ohne Schwingen mag  
Zum Nächsten einer greifen  
Geradezu  
Und kommen auf die andere Seite.*

Das „Nächste“ ist das Eigne, das „Hesperische“, später das „Vaterländische“ genannt. Es liegt auf der „anderen Seite“; denn vom „Indus“ und

vom „Alpheus“ kommt der Sprecher dieser Verse, und er hat lange draußen „das Schickliche“ gesucht, ehe er es jetzt, donauaufwärts wandernd, in der Heimat zu finden glaubt: „Hier aber wollen wir bauen.“ Die Verse umschreiben den Rückweg von Hellas nach Hesperien, und ein Dokument des Hölderlinischen Rückwegs sind die Sophokles-Übersetzungen, weit mehr als des Hinauswegs zu den Griechen. Jedoch keines leichten Rückwegs. Von „Schwingen“, die einem erst wachsen müssen, spricht das Gedicht; und den „freien Gebrauch des Eigenen“, der nur in der Fremde gelernt wird, nennt der erste Böhlendorff-Brief das Schwerste und Letzte, aber auch das Höchste, wozu ein Mensch oder eine Nation gelangen könne. – Ich darf in Stichworten an den Weg erinnern, den Hölderlin bis dahin zurücklegen mußte und der zuerst der Weg seiner Zeit war, dann aber seine eigene und mit nichts mehr zu vergleichende Richtung einschlug.

Die frühe Griechenbegeisterung Hölderlins war, wenn ich so sagen darf, eine allegorische Begeisterung. Sie galt dem Ideal, wofür die Griechen nur den Namen gaben, wie die Natur, die Harmonie und andere Geistmächte. Hölderlin blickte hinauf, wenn er nach Hellas zurückblickte; nur deshalb konnte er in Diotima eine Wiederkehr des Griechischen feiern. Die Identifikation gelang fraglos, weil sie ihn nur seiner selbst versicherte.

Dann folgt jener Aufsatz, der plötzlich die erdrückende Übermacht des griechischen Vorbildes fühlt. Das Pendel schlägt nach der anderen Seite aus; denn in genauerem Studium haben sich Hölderlin die Griechen als geschichtliche Größe bekörpert. Jetzt sind sie eine Realität wie wir, aber an kultureller Leistung uns weit überlegen. Darum drücken sie auf uns; und wenn wir nicht ewig in ihrem Schatten leben und produzieren wollen, müssen wir uns von ihnen befreien.

Indessen bereitet dieser Protest nur eine dritte Stufe der Einsicht vor: Es gibt einen Weg in der Mitte zwischen Epigonentum und Bruch mit der Tradition. Den Versuch nämlich, sich vom Dienst des griechischen Buchstabens zu befreien, um für die Erkenntnis des griechischen Geistes frei zu werden, an dem man lernt, was Geist überhaupt, also auch für eine moderne Dichtung sein kann, die auf anderem Boden steht. Er habe die griechische Literatur so lange studiert, bis sie ihm die Freiheit wiedergegeben, die sie ihm anfangs genommen habe, schreibt Hölderlin 1801 an Schiller. Denn jetzt erst sehe er, fügt er hinzu, daß die „große Bestimmtheit der griechischen Schriftsteller eine Folge ihrer Geistesfülle“ gewesen sein müsse.

Die Bestimmtheit der griechischen Dichtung, nicht Ausdruck eines Sinnes für poetische Regelmäßigkeit, wie das 18. Jahrhundert geglaubt hatte, sondern Folge einer Geistesfülle – was meint Hölderlin damit? Er meint, wie aus anderen Zeugnissen hervorgeht, der an sich ins Grenzenlose aus-

schweifende Geist der Griechen habe sich für seine Hervorbringungen die strengste Form auferlegt, um sich durch sie wie mit Klammern an die Erde zurückzubinden. Wir nähern uns Hölderlins Auffassung, Sophokles habe das Ungeheure des Schicksals, das eigentlich in den Wahnsinn führt, durch das Formgefüge der Tragödie und durch Menschen, die das Unfaßliche annehmen, ins gerade noch Ertragbare gezwungen. Von Wörtern des Wahnsinns, des „geisteskranken Fragens nach einem Bewußtsein“ und dergleichen sind Text und Deutung der sophokleischen Stücke voll, oft in bewußter Übersteigerung des griechischen Wortlauts. – Aber wir müssen diese letzte Stufe des Griechenverständnisses etwas genauer umschreiben. Es handelt sich um die vielbesprochene Frage: Griechenland und Hesperien. Ich darf mich mit kürzesten Hinweisen begnügen und mehr hervorheben, was mir bisher zu wenig beachtet scheint.

Einem Denken gemäß, das sich nicht mit der Erscheinung der Dinge begnügt, sondern nach dem „Grund“ oder „Ursprung“ fragt, dem ihre Erscheinung entwächst, sieht der späte Hölderlin auch Kulturen und Völker im doppelten Lichte dessen, was sie zeigen, und dessen, woraus sie sind. Wenn also die griechische Kunst Klarheit und Maß zeigt, so sind diese eben Kunst, nicht Natur, wie Hölderlin früher, in der Sphäre Winkelmanns und Schillers geglaubt hatte. Die griechische Natur ist von anderer, leidenschaftlich-ekstatischer Art, die er auch „aorgisch“ und „orientalisch“ nennt – vom Indus, nicht nur vom Alpheios kam der Sprecher der eben zitierten Verse – und es verhält sich vielmehr so, daß man an der Klarheit des griechischen Maßes erst ermißt, welche Exzentrik der Leidenschaft in ihm bezwungen ist. Umgekehrt steht es mit uns Hesperiern. Wir kommen aus einer Welt der starren Konvention, in der, mit Worten Hölderlins, alles „hübsch symmetrisch“ geordnet und in „Fächer“ und „Behälter“ eingeteilt ist – schon Hyperions Scheltrede verurteilt sie. Wir sind „schicksallos“ geboren; deshalb ist uns der Aufbruch in die Freiheit eines Schicksalsvollzuges aufgetragen. – So etwa stellt der erste Brief an Böhlendorff das Verhältnis dar. In den ‚Antigone‘-Anmerkungen findet Hölderlin die einfachen Formeln, das Problem der Griechen sei gewesen, „sich fassen zu können“, das unsre hingegen, „etwas treffen zu können“. Und die Hymne ‚Die Wanderung‘ versinnbildlicht den Gedanken in einem Mythos von der Begegnung beider.

Eine Form der Begegnung ist auch das Übersetzen. Aber nicht in der Weise, daß man in der Mitte zusammenträfe; die Mitte pflegt der Tod der Übersetzung zu sein. Man hat, so scheint es, nur die Wahl, das griechische Werk in deutschen Vokabeln wiederzugeben – dann bleibt es ein griechisches Werk, wird aber unlesbar – oder es in eine deutsche Dichtung um-

zuformen – dann hört es auf, eine griechische zu sein. Hölderlin denkt und löst das Problem anders. Zunächst das Denken.

Die Griechen, sagten wir, haben die Klarheit gefunden, die uns natürlich ist. Nicht als ob unsere bloß schematische Klarheit der erfüllten griechischen zu vergleichen wäre. Was man sich erwirbt, das besitzt man, und man weiß, was man besitzt, weil man es einer widerstrebenden Natur abverlangt hat. Was einem angeboren ist, das besitzt man gerade nicht, weil man es bloß ist und unreflektiert lebt. Die Vorstellung, das erste der einen Seite sei mit dem zweiten der andern identisch und umgekehrt, hat in der Hellas-Hesperien-Diskussion manche Verwirrung gestiftet. Nicht der Substanz, nur der Richtung nach gingen die Griechen aufs Abendländische zu, und in demselben bloß formalen Sinne sollen wir das Griechische suchen. Hölderlin sagt ausdrücklich, nichts sei uns mit den Griechen gemein als das „lebendige Verhältnis und Geschick“, d. h. das Schicksal, auf dem Weg über das Fremde das Eigene suchen zu müssen.

Nun glaubt er aber, und diesen Glauben müssen wir einfach zur Kenntnis nehmen, die Griechen hätten den Rückweg ins Eigene nicht mehr betreten, sie seien in der Fremde – mit einem Wort Schillers: „im fernen Auslande der Kunst“ – verkümmert. In einem späten Fragment stehen die Verse:

*Nämlich sie wollten stiften  
Ein Reich der Kunst. Dabei ward aber  
Das Vaterländische (das Eigne) von ihnen  
Versümmet, und erbärmlich ging  
Das Griechenland, das schönste, zu Grunde.*

Die Griechen haben den Rückweg nicht mehr gefunden, dessen Ergebnis nach dem Gesagten hätte sein müssen: Maß und Ekstase, irdische Ordnung und „Feuer vom Himmel“ in immer neu auszuhaltender Dialektik zu vermitteln. Wir Hesperier aber haben noch nicht einmal den Hinausweg aus unserem Konventionendasein in den Schicksalsvollzug angetreten.

Da nun unser Hinausweg der Richtung nach dem griechischen Rückweg gleich ist, fällt ein überraschendes Licht auf das Problem des Übersetzens. Es bietet in einem Zuge die doppelte Möglichkeit, das Griechische zu sich zurück und das Deutsche aus sich heraus zu führen und so der nicht mehr und noch nicht realisierten Mission beider zu dienen. Mit anderen Worten: übersetzt Hölderlin Sophokles so, wie dieser aussehen müßte, wenn eine glückliche Weltstunde den Griechen die Selbstvollendung gestattet hätte, dann tut er der Tendenz nach nichts anderes, als was seine späte Originaldichtung auch tut, die „vaterländische“, also hesperische Dichtung sein

will. Das mag abstrus klingen. Daß Hölderlin wirklich so gedacht hat, bezeugen seine Briefe an den Herausgeber der Übersetzungen.

Er hoffe, schreibt er, die griechische Kunst, „die uns fremd ist durch Nationalkonvenienz und Fehler, mit denen sie sich immer herumbeholfen hat“, dadurch lebendiger als gewöhnlich dargestellt zu haben, daß er das „Orientalische, das sie verleugnete“, heraushob und ihren „Kunstfehler“ verbesserte – den Fehler nämlich, daß sie zu sehr Kunst sein wollte; „nämlich sie wollten stiften ein Reich der Kunst“. Und im zweiten Brief: er glaube, „durchaus gegen die exzentrische Begeisterung geschrieben und so die griechische Einfalt erreicht“ zu haben, auch wenn er dabei das Original „kühner exponiert“ haben sollte, als es selber ist. Hölderlin hat also Sophokles orientalisiert – das verstehen wir jetzt – er hat „gegen“ die exzentrische Begeisterung geschrieben – d. h. in Richtung auf sie, wie Beißner gezeigt hat – und er hat so die griechische Einfalt erreicht. Das beirrt uns nur, wenn wir an die neutestamentliche Einfalt denken. Die Einfalt der Griechen ist aber ihr ekstatisches Naturell, ihre ursprüngliche und angeborene Offenheit fürs „Feuer vom Himmel“. Hölderlin glaubt in der Tat, den Text des Sophokles auf deutsch in den Zustand des griechischen Wesens gedichtet zu haben, den zu erreichen diesem versagt war.

Halten wir als Fazit dieser Überlegungen fest: Hölderlin sieht die Aufgabe des Übersetzers in einem dreifachen Licht. Übersetzen heißt ihm erstens das, was es immer heißt: Übertragen eines fremden Originals in die eigene Sprache. Es heißt zweitens: Übersetzen dieses Originals in einen ihm nicht mehr erreichbaren Vollendungszustand. Und es heißt drittens: Übersetzen der eigenen Sprache und Art ins Andre und Fremde, wo der archimedische Punkt ihrer Selbstfindung zu suchen ist. Es dürfte keinen deutschen Übersetzer geben, der seine Aufgabe so fundamental, aber auch so spekulativ begriffen hat.

Aber damit nicht genug. In den ‘Antigone’-Anmerkungen finden sich die schwer verständlichen Sätze über den „eigentlicheren Zeus“, unter dem wir Hesperier stehen. Hölderlin nennt ihn so, weil er uns ins Eigne zurückführt. Unser Aufbruch ins große Schicksal, der freilich noch bevorsteht, birgt nämlich die Gefahr, daß wir, wenn wir einmal diese Bahn betreten haben, immer kühner und ekstatischer werdend, zuletzt auf der anderen Seite ins Maßlose und nicht mehr Kontrollierte hinaustaumeln – ein Gedanke, dessen Richtigkeit wir leider erlebt haben. Hölderlins fromme Einbildungskraft bewahrt uns vor dieser Gefahr. An der Stelle nämlich, wo die Erde, d. h. der Raum des gestaltbaren Daseins, aufhört und die aorgische „Wildnis“ beginnt, steht Zeus und gebietet uns Halt. Denn er ist der Gott, der allen „menschenfeindlichen . . . Weg in die andere Welt entschiedener

zur Erde zwinget“. Deshalb gibt Hölderlin seinen Namen mit „Vater der Erde“ oder „Vater der Zeit“ wieder, wofür er sich eigens rechtfertigt. Für uns also spielt Zeus die Rolle des Grenzgottes. Nicht für die Griechen. Sie kamen ja von dort, aus jener exzentrischen Sphäre, und suchten die Erde, die Gestalt und die Klarheit. Als sie, uns entgegen, die Grenze überschritten, erfüllten sie nur den Willen des Zeus. Aber später, drüben, bei uns, da, wo das Maß in die Erstarrung und die Gestalt in „tote Ordnungen“ übergeht, da war kein Gott, der sie gleichsam umgedreht hätte; „erbärmlich ging das Griechenland, das schönste, zu Grunde“. Die Griechen standen also unter dem uneigentlichen Zeus, der sie zwar ins Fremde entließ, aber nicht ins Eigne zurückbog.

Dennoch steht an dieser Stelle einer: der Übersetzer Hölderlin, von dem wir nun wissen, daß er Sophokles in Richtung auf die exzentrische Begeisterung und den verleugneten Ursprung im Orientalischen übersetzt, also den griechischen Text auf deutsch ins Eigne zurückgebogen hat. Müssen wir daraus schließen, Hölderlin übernehme sozusagen die Rolle eines eigentlicheren Zeus der Griechen, den diese vermißten, und sein Übersetzen sei, freilich nur geistiger Weise, eine weltgeschichtliche Korrektur?

So formuliert scheint dies äußerste Hybris zu sein, die Hölderlin wohl kaum zu denken gewagt hätte. Denn über den unendlichen Abstand, den er zwischen dem Dichter und dem Gott sieht, vielmehr zu sehen gelernt hat, brauchen wir kein Wort zu verlieren. Daß er aber als Übersetzer des Sophokles eine dem „eigentlicheren Zeus“ analoge Funktion auszuüben glaubt, scheint mir aus seinen Gedanken zwingend zu folgen. Erwägt man, in welchen Dimensionen sich auch sonst sein spätes Denken bewegt, so wird man an einer solchen Vermutung keinen Anstoß nehmen.

## 2

Wir haben den Ort zu bestimmen versucht, den Hölderlin seiner Übersetzung zuweist, und sollten nun wenigstens an einem Beispiel die Probe aufs Exempel machen. Die erste Strophe eines der berühmtesten sophokleischen Chorlieder lautet in Hölderlins Übertragung:

*Ungeheuer ist viel. Doch nichts  
Ungeheurer als der Mensch.  
Denn der, über die Nacht  
Des Meers, wenn gegen den Winter wehet  
Der Südwind, fährt er aus  
In geflügelten, sausenden Häusern.  
Und der Himmlischen erhabene Erde,  
Die unverderbliche, unermüdete,*

*Reibet er auf; mit dem strebenden Pfluge,  
Von Jahr zu Jahr,  
Treibt sein Verkehr er, mit dem Rossegeschlecht',  
Und leichtträumender Vögel Welt  
Bestrickt er, und jagt sie;  
Und wilder Tiere Zug,  
Und des Pontos salzbelebte Natur  
Mit gesponnenen Netzen,  
Der kundige Mann.  
Und fängt mit Künsten das Wild,  
Das auf Bergen übernachtet und schweift.  
Und dem rauhmähnigen Rosse wirft er um  
Den Nacken das Joch, und dem Berge  
Bewandelnden unbezähmten Stier.*

Das Ungeheure dieser Verse angemessen darzustellen, ist kaum möglich und überschritte unsere Aufgabe. Bleiben wir beim Feststellbaren. Sophokles zählt, fast traditionell, menschliche Leistungen auf: Seefahrt, Ackerbau, Viehzucht, Jagd auf Vögel, Landtiere und Fische, d.h. Wild in allen drei Reichen der Natur. Ob in diesen Leistungen Größe oder Vermessenheit des Menschen zu erkennen sei, läßt er offen; erst in der nächsten Strophe, die vom sozialen Verhalten des Menschen handelt, klingt das Hybrismotiv an. Hölderlin setzt es wie einen Titel über das Lied: er gibt das *δεινόν* mit „ungeheuer“ wieder; es ist nicht geheuer mit dem Menschen. Jahre früher hatte er das Lied schon einmal übersetzt. Da hieß es nur:

*Vieles Gewaltige gibts. Doch nichts  
Ist gewaltiger als der Mensch.*

Und jetzt: *Ungeheuer ist viel. Doch nichts  
Ungeheurer als der Mensch.*

Wir hören, um wieviel „kühner“ er jetzt Sophokles „exponiert“. Wir müssen jedoch seinen Stil beschreiben.

Zunächst fällt eine Tendenz zum Extremen auf. Aus dem „fahlen Meer“ (*πολιὸς πόντος*) macht er die „Nacht des Meers“. Aus dem „feldbewohnenden Getier“ (*ἄγραυλος θήρ*) das Wild, „das auf Bergen übernachtet“. Und am Ende des Lieds übersetzt er das „göttliche Wunder“ (*δαμόνιον τέρας*) mit „Gottesversuchung“. Gemeint ist der Anblick Antigones, die der Wächter gefangen herbeiführt. „Gottesversuchung“ drückt aus, der Chor fürchte für seine Loyalität gegenüber dem Staat, wenn das Fürstenkind, das er doch liebt, eine Verbrecherin ist.

Dann finden wir eine Tendenz zur Doppelsinnigkeit. Sophokles sagt: der Mensch „wühlt“ die Erde mit dem Pflug auf (ἀποτρύβεται), Hölderlin: er „reibt sie auf“. Wörtlich: er macht sie rau, wenn er Furchen zieht, übertragen: er quält und mißhandelt die Erde, indem er ihr abzwängt, was sie nicht freiwillig gibt. Oder Sophokles: „leichtwimmernde Vögel fängt er im Garn“ – es kann auch bedeuten: leichtsinnige, muntere, harmlose Vögel. Hölderlin: „leichtträumender Vögel Welt bestrickt er“. Das Träumerische der Natur, ein Motiv der Spätzeit – im Gegensatz zur Verstandeshülle des Menschen – klingt an. Und das „Bestricken“ ist wieder doppelsinnig gesagt: gestrickte Netze, aber auch die Schlaueit des Menschen, der unschuldige, träumende Kreatur mit Lockmitteln fängt. Es ist wirklich nicht geheuer mit ihm.

Dann, drittens, eine Tendenz zur Konkretion. Mit „des Pontos salzbelebter Natur“ gibt Hölderlin die im Salzwasser lebende Kreatur wieder. „Natur“ statt „Kreatur“ – selbstverständlich kann φύσις beides bedeuten. Aber im zweiten Teil des Liedes übersetzt er die Götter mit „Naturgewaltige“, und in den ‚Odipus‘-Anmerkungen nennt er den Gott die „Naturmacht“. Der sachliche Grund solcher Änderungen ist im Thema der Strophe zu suchen, der Herrschaft des Menschen über die Natur. Wenn Hölderlin aber beide, Kreatur und Gott, Geschöpf und Schöpfer, mit „Natur“ wiedergibt, so deutet er an, der Mensch habe seine Herrschaft über die Natur grenzenlos ausgedehnt und mache sie gar dem Gott streitig. Das ist eine konkretisierende Übersetzung, die mehr aus dem Text herausholt, als in ihm ist.

Schließlich, viertens, die Übertragung eines subjektiven Befundes in das Objekt. In der zweiten Strophe heißt es, der Mensch habe gelernt, den „freien Himmel übel zu bewohnender Hügel“ zu vermeiden, d. h. sich Hütten im geschützten Tal zu bauen. Hölderlin sagt, er habe gelernt, „übelwohnender Hügel feuchte Lüfte“ zu fliehen. Aus übel zu bewohnenden, unwirtlichen, macht er übelwohnende Hügel; er verwandelt eine Wirkung aufs Subjekt in eine Eigenschaft des Objekts. Ebenso, wenn er „unwiderstehliche Krankheiten“ (νόσοι ἀμήχανοι) mit „unbeholfene Seuchen“ wiedergibt; die Hilflosigkeit wird vom Menschen auf die Krankheit, vom Subjekt aufs Objekt der ausbleibenden Hilfe übertragen.

Extremierung, Doppelsinnigkeit, Konkretion und Objektivierung sind wohl die vier wichtigsten Stilmerkmale. Aber was bedeuten sie? Sie verfolgen gemeinsam die Absicht, nicht wörtlich, sondern interpretierend zu übersetzen. Interpretierend heißt aber: Bezüge freilegend, die das Original meint oder vielleicht meint, aber mit gängigen Vokabeln der poetischen Sprache zudeckt. Beim „göttlichen Wunder“ denkt sich der Zuschauer

nichts, bei der „Gottesversuchung“ horcht er auf und fragt sich: wer wird hier versucht und warum und von welchem Gott? Wir würden das heute ein verfremdendes Übersetzen nennen, das durch den Schock des Unerwarteten das Denken des Zuschauers in Gang bringen will. In der Sprache Hölderlins und Hegels müßte man von einem „entpositivierenden“ Übersetzen sprechen. Denn „positiv“, gesetzt, ist die konventionell-klassizistische Sprache der Zeit, die das erwartete schöne und poetische Wort darbietet und damit weiteres Nachdenken abschneidet. Diese Barriere durchbricht das nicht schöne, aber treffende Wort Hölderlins – „etwas treffen zu können“, ist ja die Aufgabe des hesperischen Dichters – es legt das Ursprüngliche, die Natur der ausgesagten Sache frei. Hölderlin sucht „natura“, nicht „positione“ zu übersetzen.

Eine Form der Positivität ist nun auch die Mythologie, wofern sie den Mythos in Namen, Götterlehren, Weltentstehungssagen und dergleichen dogmatisiert. Indem Hölderlin Götternamen durch Wesensbezeichnungen ersetzt – z. B. „Zeus“ durch „Vater der Zeit“ – „trifft“ er, was der konventionelle Name verfehlt. Die Griechen mochten noch wissen, was sie sagten, wenn sie „Zeus“ sagten. Uns, die wir nicht mehr an Zeus glauben, ist dieser Name ein poetisches Versatzstück, ein totes Wort der Kunstsprache geworden, das beseitigt werden muß. Darum „Vater der Zeit“, wobei wir aufmerken, statt „Zeus“, der uns Schall und Rauch ist. Entmythologisierung ist nur eine Konsequenz der Entpositivierung.

Indessen bedeutet die Vorsilbe „Ent-“ ein Negativum, bei dem man nicht stehenbleiben kann. Statt aber, wie unsere Gegenwart, die durch Negation des Bestehenden angestrebte Offenheit sogleich wieder ideologisch zu vermauern, sucht Hölderlin sie zu erhalten. Er erhält sie, indem er in der aufgezeigten Sache ein Absolutum sichtbar werden läßt, das, als Voraussetzung von Sachen, selbst niemals den Charakter der Sache, des bewertbaren und verfügbaren Phänomens, annimmt. Ein Beispiel: in der Antistrophe des zitierten Liedes ersetzt Hölderlin das „beschworene Recht“ durch das „beschworene Gewissen“ der Götter. Das Recht ist eine positive Satzung, über die man streiten kann. Das Gewissen ist in Hölderlins Augen eine unbedingte und unüberholbare Instanz, gar das der Götter. Es gibt kein Tun, von dem sich a priori behaupten ließe, es falle nicht in die Kompetenz des Gewissens. Oder nochmals: „Zeus“ – „Vater der Zeit“. Zeus hat bestimmte Eigenschaften, andere nicht, neben ihm gibt es andere Götter, man kann sein Wesen und seinen Wirkungsbereich bestimmen. Der Vater der Zeit aber ist ein Absolutum, sei er griechisch oder christlich gedacht. Denn niemand existiert außerhalb der Zeit, und niemand kann

älter als sein Vater sein. Wer ist, der ist als ein Seiender ein Kind des Vaters der Zeit.

Auf solche Weise versucht Hölderlin, Bekanntes, das wie Scheidemünze in jedermanns Hand ist, in Zeichen eines Absoluten zu verwandeln, das freilich nichts ist, wenn es nicht vernommen wird. Seine Sprache tut ihr möglichstes, um es vernehmbar zu machen. Aber sie überschreitet auch nicht selten die Grenze der Verstehbarkeit, die, das angestrenzte Bemühen des Lesers vorausgesetzt, die nicht zu überspringende condition humaine der Dichtung bleibt.

Wir haben an der Sprache eines Chorlieds, das wohl den Stil des Ganzen vertritt, die Tendenz festgestellt, das gängige durch das verfremdende, d.h. das schöne durch das treffende Wort zu ersetzen, und sahen darin den Versuch, den klassizistischen Sprachgestus zu durchbrechen, die gemeinte Sache zum Vorschein zu bringen und durch sie hindurch den Blick auf Absoluten zu lenken, von dem Sache wie Sprache getragen sind. Dieses Verfahren ist aber der Weg aus der Positivität in die Seinsoffenheit, den der hesperische Dichter hinausgehen muß und der griechische hätte zurückgehen müssen. Hölderlins sprachliche Praxis scheint seine Theorie des Übersetzens zu bestätigen.

### 3

Nun hat er Sophokles auch gedeutet. Die in den wenigen Seiten der 'Anmerkungen' enthaltene Deutung begreift freilich Welten in sich, in die sich zu vertiefen Stunden erforderte. Ich darf mich auf einige Punkte beschränken, die so gewählt sind, daß sie den Horizont unserer bisherigen Überlegungen erweitern. Beginnen wir mit Hölderlins 'Ödipus'-Deutung, wobei wir die Fragen des Tragödienaufbaus und die meisten Einzelerläuterungen Hölderlins, also den ersten und zweiten Abschnitt der Anmerkungen beiseite lassen.

Hölderlin versteht die Tragödie als einen Prozeß, der zwischen dem Gott und dem Menschen ausgetragen wird, und zwar im doppelten Sinne des juristischen und des geschichtlichen Prozesses, wodurch der Rechtsfall mehrdeutig wird. Die Geschichte – so beginnt es – ist in ein bestimmtes Stadium getreten, in die äußerste Entfremdung der Menschen von den Göttern. Das „Gedächtnis der Himmlischen“ ist ihnen „ausgegangen“, sagt Hölderlin oder, mit einem Wort der 'Friedensfeier': sie haben „übermütig des Himmels vergessen“. Damit ist kein Vergessen der Existenz, sondern des Wesens der Götter gemeint. Kulte, Tempel und Orakel gibt es nach wie vor. Aber sie sind, wie man heute sagte, institutionalisiert; der Mensch verfügt über die Götter.

Da nun die Welt zwar in der Abwesenheit der Himmlischen, aber nicht im vollendeten Nicht-wissen von dem, was sie sind, existieren kann, besteht die Gefahr, daß der „Weltlauf eine Lücke“ habe. Von dieser Lücke sprach schon der Aufsatz 'Das Werden im Vergehen'. Wie sie zu schließen sei, war dort geschichtsphilosophisch gesagt; hier wird es geschichtstheologisch begründet: Die Götter wählen sich Einen, an dem sie, wer sie und daß sie noch sind, furchtbar demonstrieren.

Dieser Eine war schon Empedokles, jedoch in der Rolle des Reformators, der die lebendigen Götter verkündigt und für den Versuch der Welt büßt, den Verkündiger zu dem zu machen, den er verkündigt, zum Gott – so wenigstens in der letzten Fassung des Stücks. Ödipus ist kein Reformator. Er wirft sich zum Sachwalter des Gottes auf, der einen Verbrecher zu suchen und Blutschuld zu sühnen befohlen hat. Er identifiziert sich mit dem Gott und beweist so, daß er, wie seine Welt und anders als Empedokles, noch im Nicht-wissen vom Gott befangen ist. In dieses nicht-wissende Handeln – seine Verblendung – hat ihn aber in Wahrheit Apollon selber gestürzt, damit in der Aufklärung, die den Richter als den Angeklagten entlarvt, sich zeige, wer der Gott eigentlich ist, sich das Gedächtnis der Himmlischen wiederherstelle und ein neuer Äon des Weltlaufs beginne. Hölderlin nennt diesen Vorgang – zuerst des Eineswerdens und dann der Scheidung von Apollon und Ödipus – mit äußerster Konkretion die „Paarung“ von Gott und Mensch und darauf die „Reinigung“, die keine ästhetische Katharsis, sondern geradezu die Ausscheidung des Unreinen ist.

Diese Konzeption hat nun die Folge, daß Hölderlin mehrfach und sichtbar von Sophokles abweicht. Das können wir mit Bestimmtheit sagen, auch wenn wir die Deutung dieses größten Dramas der Weltliteratur für unabschließbar halten.

Hölderlin erwähnt mit keinem Wort die Tatsache, daß Ödipus den Vater erschlagen und die Mutter geheiratet hat, beides unwissend. Ob dies Schuld sei, fragt er daher nicht. Folglich läßt er sich das Verständnis des Menschen entgehen, das an dieser Frage hängt. Wenn nämlich Ödipus auch für unwissend begangene Handlungen uneingeschränkt haftbar ist und mithin nicht den leisesten Versuch unternimmt, sich mit Unkenntnis zu entschuldigen, so kann er kein Subjekt im modernen Sinne sein. Denn ein Subjekt ist nur haftbar für das, was in den Subjektbereich fällt, für das also, was es weiß oder doch wissen könnte. Der Fall der Ödipus liegt aber so, daß er es nicht wissen konnte. Folglich ist Ödipus nicht mit seinem Selbstbewußtsein identisch. Er ist das Ganze einer Person, die – wissend oder nicht – durch ihr Dasein und ihre Handlungen die Wirklichkeit ver-

ändert hat und für diese Veränderung der Wirklichkeit, mit seiner eigenen und vorbehaltlosen Zustimmung, zur Rechenschaft gezogen wird. Auch Aias entschuldigt seine Tat nicht damit, daß er sie im Wahnsinn begangen hat, und Deianira die ihre nicht damit, daß sie guten Glaubens war. Beide ziehen die Konsequenz und geben sich den Tod. Ohne moderne Assoziationen herzustellen, können wir sagen, Sophokles verstehe den Menschen nicht als Subjekt, sondern als Existenz, wofern „existere“ das Heraus-treten in die Wirklichkeit bedeutet. Nicht was der Mensch von der Wirklichkeit weiß, sondern wie er in sie existiert, nicht sein Bewußtsein von ihr, sondern sein Dasein in ihr entscheidet.

Was ich hier sage, berührt sich nahe mit Hegels 'Ödipus'-Deutung, die – nicht so bekannt wie seine Deutung der 'Antigone' – aus zerstreuten Bemerkungen in 'Phänomenologie', 'Ästhetik' und 'Enzyklopädie' hervorgeht. Ich zitiere nur die Sätze: „Die Wirklichkeit hält die andere, dem Wissen fremde Seite in sich verborgen und zeigt sich dem Bewußtsein nicht, wie sie an und für sich ist – dem Sohne nicht den Vater in seinem Beleidiger, den er erschlägt, nicht die Mutter in der Königin, die er zum Weibe nimmt. Dem sittlichen Selbstbewußtsein stellt auf diese Weise eine lichtscheue Macht nach, welche erst, wenn die Tat geschehen, hervorbricht und es bei ihr ergreift.“ Wir Heutigen würden, sagt er an anderer Stelle, „diese Verbrechen, da sie weder im eigenen Wissen noch im eigenen Wollen gelegen haben, auch nicht als die Taten des eigenen Selbst anerkennen. Der plastische Grieche aber steht ein für das, was er als Individuum vollbracht hat, und zerscheidet sich nicht in die formelle Subjektivität des Selbstbewußtseins und in das, was die objektive Sache ist“. Hegel schließt diese Deutung mit dem Begriff der „reinen Handlung“ ab. Er versteht darunter eine Handlung, die ihre sämtlichen Momente überblickt, d. h. ihre Voraussetzungen, ihre Folgen und sich selber gänzlich durchschaut. So zu handeln sind nur die Götter fähig. Das Tun des Menschen ist immer gebrochen und nie ganz zu verantworten, weil ihm stets ein Teil seiner Momente verborgen bleibt. Gleichwohl kann der Mensch ein Analogon der reinen Handlung leisten, wenn er wenigstens *nach* geschehener Tat für all ihre Folgen einsteht und so richtigstellt, was er verfehlen mußte. Das Kardinalbeispiel dieses Menschen ist Ödipus. Indem er sich *nicht* rechtfertigt, bezeugt er die Ehre des Menschen. Daß er damit den verborgenen Gott ehrt, sagt Hegel nicht mehr, ließe sich aber aus Sophokles' Stück begründen.

Hölderlin, wie gesagt, erwähnt von alledem nichts. Seine Deutung reicht nur von 'Ödipus' Frage nach dem Orakel bis zur Blendung; Vorgeschichte und Schlussszene läßt er aus dem Spiel. Der verbleibende Aus-

schnitt erlaubt ihm nun, die Geschichte einer Hybris darzustellen, die mit dem „nefas“ des Ödipus beginnt, sich im Kampf zwischen „Zorn“ und „Bewußtsein“ entwickelt und mit dem Sieg des Zorns und der Vernichtung des Zornigen endet. Apollon schlägt ihn nieder. Oder mit den Worten eines Briefs, die man wohl auf Ödipus beziehen darf: er büßt die Flamme, die er nicht zu bändigen vermochte – die Flamme des griechischen „Feuers vom Himmel“. Dieses „nefas“ – Hölderlin nennt es so, weil es sich an einem „fas“, einem Götterspruch entzündet – besteht aber darin, daß er das Orakel „zu unendlich“, d. h. eigenmächtig deutet. Er fragt nach einem bestimmten Verbrecher, statt sich mit „des Landes Schmach“ (μίαιμα χώρας) zu begnügen, die bloß „allgemein“ zu bedeuten brauche: „Richtet ein streng und rein Gericht, haltet gute bürgerliche Ordnung“. Sachlich ist das unrichtig. Hölderlin verschweigt den zweiten Teil des Orakels, der in seiner Übersetzung lautet:

*Verbannen sollen, oder Mord mit Mord  
Ausrichten wir, solch Blut reg' auf die Stadt.*

Ein konkreter Mordfall liegt vor. Aber das Orakel nennt in der Tat weder Laios noch seinen Mörder. Es sagt so viel, daß die Suche nach einem Mörder in Gang kommt, aber so wenig, daß sich die Menschen das Resultat ihrer Suche selbst zuzuschreiben haben.

Diese Ironie, die auch die beiden anderen Orakel des 'Ödipus' kennzeichnet, nimmt Hölderlin nicht wahr. Denn ihm liegt einzig an der Hybris des Mannes, der mehr sehen will, als einem Sterblichen zukommt, der „ein Auge zuviel vielleicht“ hat, wie es in der Hymne 'In lieblicher Bläue' heißt. Der „allessuchende, allesdeutende“ Geist des Ödipus ist sein Thema. Daß es Sophokles trifft, ist zu bezweifeln; das lassen wir auf sich beruhen.

Denn wir erkennen daran die Konzeption des „Tragischen“, von dem Hölderlin spricht. Sie liegt nicht im Ruin eines Unschuldigen, nicht in einer widrigen Konstellation der Umstände, nicht in der perfiden Täuschung eines an sich rechten Willens. Sie liegt überhaupt nicht in der Horizontale zwischen einem Individuum und seiner Welt, sondern in der Vertikale zwischen einer Menschheit und dem Gott. In Theben herrschen „Pest, Sinnesverwirrung und allgemein entzündeter Wahrsagergeist“, und diese seien Zeichen einer „müßigen“ Zeit. Da „müßig“ in Hölderlins später Sprache nicht untätig, sondern unernst bedeutet, und da sich der Ernst immer auf das Bewußtsein dessen bezieht, was einen unbedingt angeht, z. B. die Himmlischen, ist eine müßige eine das Unbedingte vergessende Zeit.



Hier greifen die Repräsentanten des Unbedingten, die Götter, ein. Sie wählen sich den Einen, den sie erhöhen und dann fallen lassen – Eineswerden und Scheidung! Jetzt merkt die Welt auf. Sie merkt, daß die Götter noch *sind*. „Denn einmal bedurften wir Blinden des Wunders“, heißt es schon im 'Empedokles'. Hier aber geschieht kein Heilungs-, sondern ein Vernichtungswunder, und sein Opfer ist der Getäuschte. Hölderlin sagt ausdrücklich, Ödipus werde zum nefas „versucht“. Ja er scheut sich nicht, das Vorgehen der Götter „göttliche Untreue“ zu nennen; denn die sei „am besten zu behalten“. D. h. wer Zeuge dessen war, wie die Götter den guten und gerechten König verlockten, ihre Sache in die Hand zu nehmen, und ihn dann wie ein ausgebrauchtes Werkzeug wegwarfen, der vergißt das nicht mehr, dem ist klargeworden, daß über den Menschen verfügt wird, besonders, wenn er selber zu verfügen meint, und am meisten, wenn er es im Dienst einer Macht – wir würden heute sagen: einer Ideologie – tut.

Gleichwohl haben die Götter Ödipus vor allen Sterblichen ausgezeichnet. Er ist gerade nicht der Mensch, wie Hegel meinte, sondern die Ausnahme. Aber eine Ausnahme von Gnaden der Himmlischen, die nur ihm die zur Verblendung nötige Stärke zutrauen. Ein Rechner wie Kreon wäre ihrer nicht fähig. Als der Verblendete aber wird Ödipus – wiederum Hegels Deutung entgegen – Subjekt, dessen Selbstbewußtsein paradoxerweise durch Verkennung der Wirklichkeit erkaufte ist. Sie erkennen und sich vergessen sind daher eins; „in der äußersten Grenze des Leidens vergißt sich der Mensch“, sagt Hölderlin. Also ist der Mensch nicht a priori Subjekt, aber die Götter können ihn in der Weise des Wahns für eine Weile zum Subjekt machen, um in dessen Vernichtung sich als die wahren Subjekte der Weltgeschichte in Erinnerung zu bringen. Mithin ist zuletzt gar nicht der Mensch, nicht einmal die Ausnahme Ödipus, sondern das Göttergeschehen gemeint. Hölderlin denkt, wie immer, von oben nach unten, nicht wie Hegel von unten nach oben, wobei das Oben keinen rechten Kontur gewinnt. Hölderlins Deutung mag sich noch weiter von Sophokles entfernen als die Hegelsche; dennoch ist sie der größere Entwurf.

4

Ganz anders seine 'Antigone'-Deutung. Zwar auf Hegel können wir hier verzichten. Sein Prinzip eines gleichgewogenen Kampfes zwischen Polis und Familie, Kreon und Antigone, geht so weit an Sophokles vorbei, daß es nicht einmal per negationem zum Verständnis der Hölderlinischen Deutung beiträgt, obwohl auch diese Sophokles im Hauptpunkt verfehlt. Lassen wir jedoch zunächst beide Deuter aus dem Spiel und sagen wir ein-

fach, was wir empfinden, wenn wir vom 'Ödipus' zur 'Antigone' übergehen.

Mit einem Wort: eine menschlichere Luft. Das Verderben des Ödipus wurzelt im unergründlichen Götterwillen und vollzieht sich mit der seelenlosen Präzision einer Maschinerie. In der 'Antigone' steht der Urheber des Verderbens in effigie auf der Bühne; man kann ihn ins Auge fassen und sagen: der ist's. Im 'Ödipus' gibt es, bis auf den Schluß, kein reines Handeln; alles Tun ist entweder Wahn oder bloß Reaktion, Abwehr und Flucht. Antigone handelt klar und bewußt, wenn sie den Bruder bestattet, und muß bis zum Ende nichts zurücknehmen. Niemals ist sie die Marionette eines anonymen Verhängnisses. Vor allem ist sie eine Frau, ein junges Mädchen vielmehr, über dessen Alter ein eigentümlicher Zauber liegt. Das Unbewußte der Kindheit hat sie fast gänzlich abgestreift. Ihr Geist ist wach, er hat im Leiden das Unbedingte ergriffen und er hat es unbedingt ergriffen. Bis zu verletzender Schärfe verteidigt sie das Recht ihrer Tat. Aber vom Eros der Geschlechterliebe scheint sie noch unberührt, obwohl sie Haimon verlobt ist; sonst müßte sie sich instinktiv für die Ehe bewahren und könnte ihr Leben nicht ohne Besinnen aufs Spiel setzen. Ihre Klagen, nun werde das Grab ihre Brautkammer sein und unvermählt und ohne Kinder müsse sie sterben, sind Topoi, mit deren Hilfe sie dem Unbegreiflichen Worte zu geben versucht. Was das wirklich ist, worauf sie verzichten muß, weiß sie noch nicht. Wir müssen uns wohl eine Gestalt wie die Athena des Bildhauers Myron denken, und ihr ganzes Verhängnis ist, daß sie einem Kreon gegenübersteht. Kein anderer könnte sich der strengen und innigen Wahrheit dieser Jugend verschließen.

Von alledem lesen wir bei Hölderlin nichts. Er spricht von Antigone wie von einem alters- und geschlechtslosen Abstraktum; denn was er über die „geheimarbeitende Seele“ und das „Sich-Formalisieren“ als Standesperson sagt, ließe sich auf jedes Geschlecht und Alter anwenden, im „Liebenswürdigen“ und „Träumerischnaiven“ erkennt er die Sprache des Sophokles überhaupt, nicht die besondere Sprache Antigones, und das Wort vom „frühen Genie“ bezieht sich auf Niobe, mit der sich Antigone jedenfalls nicht in dieser Hinsicht vergleicht. Da er nun vom eben Gesagten schwerlich nichts wahrgenommen hat, müssen wir annehmen, es komme ihm auf anderes an. Worauf es ihm ankommt, ist leicht zu sehen: auf Gedanken über eine künftige hesperische Dichtung, die sich ihm aus der griechischen Deutung des 'Ödipus' ergeben hatten. Unter deren Systemzwang steht die 'Antigone'-Deutung. Das hat die Folge, daß sie zwar Äußerstes zutage bringt, aber die Individualität des Antigone-Dramas fast aus den Augen verliert.

Ich nenne, um zum Ende zu kommen, nur noch drei Punkte: die Stilisierung Antigones zum „Antitheos“, die Konstruktion einer „vaterländischen Umkehr“ und die Behauptung, es gehe in diesem Stück „vom Griechischen zum Hesperischen“. Keine dieser Thesen ist durch Sophokles zu belegen, aber jede beleuchtet Hölderlins Konzeption.

„Antitheos“ ist einer, der „in Gottes Sinne, wie gegen Gott sich verhält, und den Geist des Höchsten gesetzlos erkennt“. „In Gottes Sinne“, weil dieser sich in Antigone wieder den Einen erwählt hat, durch dessen Vernichtung er sich der Welt in Erinnerung bringt. „Wie gegen Gott“, weil sie, anders als eine christliche Märtyrerin, zuerst im Eineswerden mit ihm und dann im Aufbegehren gegen das Sterbenmüssen die gesetzte Grenze überschreitet. „Gesetzlos“ aber, weil sie den Gott unmittelbar und mithin privat erkennt. Antigone pocht auf ihre persönliche Gotteserkenntnis, und Hölderlin übersetzt denn auch (mit Bezug auf das Bestattungsverbot):

*Kreon: Was wagtest du, ein solch Gesetz zu brechen?*

*Antigone: Darum: Mein Zeus berichtete mir nicht.*

Bei Sophokles heißt es nur: οὐ γὰρ τί μοι Ζεὺς ἦν – für mich war's Zeus nicht, der's befahl. Seine Antigone meint Zeus schlechthin, der auch für Kreon gilt und sein Verbot nicht deckt. Hölderlins Antigone hebt trotz der Ironie, die in „mein Zeus“ liegt, das herausfordernd Neue ihrer Erkenntnis eines wahreren und humaneren Gottes hervor. Diese Verschiebung des Akzentes ist nötig, damit jenes Eineswerden mit dem Gott und dann die Scheidung zustande komme, welche die 'Ödipus'-Interpretation vorgezeichnet hatte.

Dieser Vorgang hat nun eine „vaterländische Umkehr“ zur Folge. Keine politische Revolution – die Machtverhältnisse bleiben bestehen –, sondern eine Revolution der Denk- und Sinnesweise. Es ändern sich „Vorstellungsarten“, und zwar deren drei, die „religiösen, politischen und moralischen“. Die politischen müssen sich auf die Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn beziehen. Kreon hatte erklärt: Theben bin ich, Haimon erwidert: Das ist kein Staat, der Einem nur gehört. Der Kronprinz einer Monarchie erkennt an ihrer despotischen Verfälschung den Sinn des republikanischen Prinzips. Dann die moralischen Anschauungen: Den Bruder über den Feind stellen heißt, das archaische „ius talionis“, das Vergeltungsrecht, durch eine humane Moral ablösen, die jedem Menschen das Recht zugesteht, im Totenreich zur Ruhe zu kommen. Schließlich die religiösen Begriffe. Antigone beruft sich auf die „ungeschriebenen Gesetze“ der Götter, rückt also die alte Gesetzes- ins Licht einer modernen Gewissensreligion, womit nicht eine Religion des unverbindlichen Dafürhaltens, son-

dern, im Sinne der „conscientia“, das „Mitwissen“ vom Gott gemeint ist. Kreon, der den Gott bloß „als einen Gesetzten“, einen Positiven, ehrt, weiß ihn nicht mit, er verfügt über ihn. – In dieser dreifachen Schichtung sieht Hölderlin die vaterländische Umkehr. Die Idee einer bloß politischen Bewußtseinsänderung, ohne zureichenden moralischen und zuletzt religiösen Grund, hat er stets für Verblendung und die pure Machtgier für anarchischen Wahnsinn gehalten.

Diese Umkehr zeigt nun, wie es „vom Griechischen zum Hesperischen geht“. Das kann bedeuten: von Antigone zu Kreon, da sie die griechische Ekstasis und er den hesperischen Doktrinarismus vertritt, der faktisch Sieger bleibt. Es kann aber auch bedeuten: von Kreon zu Antigone, da er das Ende der Griechen in schicksalloser Erstarrung, sie aber den hesperischen Aufbruch ins eigene Geschick versinnbildlicht, der geistig siegt und den nicht mehr vollzogenen Rückweg der Griechen anzeigt. Wie wir interpretieren, hängt von der Systemstelle ab, bei der wir einsetzen, und ist zuletzt gleichgültig. Nur darauf kommt es an, daß Hölderlin im 'Ödipus' das rein griechische Drama erkennt, weil hier einer die Flamme büßt, die er nicht zu bändigen vermochte, die 'Antigone' aber auf dem Weg vom Griechischen zum Hesperischen sieht, weil sie nicht nur das Gedächtnis der Himmlischen wiederherstellt, sondern ineins damit die geistige Gestalt der Geschichte verändert. Den 'Ödipus Coloneus', worin nur mehr Geist gegen Widergeist kämpft, scheint er, einer Bemerkung zufolge, für ein schon beinahe rein hesperisches Drama gehalten zu haben. Die Prinzipien seiner Übersetzungstheorie und -praxis lenken auch seine Deutung der Stücke. Klarer noch als bisher erkennen wir, daß Hölderlin bei Sophokles, gewiß auf Kosten philologisch-historischer Treue, Einsicht in die Herkunft und in die Zukunft der eigenen vaterländischen Dichtung gesucht hat.

\*

Wie sollen wir uns zu solchen Gedanken eines schwäbischen Metaphysikers verhalten? Wir können sie zur Kenntnis nehmen; dann bewegen sie nichts. Wir können sie als Absonderlichkeiten beiseite schieben; dann bewegen sie erst recht nichts. Und wir können durch ihren Buchstaben hindurch, der „tötet“, den Geist zu vernehmen suchen, der „Geister lebendig“ macht, weil er sie zwingt, auf wie andere Weise auch immer, aber ebenso unbedingt wie er, ihr eignes Woher und Wohin zu bedenken.

GESCHICHTE UND GÖTTLICHE WELT  
IN HÖLDERLINS DICHTUNG\*

VON

WILFRIED MALSCH

Hölderlin wurde in Deutschland während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts zum sprachgewaltigen Dichter einer „göttlichen Welt“, die mit den konkreten Möglichkeiten der wirklichen ohne Zusammenhang blieb. Von Norbert von Hellingrath bis zu Martin Heidegger ausgelegt als Andenken an die griechisch überlieferten Götter und Heilsverkündigung ihrer Wiederkunft, erschienen besonders die Elegien, reifen Hymnen und hymnischen Entwürfe als Zeugnisse einer „mythischen Schau“ jenseits aller Geschichte. Hatte Wilhelm Dilthey noch das Hölderlins Dichtung zugrunde gelegte „Erlebnis“ aus Hölderlins Epoche gedeutet, so begründete 1911 Friedrich Gundolf Hölderlins dichterische Schau des antiken Griechenlands im Gegensatz zur Griechenvision der deutschen Klassik: „Ihm“, Hölderlin, sei wie keinem anderen „Hellas a priori gegeben“ gewesen. Gundolfs Betonung einer angeblich geschichtsentrückten Einzigartigkeit Hölderlins förderte zweifellos auch die Anerkennung und Erforschung der künstlerischen Gestaltung der Dichtungen Hölderlins, die gleichfalls mit Norbert von Hellingrath begann, und die, seit Friedrich Beißner den Blick auf das „kalkulable Gesetz“ in ihnen lenkte, immer mehr in den Vordergrund trat. Seine größte Wirkung indessen verdankt Hölderlin dem Bilde vom „unzeitgemäßen“ Priester und Seher, der in der Nacht der götterlosen modernen Welt die Wiederkehr der antiken verkündigt.

An Hölderlins Dichtung entzündete sich die Hoffnung der von den Erscheinungen der modernen Industriegesellschaft und vom ersten Weltkrieg verstörten jungen Generation auf ein „geheimen Deutschland“ als eine Wiedergeburt der antiken Größe. „Small conventicles everywhere throughout the German-speaking countries“, so berichtet Hugo von Hofmannsthal 1923 nach Amerika, befinden sich jetzt in „a condition of pre-messianic religiosity“, und haben „even conjured up for itself a leader, or forerunner of the leader: not in the form of a human being of flesh and blood, but in the form of a dead man“. Hofmannsthal betont, er spreche

\* Vortrag, gehalten bei der Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft am 21. März 1970 in Stuttgart.

„of things which are utterly real, in any case possessing much more reality in thousands of heads than all that is going on between ministers and ministers, party leaders and party leaders, and which is filling up the ephemeral columns of the newspapers“. Der „Führer“, an dem sich viele junge Deutsche begeisterten, während sie der bürgerlichen Parteiendemokratie fremd oder verächtlich gegenüberstanden, war nicht der Sänger republikanischer Hoffnung auf eine im alten Athen vorgelebte freie und schöne Gesellschaft, sondern der poetische Führer in einen unpolitischen ästhetisch-heroischen Traum, dessen Distanz zur Geschichte allerdings Nietzsche, nicht Hölderlin, vorgedacht hat: „Lege zwischen dich und heute wenigstens die Haut von drei Jahrhunderten! Und das Geschrei von heute, der Lärm der Kriege und Revolutionen soll dir ein Gemurmel sein!“ Nietzsches im Zeichen ungeschichtlicher Wiederkunft des Gleichen geträumter Traum von den Griechen hat Hölderlins Beschwörung der griechischen Präfiguration seiner republikanischen Hoffnung gänzlich ihres Geschichtssinnes beraubt; und er hat das in Hölderlins Dichtung gedeutete „Werden“ in einem naturgleich gedachten „Wechsel“ der Geschichte untergehen lassen. Auch nach dem Verblässen der Wirkung Nietzsches – und nach mehr oder weniger deutlicher Distanzierung von der mit Dilthey einsetzenden gegenseitigen Erläuterung Hölderlins und Nietzsches – blieb Hölderlins „göttliche Welt“ weithin unter den Deutschen der konkreten Geschichte entrückt, gleichgültig ob Hölderlins Dichtung nun zum Gegenstand eines mehr humanistischen oder mehr christlichen, oder auch eines die christliche Heilserwartung unchristlich umfunktionierenden Interesses, oder ob sie zum Gegenstand einer rein ästhetischen oder philologisch-sachlichen Betrachtung geworden ist<sup>1</sup>.

Vor diesem Hintergrund mag sich das Aufsehen erklären lassen, das es erregt hat, als auf den beiden letzten Tagungen der deutschen Hölderlin-Gesellschaft nacheinander zwei französische Gelehrte Hölderlins Verstricktheit in die konkrete Geschichte gegen das in Deutschland vorherrschende Bild von Hölderlin kehrten, und als sie gar betonten, Hölderlin sei „Jakobiner“ gewesen. Ihre auf Georg Lukács zurückgehende These hat erste

<sup>1</sup> Friedrich Gundolf, Hölderlins Archipelagus; Hölderlin. Beiträge zu seinem Verständnis in unserm Jahrhundert, hg. v. A. Kellertat, Tübingen 1961, S. 4–17, S. 8. – Hugo von Hofmannsthal, Vienna Letter. August, 1923; The Dial, Vol. 75, Sept. 1923, p. 271–277, p. 275–276. – Nietzsche, hg. v. Karl Schlechta, 2. durchges. Aufl., 1960; Bd. 2, S. 200. – Zum Ganzen vgl. Alessandro Pellegrini, Friedrich Hölderlin. Sein Bild in der Forschung (erweit. Übersetzung aus der italienischen Ausg., Florenz 1956), Berlin 1965, S. 39–75, 164–362, 450–551. – Karlfried Gründer, M. Heideggers Wissenschaftskritik in ihren geschichtlichen Zusammenhängen; Arch. f. Philos. 11. 1961, S. 312–335.

Antworten gefunden in Lawrence Ryans Aufsatz über 'Hölderlin und die französische Revolution', und in Adolf Becks Untersuchung, ob 'Hölderlin als Republikaner' überhaupt näher zu kennzeichnen und ob es möglich sei, ihn mit einer der damals von Deutschland aus in ihren Zielen und Positionen ja nicht so leicht durchschaubaren revolutionären Faktionen zu identifizieren<sup>2</sup>.

Eine solche Identifikation verbietet sich allerdings schon bei der einzigen direkten Nachricht über Hölderlins „Jakobinertum“<sup>3</sup>. Zu der Zeit nämlich, von der dieser Bericht handelt, war den unter dem Namen „Jakobiner“ bekannten Mitgliedern der Société des Amis de la Constitution der Gedanke an eine revolutionäre Diktatur und Terrorherrschaft noch fremd. Die meisten von ihnen bevorzugten sogar eine konstitutionelle Monarchie. Als führender Kopf der republikanischen Richtung setzte sich jedoch Brissot im Jakobinerklub durch, bis ihn Robespierre im Sommer 1792 verdrängte – eben jener Brissot, in dem Hölderlin einen „guten Patrioten“ verehrt<sup>4</sup>. Vor der Errichtung der Schreckensherrschaft im Jahre darauf kann „Jakobiner“ im Tübinger Stift also kaum viel anderes bedeutet haben als „Republikaner“, „Demokrat“ oder „Patriot“, alles damals noch Synonyma. Es ist gut vorstellbar, daß die entschiedenen Anhänger der „demokratischen und anarchischen Gesinnungen“, deren das Institut verdächtigt wurde, im Stift auch „Jakobiner“ hießen. So ist wohl auch jener Bericht zu verstehen, daß Hölderlin dieser Richtung der Jakobiner „zugehan“ war.

Seit jedoch die Gewaltherrschaft der Montagnards in den Namen der „Jakobiner“ eingetragen ist, ist es korrekterweise nicht mehr möglich, Hölderlin oder Hegel als „Jakobiner“ zu kennzeichnen oder gar zu behaupten, Hölderlin sei „in einem viel strikteren Sinn“ als Hegel „Jakobiner geblieben“. Beide sind vielmehr zu entschiedenem Gegnern der Jakobiner geworden, als vor ihren Augen die Revolution von der Diktatur verschlungen zu werden drohte, oder, wie Hegel später sagt: „als dieser schöne Morgen der Freiheit sich in einen greuelvollen, blutigen, freiheits-

<sup>2</sup> Robert Minder, Hölderlin und die Deutschen (Vortrag 1965); Hölderlin-Jahrbuch, Bd. 14, 1965/66, Tübingen (1967), S. 1–19. – Pierre Bertaux, Hölderlin und die französische Revolution (Vortrag 1968); Hölderlin-Jahrbuch, Bd. 15, 1967/68, Tübingen (1969), S. 1–27. – Lawrence Ryan, Hölderlin und die französische Revolution; Festschrift für Klaus Ziegler, hg. v. E. Catholy und W. Hellmann, Tübingen (1968), S. 159–179. – Adolf Beck, Hölderlin als Republikaner; Hölderlin-Jahrbuch, Bd. 15, 1967/68, S. 28–52, vgl. bes. S. 31, Anm. 9.

<sup>3</sup> (Christoph Theodor Schwab); StA, Bd. 7, S. 448, Nr. 103 f.

<sup>4</sup> 1793 an den Bruder; StA, Bd. 6, S. 88, Nr. 61.

mordenden Tag verwandelte“<sup>5</sup>. – Hölderlins Anteilnahme am Schicksal Brissots bezeugt eine ähnliche Sicht.

Der mit Robespierre entzweite Brissot gründete im September 1792 die Gironde. Ihren Sturz zum Anfang des darauffolgenden Juni, dem Beginn der Schreckensherrschaft, und ihre Vernichtung betrieb der am 13. Juli dieses Jahres 1793 erdolchte Marat, der schon wegen der Septembermorde von 1792 berüchtigt war. Die sozial- und regionalpolitischen Hintergründe dieser Ereignisse blieben Hölderlin gewiß verborgen. Marat, Robespierre und andere Jakobiner erschienen ihm im Typus des gehaßten Karl Eugen, nämlich als des Todes würdige „Volksschänder“, die „keine Gnade“ verdienen<sup>6</sup>. Darum begrüßt Hölderlin die Ermordung Marats, den er für einen „schändlichen Tyrannen“ hält, als ein Werk der „heiligen Nemesis“, die „auch den übrigen Volksschändern zu seiner Zeit den Lohn ihrer niedrigen Ränke und unmenschlichen Entwürfe angedeihen lassen“ wird<sup>7</sup>. Es wäre jedoch wenig gewonnen, wollte man nun sagen, Hölderlin sei „Girondist“ gewesen. Der „gute Patriot“ Brissot und die „Männer“ der Gironde vertreten in seinen Augen die Sache der Republik als die „Sache der Menschheit“ gegen die „unmenschlichen Entwürfe“ der Jakobinerdiktatur. Deshalb, und nicht wegen vereitelter girondistischer Interessen, machte ihn ihr der Gewalt erliegendes Schicksal „bitter“<sup>8</sup>.

Unsere Kenntnisse über Beteiligungen Hölderlins an revolutionären Bestrebungen in Deutschland sind vage. Es ist nicht auszuschließen, daß im 'Hyperion' nicht nur Reflexionen auf die französischen Ereignisse, sondern auch die von Maurice Delorme vermuteten Erfahrungen verarbeitet sind, die Hölderlin etwa mit geheimen Studentenverbindungen in Jena gemacht haben könnte<sup>9</sup>. Indes, wir wissen es nicht. Verdächtigen auch die von Werner Kirchner ausgewerteten Dokumente zum 'Hochverratsprozeß gegen Sinclair' Hölderlin, den in diesem Prozeß unterstellten Mordplan gegen seinen Herzog Friedrich II. mitgeschmiedet oder zumindest gebilligt zu haben, so bleibt doch der Kronzeuge dieser Behauptungen suspekt<sup>10</sup>. Der berichtete Mordplan indessen war, sofern er geplant war, von Hölderlin gewiß im Typus des Harmodius und Aristogeiton gedacht,

<sup>5</sup> Hegels Werke, vollst. Ausg., Bd. 10: Aesthetik, hg. v. H. G. Hotho, Bd. 3, 1838, S. 478.

<sup>6</sup> StA, Bd. 6, S. 88, Nr. 61, Z. 2 f.; Bd. 1, S. 400, Z. 2–3.

<sup>7</sup> StA, Bd. 6, S. 88, Nr. 61.

<sup>8</sup> 1793 an Neuffer; StA, Bd. 6, S. 95 f., Nr. 67. – Vgl. Beck, Republikaner, S. 40–44.

<sup>9</sup> Maurice Delorme, Hölderlin et la révolution française, Monaco 1959.

<sup>10</sup> Werner Kirchner, Der Hochverratsprozeß gegen Sinclair. Ein Beitrag zum Leben Hölderlins, Marburg 1949.

den in seiner Sicht auch Charlotte Corday, die Mörderin des Jakobiners Marat, erfüllt. Der Tyrannenmord sühnt sozusagen den Mord, den der Tyrann an der Freiheit der Bürger verübt – „und die Freiheit war in ihre vorige Würde hergestellt“, heißt es im zweiten Magisterspecimen von der „kühnen That“ der beiden Griechen<sup>11</sup>. Sinn und Rechtfertigung solch gewaltsamer Tat liegen darin, einer jeglichen Gewaltherrschaft ein Ende zu machen. Hölderlins politische Intention wäre daher eher „anarchistisch“ denn „jakobinisch“ zu nennen.

Doch bedürfen Hölderlins denkbare Beteiligung an revolutionären Bestrebungen und seine Äußerungen zu historisch-politischen Ereignissen ihrerseits der Erläuterung durch Hölderlins Dichtung und Theorie. Einer solchen Betrachtung zeigt sich, wie Lawrence Ryan nachweist, daß Hölderlin schon mit ihrem Ausbruch die Revolution „einzuordnen versucht in einen allgemeinen Erneuerungsprozeß, der den französischen Umsturz als wesentliches, aber letztlich untergeordnetes Moment in sich einbegreift“<sup>12</sup>. 1790 in der ‚Hymne an die Freiheit‘, in der die Revolution als „neue Schöpfungsstunde“ des „freien kommenden Jahrhunderts“ gefeiert wird, ist die von Herder übernommene Metapher für den Erneuerungsprozeß der Menschheit „der große Stamm“, der sich in dieser neuen Schöpfungsstunde „stauend“ wiederkennt. Die Revolution ist als Selbsterkenntnis der menschlichen Geschichte gedeutet, in der unser Geschlecht zu seiner natürlichen Bestimmung findet, nämlich nicht durch Gesetz und Zwang, sondern in Freiheit und Liebe vereinigt zu sein:

*Stauend kennt der große Stamm sich wieder,  
Millionen knüpft der Liebe Band*<sup>13</sup>.

Hölderlins so zu verstehende republikanische Hoffnung wird von der französischen Revolution nicht erfüllt. Vom Friedensschluß zu Lunéville, der die Revolutionskriege zu beenden schien, erhofft sich Hölderlin erneut, daß die Gattung Mensch zu sich selber kommt und künftig „nur der Liebe Gesetz“ in ihr herrscht: „Es ist überall ein nothwendig Übel, Zwangsgesetze und Executoren derselben haben zu müssen“, schreibt Hölderlin über diese Möglichkeit an Landauer: „Ich denke, mit Krieg und Revolution hört auch jener moralische Boreas, der Geist des Neides auf, und eine schönere Geselligkeit, als nur die ehernbürgerliche mag reifen!“<sup>14</sup> Seine Friedenshymne überträgt den Erneuerungsprozeß der Menschheit abermals ins Bild vom „großen“, nun „uralt“ genannten „Stamm“, der end-

lich „die langgesuchte, / Die goldne Frucht“ seiner Bestimmung hervor gebracht hat: den arkadischen Frieden in Freiheit,

*Da Herrschaft nirgend ist zu sehn bei Geistern und Menschen*

und

*nur der Liebe Gesez,*

*Das schönausgleichende gilt von hier an bis zum Himmel.*

Hölderlins ‚Friedensfeier‘ antizipiert dieses universalgeschichtliche „langgesuchte“ Ziel:

*Die goldne Frucht,  
Uraltem Stamm  
In schütternden Stürmen entfallen,  
Dann aber, als liebstes Gut, vom heiligen Schiksaal selbst,  
Mit zärtlichen Waffen umschützt,  
Die Gestalt der Himmlischen ist es*<sup>15</sup>.

Daß es mit den Menschen einmal dahin „hinausgeführt“ werde und endlich die in griechischer und christlicher Überlieferung vorausgeträumte „goldne Frucht“ zur Erde falle; daß unser Geschlecht diese „langgesuchte“ „Gestalt der Himmlischen“ der in griechischer und christlicher Überlieferung „Verheißenen all“ endlich auch selber annehmen möge, ist Hölderlins republikanische Hoffnung.

An ihr bemaß er die Ereignisse seiner Zeit. Nach ihrem Maß verurteilte und verdamnte er die Jakobiner von 1793 und 1794. Ihrem Maß entspricht aber auch das Postulat seiner Poetik, das Verhältnis von Geist und Stoff so zu gestalten, daß in der „bildlichen Darstellung“ des Gedichts der „isolirte“ Stoff in seiner „reinsten und besten eigenthümlichen Beziehung zum Ganzen erscheint“. Denn dadurch wird ein „Gleichgewicht zu gleich“ in harmonisch-entgegengesetztem Wechsel verkörpert, welches seiner Möglichkeit nach in der Natur schon immer angelegt, aber in der politischen Wirklichkeit der Geschichte noch nicht herausgekommen ist. In Hölderlins Vorstellung hat „die Dichtkunst“, wie Ryan hervorhebt, „gleichsam eine republikanische Verfassung“ – darin zeichnet sie sich vor jeder anderen Ausprägung des revolutionären Geistes aus<sup>16</sup>. Das Gedicht soll stellvertretend die harmonisch ausgeglichene Einigkeit mit allen einander entgegengesetzten Gliedern des Universal-Lebens repräsentieren.

<sup>11</sup> StA, Bd. 4, S. 200.

<sup>12</sup> Ryan, Revolution, S. 162.

<sup>13</sup> StA, Bd. 1, S. 139–142, vv. 67–74.

<sup>14</sup> StA, Bd. 6, S. 417, Nr. 229.

<sup>15</sup> StA, Bd. 3, S. 533–538, vv. 28, 89 f., 136–141.

<sup>16</sup> StA, Bd. 6, S. 307, Nr. 172, Z. 208; Bd. 4, S. 289, Z. 7–16; Bd. 5, S. 272. – Ryan, Revolution, S. 177.

Dadurch nimmt es vorweg, was sich Hölderlin von der Geschichte erhofft.

Geschichte ist in Hölderlins Sicht als Entfaltungsfeld für das von Natur aus Mögliche zu verstehen. Über die natürliche Bestimmung des Menschen, dieses Mögliche zu verwirklichen und die Natur zu verbessern, was ja bedeutet, daß die Natur selber nach dem Menschen als einem Organ ihres eigenen Werdens verlangt und also Geschichte im Grunde Naturgeschichte ist, schreibt Hölderlin seinem Bruder am 4. Juni 1799: „Warum leben“ die Menschen „nicht, wie das Wild im Walde, genügsam“? – „Da wäre kein Sorgen, keine Mühe, keine Klage, wenig Krankheit, wenig Zwist“. – „Aber diß wäre dem Menschen ... unnatürlich.“ Naturbestimmt ist dem Menschen dagegen: „Das Leben zu fördern, den ewigen Vollendungsgang der Natur zu beschleunigen, – zu vervollkommen, was er vor sich findet, zu idealisieren, das ist überall der eigentümlichste unterscheidendste Trieb des Menschen, und alle seine Künste und Geschäfte, und Fehler und Leiden gehen aus jenem hervor.“ Unsere Unzufriedenheit verhilft der Natur zu ihrem Besseren: „Warum haben wir Handel, Schiffahrt, Städte, Staaten, mit allem ihrem Getümmel, und Gutem und Schlimmen? . . . Warum haben wir Wissenschaft, Kunst, Religion? Weil der Mensch es besser haben wollte, als er es vorfand“, weil ihm „das Gegenwärtige nicht genügt“. Daß wir diesem Trieb nicht nur Erfreuliches, sondern auch alle Greuel der Geschichte zu verdanken haben, rührt von seiner Blindheit. Die Natur ohne geistige Reflexion, und also auch der Naturtrieb im Menschen, kennt den „ewigen Vollendungsgang“ nicht. Folglich müssen wir ihn selbst herausfinden. Philosophie, schöne Kunst und Religion unterscheidet Hölderlin von den anderen kulturschaffenden Künsten jenes Triebes, weil sie nicht der Blindheit partieller Interessen unterworfen sind, sondern sich auf das werdende Ganze richten und einen „mit offenen Augen“ begehbaren Weg zeigen können<sup>17</sup>. Einem Brief an Sinclair zufolge darf dazu die Philosophie allerdings nicht Anspruch auf apriorisches Wissen und die Religion nicht Anspruch auf „positive Offenbarung“ machen, denn es ist „die erste Bedingung alles Lebens und aller Organisation, daß keine Kraft monarchisch ist im Himmel und auf Erden“<sup>18</sup>. Die den Naturtrieb vergeistigenden Künste verdeutlichen uns den „Vollendungsgang der Natur“ und wirken so über den Menschen wieder auf die Natur zurück, von der sie gekommen sind. Der arbeitende „Kunst- und Bildungstrieb“ ist daher ein „Dienst“, den „die Menschen der Natur erweisen“. Ziel in Hölderlins Geschichts-

konzeption ist, daß die Kultur wieder wie Natur, die Natur dadurch aber menschlich gebildet werde. Die „schöne Kunst“ vergeistigt indessen nicht nur das „unendliche Object“ des „Vollendungsganges“, sie verkörpert es auch wieder, und zwar „in einer dargestellten höheren Welt“, „in einem lebendigen Bilde“<sup>19</sup> oder, wie Goethe zur gleichen Zeit sagt, in einer „zweiten Natur“<sup>20</sup>, die das Ziel des Vollendungsganges ästhetisch antizipiert: den „langgesuchten“ arkadisch-natürlichen Frieden ohne Herrschaft und Zwang.

Die Ode 'Heidelberg' zeigt diesen Zusammenhang augenfällig. Ihr „Stoff“ ist selbst schon das Ergebnis eines Vereinigungsprozesses menschlicher Künste mit der Natur, ehe seine Vereinigung mit dem in der Ode sich verkörpernden „Geist“ ihn in seiner „reinsten Beziehung zum Ganzen“ erscheinen läßt. Doch auch diese Erscheinung ist in der geschichtlich geformten Landschaft schon vorgebildet vom Neckarstrom. Aus der Ferne seines natürlichen Ursprungs kommt er zwischen den Bergen nach Heidelberg herein und belebt, beschenkt von der Stadt, mit seinen Wellen ihr Bild, während er vorüberleilt, um sich in den Fluten des Rheins zu verströmen bis in den Ozean, aus dem er gekommen ist. In dem von ihm bewegten Bild der „Brücke“, die sich über den Flüchtigen und doch immer Wiederkehrenden „schwingt“, ist „leicht und kräftig“ die Figur gezeichnet, die „der Vogel des Walds“ beschreibt, der „über die Gipfel fliegt“. Hölderlins Ode hebt mit dieser von Natur und Geschichte gebildeten Stadtlandschaft eine gleichnishaft „verborgene Anlage“ ins Licht, „wie einen Geist, der entfaltet seyn will“<sup>21</sup>.

Der verborgene Geist entfaltet sich in der Konfiguration zu dem flüchtigen Wanderer, der auf der Brücke verweilt:

*Wie von Göttern gesandt, fesselt' ein Zauber einst  
Auf die Brücke mich an, da ich vorüber gieng.*

Für eine Weile, so erinnert sich der Sänger der Ode, bannte ihn mit dieser Stadtlandschaft ein Bild des zu glücklich ausgeglichener Ruhe gekommenen Lebens auf diese „Brücke“,

*Die von Wagen und Menschen tönt.*

Er war gefesselt vom naturgeschichtlich gestalteten Bild möglichen arkadischen Lebens, das aus der Versöhnung des von den Ungewittern der Natur und der Geschichte zerrissenen Lebens hervorgeht:

<sup>17</sup> StA, Bd. 6, S. 327–330, Nr. 179.

<sup>20</sup> Goethe, Weimarer Ausgabe, Bd. 45, hg. v. R. Schlösser, 1900, S. 261.

<sup>21</sup> StA, Bd. 6, S. 329, Nr. 179, Z. 116 f. – StA, Bd. 2, S. 14 f.

<sup>17</sup> StA, Bd. 6, S. 327–330, Nr. 179.

<sup>18</sup> 24. Dez. 1798 an Sinclair; StA, Bd. 6, S. 300 f., Nr. 171.

*Aber schwer in das Thal hieng die gigantische,  
Schiksaalskundige Burg nieder bis auf den Grund,  
Von den Wettern zerrissen;*

Wie verwitterndes Urgestein erscheint das aus künstlicher Bildung und Kriegen hervorgegangene „alternde Riesenbild“ als düsteres Bild einer noch zerstörerischen Vermählung von Natur und Kunst, das sich bald aufklärt und versöhnt im „verjüngenden Licht“ der Sonne und nun erblüht zum paradiesischen Bild der hängenden Gärten der Semiramis:

*... und umher grünte lebendiger  
Efeu; freundliche Wälder  
Rauschten über die Burg herab.*

*Sträucher blühten herab, bis wo im heitern Thal  
An den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold,  
Deine fröhlichen Gassen  
Unter duftenden Gärten ruhn.*

So hat sich vor den schöpferischen Augen des vorübergehend gefesselten Wanderers die aus zerrissenen Bildern der Vergangenheit entstandene Konfiguration zum Bild der verheißenen Stadt als der Mutter paradiesischen Lebens in menschlich umgestalteter Natur entfaltet. Der Wanderer erkennt seinen zuvor abgerissen scheinenden Weg, der ihn hier vorüberziehen ließ, im Bilde des „Jünglings, des Stroms“, der „In die Fluthen der Zeit sich wirft“, als einen Weg des alles umfassenden Lebens, und er versöhnt sich mit ihm. Das Leben dieser Versöhnung erscheint in dem Widerklang, den das „Aus den Wellen“ des natürlichen Stromes empfangene „lieblich Bild“ nun selber empfängt in den Wellen der „leicht und kräftig“ geschwungenen asklepiadeischen Strophen und ihrem harmonisch sich ausgleichenden Wechsel der Töne<sup>22</sup>.

In dieser Ode findet die natürlich und geschichtlich gewordene Stadtlandschaft ihr höchstes Leben als Bild der Mutter arkadischen Lebens. Sie hat es gefunden in einer Vereinigung von Geist und Stoff, die der Hochzeit von Himmel und Erde gleicht, aus der das neue Jerusalem hervorgehen wird. Die Bibel zeichnet den Weg des Menschen vom natürlichen Paradies zur geschichtlich gebildeten Natur der Heiligen Stadt. In der Figur des Stromes und in dem von ihm verlebendigten „lieblichen Bild“

<sup>22</sup> Vgl. Ryan, Hölderlins Lehre vom Wechsel der Töne, Stuttgart 1960, S. 186–189.

erkennt der vorübereilende Jüngling sich selber, seine eigene und die allgemeine Bestimmung des Menschen als Vollendungsweg des Gesamtlebens, aus dem Strom und Wanderer, Stadt und Burg, zerreißen Wetter und verjüngendes Sonnenlicht nicht nur kommen, sondern auch immer wiederzukommen scheinen. Doch das liebliche Naturbild der Stadt erlöst das ewige Wiederkommen und Untergehen in den „Fluthen der Zeit“ aus dem Bann einer ewigen Wiederkunft des Gleichen und seiner Verzweiflung. Auf die hingebungsvolle Erwartung an das Leben, mit der sich der homo viator auf den Weg gemacht hat, antwortet das glückliche Bild so verheißungsvoll wie das altverkündigte der Heiligen Stadt.

Gleich dem Strom zieht der Lebenswanderer weiter, „traurig“ über sein diesem Bild entgegengesetztes vergängliches Leben und „froh“ über die Zukunft des Gesamtlebens, mit dem er sterbend sich so zur Schönheit der harmonisch ausgeglichenen Lebensgegensätze zu versöhnen hofft, wie er sich mit ihnen in der „dargestellten Welt“ dieses Gedichtes zur Schönheit ausgeglichen hat. Dieser „leicht und kräftig“ geschwungene Ausgleich über dem Strom des Lebens schwingt sich „wie der Vogel des Walds, der über die Gipfel fliegt“. Voll des überschwingenden Bildes so sehnsüchtig geliebten schönen Lebens geht der Wanderer „vorüber“,

*Traurigfroh, wie das Herz, wenn es, sich selbst zu schön  
Liebend unterzugehen,  
In die Fluthen der Zeit sich wirft.*

Darum also „liebt“ der Dichter der Ode die naturgeschichtlich gebildete Stadt, an die er denkt und deren altverkündigten „Geist“, ihre „verborgene Anlage“, er zum vorausverkündigenden Leben der ‚zweiten Natur‘ seines Gedichtes verkörpert:

*Lange lieb' ich dich schon, möchte dich, mir zur Lust,  
Mutter nennen, und dir schenken ein kunstlos Lied,  
Du, der Vaterlandsstädte  
Ländlichschönste, so viel ich sah.*

Hölderlin mühte sich vergeblich damit ab, philosophisch evident zu machen, daß der Mensch seine Bestimmung in nichts anderem als in einem Kunstwerk wie in dieser Ode erkennen kann. Sein philosophischer Begründungsversuch blieb ungelöst, weil mit apriorischen Konstruktionen nicht als gesetzmäßig bewiesen werden kann, was sich Hölderlin vom Möglichen der Natur und vom Gang der Geschichte erhofft. In Wahrheit

bewegt sich Hölderlins Denken und Dichten in einem hermeneutischen Zirkel, der in Reflexion auf das natürliche und geschichtliche Gewordensein dessen mögliches Werden mit dem Blick der Hoffnung interpretiert und so auf freie neue Weise auslegt, was schon Jesaja sagt.

Im Begriff eines „Vollendungsganges der Natur“ ist die vom Gang der Geschichte erhoffte menschlich gebildete „Natur“ dem Prozeß der blinden als Ziel untergelegt. Was Hölderlin für „die erste Bedingung alles Lebens und aller Organisation“ erklärt: „daß keine Kraft monarchisch ist im Himmel und auf Erden“, ist die erste Bedingung des erhofften Lebens der menschlich umgestalteten, nicht der blinden Natur. Von der erhofften Natur können wir eine Erfahrung nur machen, indem wir sie herstellen – was zumindest vorläufig nur in der ästhetischen Sphäre möglich ist. Folglich sind Hölderlins Reflexionen auf die universal- und individualgeschichtliche Bestimmung des Menschen stets auf den Herstellungsprozeß des Kunstwerks, auf die „Verfahrungsweise des poetischen Geistes“, konzentriert, und so ist es auch zu erklären, daß in Hölderlins Sicht der Mensch die Bestimmung seiner Natur, welche in Wahrheit die Bestimmung seiner Hoffnung ist, nur im Kunstwerk erkennen kann. Trotz einiger der von Michael Konrad in seinem Kommentar zu ‚Hölderlins Philosophie‘ beleuchteten methodischen Verstöße<sup>23</sup> wird in Hölderlins Reflexionen doch Entscheidendes deutlicher gegenüber der messianischen Tradition, die über die *damnatos opinionones Judaicos* der christlichen Häretiker und schwäbischen Pietisten ins Tübinger Stift und zu Hölderlin gekommen ist: nämlich daß wir „Die güldene Zeit“ – von deren Kommen Oetinger noch glaubte: „Menschenhände thun nichts dabei“, denn sie komme von selbst<sup>24</sup> – ganz im Gegenteil selber herstellen müssen, wenn wir sie haben wollen. In dieser Erkenntnis sind Hölderlin der Poet, der Philosoph und der verhinderte Revolutionär identisch.

Die universalgeschichtliche Konsequenz dieser Erkenntnis wäre, daß wir im wirklichen Leben die Gestalt des ästhetisch Vorweggenommenen annehmen müssen, wenn sich das von der messianischen Tradition der Natur und der Geschichte zuge dachte Hoffnungsziel geschichtlich verwirklichen soll. „Das ganze Menschengeschlecht“, folgert der sich in ähnlichen Gedankengängen bewegende Novalis, „wird am Ende poetisch.“ Hölderlins ‚Friedensfeier‘ verkündet:

<sup>23</sup> Michael Konrad, Hölderlins Philosophie im Grundriß. Analytisch-kritischer Kommentar zu Hölderlins Aufsatzfragment „Über die Verfahrungsweise des poetischen Geistes“, Bonn 1967.

<sup>24</sup> Oetinger, Sämmtl. Schriften, hg. v. K. Chr. E. Ehmman, Abt. 2: Theos. Schriften, Bd. 6, Stuttgart 1864, S. 13.

*Viel hat von Morgen an,  
Seit ein Gespräch wir sind und hören voneinander,  
Erfahren der Mensch; bald sind wir aber Gesang*<sup>25</sup>.

„Seit ein Gespräch wir sind“, können wir, wie Herder lehrte, unsere Wünsche an die Zukunft mit den Träumen und Erfahrungen der Vergangenheit interpretieren und sind daher fähig, uns als geschichtliche Einheiten: als Familien, Stämme, Nationen und schließlich als Menschengeschlecht zu verstehen. Aber die durch verschiedene Sprachen getrennten feindlichen Völker können sich nur in einem Gespräch versöhnen, das die verborgene gemeinsame Sprache entdeckt. So „vertauschten“ in der Elegie ‚Die Wanderung‘ die schwäbischen „Eltern“ des Dichters am Schwarzen Meer mit den griechischen „Kindern der Sonn“ nicht nur „Waffen und all / Die lieben Güter des Hauses“, sie

*Vertauschten das Wort auch*<sup>26</sup>.

Dank des vertauschbaren Wortes können die „Künste“, die entstanden sind, „weil der Mensch es besser haben wollte, als er es vorfand“, durch die Epochen und Völker hindurch Kulturen stiften in einem vielfältig entfaltenen Zusammenhang, der sich im Rückblick als geschichtliche Einheit der Menschen zu erkennen gibt und den Hölderlin als „Vollendungsgang der Natur“ begreift. Den Aufstieg und Weg des so gedeuteten Menschengeschlechts sieht Herder in Analogie zum Aufstieg und Weg der Sonne<sup>27</sup>.

Hölderlins Hymne ‚Am Quell der Donau‘ vergleicht entsprechend Aufstieg und Weg der „Erweckerin“, der „menschenbildenden Stimme“, mit einem „des Morgens“ einsetzenden Orgelspiel, von dem

*weitumber, von Halle zu Halle,  
Der erfrischende nun, der melodische Strom rinnt,  
Bis in den kalten Schatten*

des Abends und Nordens.

Die melodische Stimme erweckt die Völker zu dem Epochen und Nationen überbrückenden „Gespräch“. Von der Stimme aus „Asia“ hört der Dichter

<sup>25</sup> Novalis, Schriften, hg. v. P. Kluckhohn (†) und R. Samuel, 2. Aufl., Bd. 1, 1960, S. 347. – StA, Bd. 3, S. 536, vv. 91–93.

<sup>26</sup> StA, Bd. 2, S. 138–141, vv. 30–56, 54.

<sup>27</sup> Vgl. Peter Nickel, Die Bedeutung von Herders Verjüngungsgedanken und Geschichtsphilosophie für die Werke Hölderlins, Kieler Dissertation (Masch.) 1963, S. 188 bis 213.



„das Echo“ „an Parnassos Felsen und am Kithäron“, und hört, wie es sich bricht „Am Kapitol und jährlings herab von den Alpen“ zu uns kommt:

*Da faßt' ein Staunen die Seele  
Der Getroffenen all und Nacht  
War über den Augen der Besten.*

Das mit dem Humanismus über die Alpen jährlings herabgekommene römisch gebrochene griechische Echo der „menschenbildenden Stimme“ aus dem Morgenland verdunkelt den von ihr Getroffenen die eigene Zeit zur „Nacht“. Denn seit sie hören, was sie ihrer Bestimmung gemäß als Menschen „Göttliches“ sein könnten und sollten, „steht“ nun

*Vor Göttlichem der Starke niedergeschlagen*<sup>28</sup>.

Die Elegie 'Brod und Wein' gestaltet die poetische Reflexion auf die griechische Herkunft dieses in Gestalt einer „Fremdlingin“ zu uns gekommenen Echos der „menschenbildenden Stimme“. Der Verlauf der Elegie läßt uns im scheinbar Fremden das „Eigene“ finden und söhnt so den vergangenen griechischen Tag mit unserer vor ihm zur Nacht gewordenen Gegenwart aus. Was der „Gesang“ Hesiods und der jüdischen Propheten „von Kindern Gottes geweissagt“ und was das griechische Echo der menschenbildenden Stimme uns als überwältigend „Göttliches“ verdeutlicht, aber als fremd und vergangen entgegengesetzt, das sollen wir nun am Ende dieser poetischen Reflexion auf die „menschenbildende“ Überlieferung als unsere eigene Möglichkeit erkennen:

*Was der Alten Gesang von Kindern Gottes geweissagt,  
Siehe! wir sind es, wir; Frucht von Hesperien ist!*<sup>29</sup>

Die Vision der fragmentarischen Hymne 'Am Quell der Donau' aber faßt das von Volk zu Volk und von Epoche zu Epoche wechselnd ertönende Echo ins Bild vom großen Tedeum, in dem die entgegengesetzten Stimmen vergangener und künftiger Völker harmonisch zusammenklingen:

*Nun aber erwacht ist, nun, aufsteigend ihr,  
Der Sonne des Fests, antwortet  
Der Chor der Gemeinde*<sup>30</sup>.

Harmonisch vereint dieser Lobgesang menschlicher Möglichkeit alle Trennungen in Natur und Geschichte zur schönen Einigkeit mit allem Ent-

<sup>28</sup> StA, Bd. 2, S. 126–129, vv. 41, 42, 25–32, 35–45, 50 f.

<sup>29</sup> StA, Bd. 2, S. 90–95, vv. 42, 149 f.

<sup>30</sup> StA, Bd. 2, S. 126, vv. 33–35.

gegengesetzten, was lebt. Dies wäre der „Friede“, der also „nicht unverkündet“ kommen kann<sup>31</sup>.

„Aber weh!“, klagt Hölderlin im Hexameterhymnus 'Der Archipelagus' über die „Nacht“ der eigenen Gegenwart, in der die vereinigen sollende Sprache in den mißtönenden Lärm zersplittert ist, den die unzusammenhängenden Monologe der in sich befangenen Menschen ergeben:

*Aber weh! es wandelt in Nacht, es wohnt, wie im Orkus  
Ohne Göttliches unser Geschlecht. Ans eigene Treiben  
Sind sie geschmiedet allein, und sich in der tosenden Werkstatt  
Höret jeglicher nur und viel arbeiten die Wilden  
Mit gewaltigem Arm, rastlos, doch immer und immer  
Unfruchtbar, wie die Furien, bleibt die Mühe der Armen.*

Daß es den Menschen auch anders beschieden sein könnte, zeigt die dieser Klage vorausgeschickte poetische Reflexion auf die Überlieferung von Hellas, die sich dem Blick der Hoffnung zum Vorbild der Zukunft verklärt. Denn „unfruchtbar“ und mißtönend monologisch bleibt „die Mühe“ der zusammenhanglos Arbeitenden doch nur so lange,

*Bis, erwacht vom ängstigen Traum, die Seele den Menschen  
Aufgeht, jugendlich froh, und der Liebe seegnender Othem  
Wieder, wie vormals oft, bei Hellas blühenden Kindern,  
Wehet in neuer Zeit und über freierer Stirne  
Uns der Geist der Natur, der fernherwandelnde, wieder  
Stilleweilend der Gott in goldnen Wolken erscheint.*

Der „Geist der Natur“ bringt „fernher wandelnd“ die „Stimme“ der mit Hoffnung gelesenen Tradition zu uns:

*schon hör' ich ferne des Festtags  
Chorgesang auf grünem Gebirg' und das Echo der Haine,  
Wo der Jünglinge Brust sich hebt, wo die Seele des Volkes sich  
Stillvereint im freieren Lied, zur Ehre des Gottes  
Dem die Höhe gebührt, doch auch die Thale sind heilig;*

...

*Denn voll göttlichen Sinns ist alles Leben geworden  
Und vollendend, wie sonst, erscheinst du wieder den Kindern  
Überall, o Natur! ...*

<sup>31</sup> StA, Bd. 3, S. 534, v. 25.

Der Wechsel von der Klage zur Hoffnungsvision wandelt die mißtönende Nacht in einen Verjüngungsschlummer – „Bis, erwacht vom ängstigen Traum, die Seele den Menschen / Aufgeht“ –, so wie Herder Aufgang und Untergang der sich verjüngenden Epochen gesehen hat. Hölderlins Wechsel gliedert dadurch die Geschichtsnacht harmonisch in den Geschichtsverlauf ein. Die dazu notwendige „Zukunft“ ist, abermals einer Forderung Herders entsprechend, aus „Vergangenem . . . erfunden“: nämlich typologisch gelesen in der Geschichte vom Wiederaufstieg Athens in den Perserkriegen, der wie der Tag auf die Nacht dem Untergang folgte. Athen schläft zuvor den verjüngenden Todesschlaf:

*Doch umfängt noch, wie sonst, die Muttererde, die treue,  
Wieder ihr edel Volk, und unter heiligem Himmel  
Ruhen sie sanft, wenn milde, wie sonst, die Lüfte der Jugend  
Um die Schlafenden wehn . . .*

Die verjüngte und um die neue Akropolis gesteigerte Auferstehung Athens –

*Mutter Athene, dir auch, dir wuchs dein herrlicher Hügel  
Stolzer aus der Trauer empor und blühte noch lange –*

enthält schon im voraus die Antwort auf die folgende Frage des Sängers, der sich auf die „Nacht“ seiner eigenen Zeit besinnt:

*O die Kinder des Glücks, die frommen! wandeln sie fern nun  
Bei den Vätern daheim, und der Schiksalstage vergessen,  
Drüben am Lethestrom, und bringt kein Sehnen sie wieder?  
Sieht mein Auge sie nie? . . .*

Vergeblich bleibt es, die „heiligen Schatten“ zu „rufen bei Nacht“, so lange der Sänger nicht den Widerklang der in der Geschichte Athens präfigurierten Verheißung in den „begeisternden Kräften“ des Himmels ertönen läßt, die „Schöner Deutungen voll“ sind. In ihnen deutet sich die zuvor in der vergangenen athenischen Republik poetisch verkörperte Schönheit als der immerwährend im Naturmöglichen angelegte „Geist“, der „des großen Donnerers Stimme“ nun das ausrufen läßt, was sich Hölderlin vom Gang der Geschichte erhofft: daß

*Ein Geist allen gemein sei.*

Dieser „Geist“, der Athen verjüngt aus dem Todesschlaf erstehen ließ, ist als Möglichkeit der Natur immer gegenwärtig und „ruht und waltet und lebt“ daher auch „über den Bergen“ jener „Heimath“, die noch im Getöse

ihrer disharmonisch widerstreitenden Einzelstimmen wie im „Orkus“ wohnt. Die daraus hervorgehende Zukunftsvision hat ihre Züge vom vergangenen Athen. Athen und die prophezeite Vereinigung des Volks „im freieren Lied“ stehen sich wie Typus und Antitypus gegenüber, beide abgeleitet aus der immerwährenden Möglichkeit der Natur, die zum Beginn und Ende des Gedichts im Meergott und Vater der Inseln verkörpert ist.

Die prophezeite Wiederkehr des athenischen Typus im Antitypus der „Heimat“ ist jedoch nicht als Wiederkunft des Gleichen gedacht. Der poetische Geist entdeckt, wie im „Wechsel“ der Natur schon das geschichtliche „Werden“ vorgezeichnet ist, auf dessen Vollendung in zweiter Natur er hofft:

*Dann, dann, o ihr Freuden Athens! ihr Taten in Sparta!  
Köstliche Frühlingszeit im Griechenlande! wenn unser  
Herbst kömmt, wenn ihr gereift, ihr Geister alle der Vorwelt!  
Wiederkehret! und siehet! des Jahrs Vollendung ist nahe!*

Daß der poetische „Geist“ des Menschen diese Sprache der göttlichen Möglichkeit unserer Natur: „das Wechseln / Und das Werden“, verstehen könne, mit dieser Bitte an den Meergott schließt das Gedicht<sup>32</sup>.

Peter Nickel hat die weithin unterschätzte Bedeutung von Herders Verjüngungsgedanken und Geschichtsphilosophie für die Werke Hölderlins in einer leider ungedruckt gebliebenen Dissertation untersucht<sup>33</sup>. Über Herder scheint auch die geschichtstypologische Denkform zu Hölderlin gekommen zu sein, die in seinen Gedichten das Verhältnis von Vergangenheit und Zukunft organisiert, so besonders das Verhältnis vom alten „Athen“ zur erhofften „Heimat“. Herders Lehrer Hamann hat die biblische Geschichtstypologie auf virtuose Weise erneuert. Von 1800 an tritt die geschichtstypologische Sehweise besonders deutlich in Gedichten Hölderlins hervor, die sich die mythologische und religiöse Überlieferung der „Verheißenen all“ nun eigens zum Thema geben und sich nicht mehr, wie noch ‚Der Archipelagus‘, im nur typologisch organisierten Element der Überlieferung bewegen. Diese Elegien und Hymnen sind als poetische Reflexion auf die in Mythologie und Religion überlieferte Poesie besserer menschlicher Möglichkeit zu verstehen. In Analogie zum Begriff einer ‚Geschichtsphilosophie‘ können wir sie ‚Geschichtspoese‘ nennen<sup>34</sup>.

<sup>32</sup> StA, Bd. 2, S. 103–112, vv. 241–246, 247–252, 257–269, 168–171, 196–197, 200–203, 215–219, 230–240, 271–274, 288–293. – „Aus dem Vergangenen Zukunft erfindend“: Herders Sämtliche Werke, hg. v. B. Suphan, Bd. 6 (Älteste Urkunde des Menschengeschlechts“), S. 250.

<sup>33</sup> s. Anm. 27.

<sup>34</sup> Vgl. Malsch, Die Einheit der „Faust“-Dichtung Goethes in der Spiegelung ihrer

Hölderlins Geschichtspoese hat den scheinbar zusammenhanglosen Zustand der in der Geschichte überlieferten Poesie zum Gegenstand. Ihr „vester Buchstab“ soll „gepflegt“ werden, damit „Ein Geist“ in allen Überlieferungen sichtbar wird. Hölderlins poetische Reflexion auf die in disharmonischer Entgegensetzung zu ihm gekommene ‚Poesie in der Geschichte‘ macht es sich zum Amt, die im „bestehenden“ verborgene Einigkeit „gut“ zu „deuten“<sup>35</sup>, d. h. die Harmonie ihrer Entgegensetzungen typologisch sichtbar zu machen, damit Christus in Herakles und beide in Dionysos, und damit die griechischen Göttersöhne im christlichen, und damit alle vom ewigen Geist natürlicher Möglichkeit in einer Sterblichen Erzeugten auch im jüdischen „Helden, Ewigvater, Friedefürst“ wiedererkannt werden können.

Schon Jesaja hat den von einer sterblichen Mutter geborenen Friedensbringer als irdische Verkörperung des „Ewigvaters“ verkündigt. Da wir unterdessen den „Vater“ als den „Geist“ der in der Natur angelegten Möglichkeit zur ‚zweiten Natur‘ und ihn somit als den „Geist“ der Hoffnung auf deren irdische Verwirklichung „kennen“, kehrt Hölderlins Gedicht die Bedingungsfolge der christlichen Botschaft vom Sohn des „Alllebendigen“ um:

*Und nun erkennen wir ihn,  
Nun, da wir kennen den Vater.*

Weil wir den Vater, „von dem viel Freuden sind und Gesänge“, nun „kennen“, „erkennen“ wir auch den so vielfältig in mythologischen und religiösen „Gesängen“ präfigurierten „Sohn“, „Helden“ und „Friedefürst“, zu dessen Erzeugung – dies liest Hölderlin aus den Geschichtszeichen der Revolution und des Friedens zu Lunéville –

*Der hohe, der Geist  
Der Welt sich zu Menschen geneigt hat*<sup>36</sup>.

Die verborgene Harmonie der in Entgegensetzungen verwirrten Überlieferung vom „Sohn“ wird in der Anagnorisis des einen Typus im andern erkennbar, so daß in dem „Einen“, an dem „Die Liebe . . . hängt“, auch die anderen alle erinnert sind. In solcher Wiedererkenntnis schwindet die „Schaam“, die den christlich Geprägten „hindert“, dem „Einzigem“ „zu vergleichen / Die weltlichen Männer“<sup>37</sup>. In der uns christlich überlieferten

Teile; Festschrift über Klaus Ziegler, Tübingen (1968), S. 133–158, S. 134, 155 f., und: „Europa“, poetische Rede des Novalis, Stuttgart 1965, S. VI–XII.

<sup>35</sup> StA, Bd. 2, S. 165–172, vv. 224–226.

<sup>36</sup> StA, Bd. 3, S. 535, vv. 70–78.

<sup>37</sup> StA, Bd. 2, S. 153–156, vv. 83 f., 60–62.

geschichtstypologischen Sehweise der Juden können nun „bei Gesang gastfreundlich untereinander / In Chören gegenwärtig, eine heilige Zahl / Die Seeligen in jeglicher Weise / Beisammen“ sein<sup>38</sup>.

Im biblischen Liebesmahl ist die bevorstehende „Friedensfeier“ präfiguriert, aber das christliche Abendmahl hat seine griechischen Präfigurationen in den Mysterien der Demeter, deren „vom Lichte geseegnetes Brod“ uns noch immer ernährt, und in den Mysterien des Dionysos, von dem noch immer „die Freude des Weins“ zu uns kommt. So präfiguriert schon die Natur die typologische Synopsis der Elegie ‚Brod und Wein‘, die im Stifter des Liebesmahls den griechisch-christlichen „Chor“ der „Verheißenen all“ erkennen läßt:

*Nemlich, als vor einiger Zeit, uns dünket sie lange,  
Aufwärts stiegen sie all, welche das Leben beglückt,  
Als der Vater gewandt sein Angesicht von den Menschen,  
Und das Trauern mit Recht über der Erde begann,  
Als erschienen zu lezt ein stiller Genius, himmlisch  
Tröstend, welcher des Tags Ende verkündet' und schwand  
Ließ zum Zeichen, daß einst er da gewesen und wieder  
Käme, der himmlische Chor einige Gaben zurück;*

„er“: „der himmlische Chor“, und „er“: der „stille Genius“, bezeichnen auch grammatisch die typologische Identifikation. Vergleichen wir die vom „himmlischen Chor“ zurückgelassenen „Gaben“, „Derer menschlich, wie sonst, wir uns zu freuen vermöchten“, mit der ihnen entgegengesetzten „Freude, mit Geist“, für die „in dürftiger Zeit“ „das Größre zu groß“ geworden ist, dann ist das Gemeinsame die Entrückung vom Zwang des Bestehenden. Die „menschlich, wie sonst“ genannte Reihe der Entrückungsfreuden reicht vom Dankgebet fürs tägliche Brot bis zur entgrenzenden Gabe des Weins, die seit alters Gabe und Wirkung der Dichtkunst präfiguriert. Die Entsprechung von Wein und pindarischem Gesang hat Herder enthusiastisch gefeiert<sup>39</sup>. In ihrer Befreiung vom Zwang des Bestehenden verbinden uns beide Freuden, die des Weins und die „mit Geist“, dem Leben des Ganzen. In dessen Element taucht uns die Entrückungsfreude des Weins, während die „Freude mit Geist“ es uns „sehen“ lassen soll: „Seelige Weise sehns“.

Dazu aber – so reflektiert Hölderlins Elegie auf die Religionsgeschichte – wurde das mit den Juden und Christen zum rein geistigen Gott erhobene „Größre zu groß“. Deshalb geht der Ruf – „Noch fehlen die Starken zu

<sup>38</sup> StA, Bd. 3, S. 536, vv. 105–109.

höchsten / Freuden“ – nun aus an die hermeneutische Reflexion, die in der Entstehung des menschlicher gebildeten athenischen „Gemeingeistes“ typologisch die Ausgießung des Heiligen Geistes wiedererkennt:

*Vater Aether! so riefs und flog von Zunge zu Zunge  
Tausendfach, es ertrug keiner das Leben allein.*

Dank der typologischen Korrespondenz stellt sich umgekehrt der jüdisch-christliche Gottvater als „Vater Äther“ oder alles erzeugender „Geist der Natur“ dar. Wie der biblische Gottvater die Jungfrau „erkennt“ hat, um den „Sohn“ zu erzeugen, so wird in der Hoffnung dieser Elegie der „Vater Äther“ uns „erkennen“, um die Wirklichkeit seiner geistigen Verheißung zu erzeugen. Dann wird, wie im wiedererstandenen Athen des Perikles, „ein Geist allen gemein sein“:

*aber so vieles geschieht,  
Keines wirkt, denn wir sind herzlos, Schatten bis unser  
Vater Aether erkennt jeden und allen gehört<sup>40</sup> –*

bis wir alle den „einen Geist“ in harmonischer Vielfalt verkörpern. Dann ist „die langgesuchte, / Die goldne Frucht“ der Universalgeschichte als „Gestalt der Himmlischen“ zur Erde gekommen.

Mit der deutschen Klassik teilt Hölderlin die Auffassung, daß zu ihrer glücklichen Stunde die Griechen in „dem engen Kreise ihres Vaterlandes“<sup>41</sup> präfigurierten, was universalgeschichtlich der ganzen Menschheit zube-stimmt ist; mit Schiller die Deutung, daß die Griechen „in den Olympus versetzten, was auf der Erde sollte ausgeführt werden“<sup>42</sup>. Gegenüber seinem Hexameterhymnus ‚Der Archipelagus‘ verdeutlicht jedoch Hölderlins Elegie ‚Brod und Wein‘ und die mit ihr einsetzende ‚Geschichtspoese‘ die Voraussetzung solch universalgeschichtlicher Entfaltung der griechischen Präfiguration. Womöglich ist Hölderlin dazu herausgefordert worden von dem im Sommer 1800 erschienenen Gedicht ‚An die Nacht‘ des Novalis. Wie in Hölderlins Elegie ist im Gedicht des Novalis die Voraus-setzung solcher Entfaltung die Wiedererkenntnis des national-religiös „zu groß“ Gewordenen im Verschiedenen der Überlieferung. Im biblischen „Wunderkinde“ erkennt der Sänger des Novalis den griechischen Todes-

jüngling wieder<sup>43</sup>. Das christliche Pfingstwunder ist in Hölderlins Elegie im griechischen „Gemeingeist“ wiedererkennt. Die griechische Präfigura-tion gab schon im Tübinger Stift dem „Republikanismus“ das Hoffnungs-bild: „Da die Idee eines Freistaates in Frankreich in’s Leben getreten war“, heißt es in dem eingangs erwähnten Bericht, „so glaubte sich eine Jugend, die in den Alten zu Hause war, berechtigt, die Wiederkehr ihrer aus der Vorzeit überkommenen Ideale von der Zukunft zu hoffen“<sup>44</sup>.

Hölderlin hat die von der französischen Revolution erregte Hoffnung zum bleibenden Thema seines Denkens und Dichtens gemacht und schließ-lich entdeckt, daß auf Erden kein Friede in Freiheit sein kann, solange noch die herrschaftslose freie Einigkeit mit allem, was lebt, im Himmel scheinbar gegensätzlicher Überlieferungen verborgen ist. Diese Entdeckung hat ihn zu der geschichtspoetischen Wendung seiner Dichtung geführt, die mit der Elegie ‚Brod und Wein‘ beginnt und die der poetischen Wieder-erkenntnis des „Einen Geistes“ scheinbar verschiedener Verheißungen dient. Denn die mythologischen und religiösen Verheißungen sind in Höl-derlins Sicht schon selber „dichterische Vorstellungen“<sup>45</sup>, die daher der poetischen Erneuerung und Verdeutlichung bedürftig bleiben.

Wilhelm Heinse wird in der Elegie ‚Brod und Wein‘ der Vergleich zu-gesprochen von den „Dichtern in dürftiger Zeit“ mit den „heiligen Prie-estern“ des Weingotts,

*Welche von Lande zu Land zogen in heiliger Nacht<sup>46</sup>.*

In ihren Gesängen erneuern und verdeutlichen die Dichter die in den Orgien des Dionysos vorabgebildete allgemeine Liebesvermählung auf geistige Weise. Ihren Erneuerungszug durch die Epochen und Nationen ruft die Ode ‚Dichterberuf‘ im Zuge des Bacchus an:

*Des Ganges Ufer hörten des Freudengotts  
Triumph, als allerobernd vom Indus her  
der junge Bacchus kam, mit heiligem  
Weine vom Schlafe die Völker wekend<sup>47</sup>.*

Indessen würden ihre Gesänge die völkererweckende „menschenbildende Stimme“ der Überlieferung nicht mehr erneuern, sondern verfälschen, wenn sie die Zukunft des Verkündigten und Vorabgebildeten an ihre Bil-der und Zeichen verrieten. Solche Dichter glichen „falschen Priestern“

<sup>39</sup> Herders Sämtliche Werke, hg. v. B. Suphan, Bd. 1, Berlin 1877, S. 312–315.

<sup>40</sup> StA, Bd. 2, S. 90–95, vv. 125–138, 122, 157, 65 f., 152–154.

<sup>41</sup> Goethe, Leopoldina-Ausgabe, Bd. 9, 1. Abt.: Morphologische Hefte, hg. v. D. Kuhn, 1954, S. 62.

<sup>42</sup> Schiller, Nationalausgabe, Bd. 20, hg. v. H. Koopmann u. B. v. Wiese, 1962, S. 359.

<sup>43</sup> Novalis, Bd. 1, S. 147.

<sup>44</sup> StA, Bd. 4, S. 275–281, S. 281, Z. 17–22.

<sup>45</sup> StA, Bd. 2, S. 94, vv. 122–124.

<sup>46</sup> StA, Bd. 7, S. 448, Nr. 103.

<sup>47</sup> StA, Bd. 2, S. 46–48, vv. 1–4.

einer dogmatischen Religion, in der die poetischen Bilder des möglichen Werdens zur positiven Offenbarung erstarrt sind. 1797 tritt ein Epigramm den mit solchen Priestern vergleichbaren Dichtern entgegen:

*Tief im Herzen haß ich den Troß der Despoten und Pfaffen,  
Aber noch mehr das Genie, macht es gemein sich damit*<sup>48</sup>.

Dem „Genie“, das die überlieferten Zeichen der Zukunft zur Rechtfertigung politischer und geistiger Herrschaft der „Despoten und Pfaffen“ mißbraucht und seine natürlich-poetische Deutung als übernatürliche „Schau“ ausgibt, soll es ergehen wie Tantalus, dem Gast und Verräter der Götter:

*Und sag ich gleich,*

setzt der fragmentarisch gebliebene Schluß der Feiertagshymne an,

*Ich sei genaht, die Himmlischen zu schauen,  
Sie selbst, sie werfen mich tief unter die Lebenden,  
Den falschen Priester, ins Dunkel, daß ich  
Das warnende Lied den Gelehrigen singe*<sup>49</sup>. –

Die „göttliche Welt“ ist nicht „a priori gegeben“. Das wäre in Hölderlins Sicht der Anspruch eines „falschen Priesters“, der die in Mythologie und Religion überlieferte Verheißung nur zum Verstummen bringt. Gundolf, der den Hölderlin-Enthusiasmus unseres Jahrhunderts zuerst auf ein solches a priori gesetzt hat, erkannte auch folgerichtig, daß Hölderlins Hymnen, die ihm nichts als „das Ertönen anhaltender Weihe, beständigen Verkehrs mit den Göttern“ bedeuten, in solcher Deutung auch „nur die dichterische Stimme eines dichterischen Schweigens“ bedeuten können<sup>50</sup>. Die „göttliche Welt“ ist in Hölderlins Dichtung das a posteriori der Universalgeschichte, das in den „dichterischen Vorstellungen“ der alten Griechen, Juden und Christen verkündigt und überliefert ist. Es ist die immer schon von Menschen poetisch ersehnte Welt eines allgemeinen Friedens in Freiheit, in der kein anderes Gesetz als das „schönausgleichende“ der Liebe herrscht. Der Beginn der französischen Revolution schien diese altersehnte Welt politisch zu begründen. Der Friedensschluß zu Lunéville rückte ihre Möglichkeit noch einmal in die nahe Erwartung Hölderlins. Beschwörung dieser Hoffnung gegen die Enttäuschung ist seine Poesie. Ihre Struktur<sup>51</sup>,

<sup>48</sup> StA, Bd. 1, S. 229 („Advocatus Diaboli“).

<sup>49</sup> StA, Bd. 2, S. 118–120, vv. 69–73.

<sup>50</sup> Gundolf, George, 3. Aufl., Berlin 1930, S. 62.

<sup>51</sup> Vgl. Ryan, Wechsel der Töne, bes. S. 80–103.

ihre Themen und ihre Deutung entsprechen Hölderlins anarchistisch träumender Erkenntnis, daß der längst von Jesaja verkündigte „allbekannte“ Friedefürst und all die in griechischer und christlicher Überlieferung „Verheißenen“ und zur „Friedensfeier“ geladenen Gäste nicht eher „da“ sein können „in unserem Hause“, ehe nicht

*Herrschaft nirgend ist zu sehn bei Geistern und Menschen.*

Solange bleiben „die Würze des Lebens“, die poetisch „von oben bereitet“ sind, ästhetisch und bedürftig der sie erneuernden und „aufklärenden“ poetischen Beschwörungen<sup>52</sup>. Doch die nach Schiller von den Griechen in den Olympus versetzte göttliche Welt „sollte“ auch nach Hölderlins Gesichtssicht „auf Erden ausgeführt werden“:

*und eher legt  
Sich schlafen unser Geschlecht nicht,  
Bis ihr Verheißenen all,  
All ihr Unsterblichen, uns  
Von eurem Himmel zu sagen,  
Da seid in unserem Hause*<sup>53</sup>.

<sup>52</sup> „Und diß ist eben die höhere Aufklärung die uns größtentheils abgeht.“ – StA, Bd. 4, S. 277, Z. 28 f. – Näher erläutert in meinem Vortrag über „The concept of Enlightenment in Hölderlins Poetry“ für das ‘Hölderlin Bicentennial Symposium’, Ann Arbor, Michigan, Nov. 1970.

<sup>53</sup> StA, Bd. 3, S. 533–538, vv. 19, 28, 112–117. – Jesaya 9, 6.

HÖLDERLIN IN DER DEUTSCHEN UND FRANZÖSISCHEN  
DICHTUNG DES 20. JAHRHUNDERTS\*

VON

BERNHARD BÜSCHENSTEIN

In dem vierten der 'Wiener Briefe', die *Hugo von Hofmannsthal* zu Anfang der zwanziger Jahre für die amerikanische Zeitschrift 'The Dial' verfaßte, versucht er, in „groben Strichen den inneren Aspekt des geistigen Deutschland nach der Katastrophe des Krieges und des den Krieg fortsetzenden Friedens zu umreißen, vor allem den geistigen Zustand und die Haltung der Jugend, auf die in solchen Wendepunkten alles ankommt“<sup>1</sup>. Er findet dafür den zusammenfassenden Ausdruck der „äußersten Anspannung“, spricht von den „außerordentlichen Kühnheiten“, deren Gebärde der „des Verzweifelten, ja des Selbstmörders gleicht – und deren geheimes Resultat doch vielleicht eine völlige und erstaunliche Wiedergeburt sein wird“. Die junge Generation sieht er „von einer neuen und nicht dogmatisierten, aber bebenden und pulsierenden Religiosität“ erfüllt. „Es ist dies ein Zustand sozusagen vormessianischer Religiosität, und er hat sich auch einen Führer oder Vorläufer des Führers heraufbeschworen, nicht in Gestalt eines Menschen von Fleisch und Blut, sondern in der Gestalt eines Toten, eines durch fast hundert Jahre von der Nation fast vergessenen geistig hohen Individuums, dessen geistige Präsenz und Gewalt über die sich um ihn scharende jetzige Generation eine so große und besondere ist, daß man auch hier fast eher von einem religiösen Phänomen sprechen möchte als von einem bloß literarischen. Dieser durch den Drang einer ganzen Generation aus dem Grabe Gerufene, Wiedergeborene ist der Dichter Friedrich Hölderlin.“

An dieser Form des Hölderlinverständnisses, nämlich der heroisch gespannten, düsteren, autoritären Verklärung des gegenwärtigen und des unmittelbar bevorstehenden geschichtlichen Augenblicks im Licht einer Schicksalsreligion, hatte zweifellos den größten Anteil *Stefan George*. Im 'Stern des Bundes', der 1913 erschien, endet das Hölderlin gewidmete Gedicht mit den Versen

\* Vortrag, gehalten bei der Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft am 20. März 1970 in Stuttgart.

<sup>1</sup> Aufzeichnungen, Frankfurt a. M. 1959, S. 309 ff.

*Ja deutlichsten verheisser wort für wort  
Der welt die ihr geschaut und schauen werdet  
Den hehren Ahnen soll noch scheu nicht nennen<sup>2</sup>.*

Mit deutlichem Anklang an diese Zeilen wird in dem 1921 veröffentlichten Gesang 'Der Dichter in Zeiten der Wirren' die zunächst noch vorenthaltene Botschaft enthüllt. Der Sänger

*...holt aus Büchern  
Der ahnen die verheissung die nicht trägt  
Dass die erkoren sind zum höchsten ziel  
Zuerst durch tiefste öden ziehn dass einst  
Des erdteils herz die welt erretten soll...<sup>3</sup>*

Die Rettung wird in den folgenden Versen als Gründung des 'Neuen Reichs' dargestellt; sie geschieht mit Hilfe der treuen Schar, die als erste weiß

*...wo grosses wiederum gross ist  
Herr wiederum herr, zucht wiederum zucht...*

Die Prägung „des erdteils herz“ verweist auf den Beginn des 'Gesangs des Deutschen': „O heilig Herz der Völker, o Vaterland!“ Hölderlins Leiden an der Verkennung, ja Verhöhnung seines Vaterlands erzeugt sich das Wunschbild eines höchsten Festes, das heilige Stätten der Griechen zum Vorbild hat, eines Festes der Liebe unter dem Zeichen der Aphrodite Urania, das in Georges Gedicht einer herrisch eingesetzten Ordnung weichen muß. Hölderlin scheint hier den verheißenen Umschlag aus gegenwärtiger Demütigung in den Glanz künftiger Macht zu verbürgen. Der Weg von der Katastrophe des Kriegsendes zu „lichterer zukunft“ „führt durch sturm und grausige signale“. Die von Hofmannsthal vermerkte Tonart heroischer Todesbereitschaft hat sich der Unschuld hölderlinischer Zukunftshoffnung bemächtigt. Zwei Jahre vorher sagte die Lobrede auf Hölderlin in anderen Worten Ähnliches: er ist „der eckstein der nächsten deutschen zukunft und der rufer des Neuen Gottes“<sup>4</sup>. Die Beispiele aus seinem Werk, die diese Rede einleiten, deuten vornehmlich auf nahe bevorstehende Epiphanie. Sie stammen zum Teil aus der Feiertagshymne, aus 'Germanien', aus 'Versöhnender...'. Doch hat George hier auch Verse gewählt, in denen die Verheißung wieder in ein Schweigen zurückgenommen wird: „ungesprochen .. muß es bleiben“, „begraben dem Feind in ver-

<sup>2</sup> Werke (Ausgabe in zwei Bänden), München und Düsseldorf 1958, I, S. 389.

<sup>3</sup> AaO, S. 418.

<sup>4</sup> AaO, S. 521.

schwiegener Erde“; denn, wie es das Gedicht im ‘Stern des Bundes’ sagt: „Tödlich kann lehre sein dem der nicht fasset.“

Die Geschichte von Hölderlins Wirkung von jenem Jahr 1913 an bis zum Ende des zweiten Weltkriegs hat diese Furcht bestätigt. Die esoterische Gebärde der Verbergung hat exoterische Priester inspiriert, die in heiligen Worten eine unheilige Verquickung herausgelöster einzelner Zeilen des Dichters mit ungeduldigen Wünschen einer national erregten Generation förderten. Der inbrünstigste unter ihnen war vielleicht Wilhelm Michel.

Hölderlin stellte für George das Wort der Erneuerung dar, der er zustrebte, und so erscheint er denn in seinen Gedichten und anderen Zeugnissen vor allem in dieser besonderen Funktion. Daß er ihm als „verjünger der sprache“ gilt – durch deren „aufbrechung und zusammenballung“ –, wird in der Weise eines zeitgeschichtlich deutenden Kommentars ausgesprochen und spiegelt sich zuweilen auch in Georges spätem Werk.

Solche Spiegelung erscheint mit größerer Deutlichkeit in der späteren Dichtung *Rainer Maria Rilkes*, der in der gleichen Kriegszeit, im August 1914, unter Hölderlins Eindruck ‘Fünf Gesänge’ dichtete, die Hofmannsthals Charakterisierung nicht minder entsprechen als Georges Zeugnisse. Freilich bezeichnen sie innerhalb von Rilkes Werk nur einen vorübergehenden Irrweg, dem ein wahrerer Weg folgen wird. Rilke verherrlicht in diesen Gesängen den „Schlacht-Gott“<sup>5</sup>, der an den „Schlachtgeist“ erinnert, die Prägung, mit der Hölderlin in seiner ‘Antigone’-Übersetzung den Götternamen Ares umschreibt<sup>6</sup>. Diese Übersetzung war Rilke damals dank Hellingrath besonders vertraut. Er macht den Schlachtgott zum donnernden Bewohner des Himmels und zum „reissenden Gott“, worin die Prägung der ‘Antigone’-Anmerkungen vom „reissenden Zeitgeist“ widerklingt, der die Menschen schonungslos in die Totenwelt treibt. Auch der in der ‘Antigone’ auftretende Seher Teiresias ersteht im Anbruch des Krieges: „...nun redet wie ein Seher die Zeit / blind, aus dem ältesten Geist.“ Rilke überläßt sich dem großen Eindruck von ‘Brod und Wein’, indem er den Rausch des Gemeingeists aus der 4. Strophe in verändertem Kontext aufgreift. Das vom donnernd herabkommenden Vater Äther Hölderlins erweckte Wort der neuerwachten Gemeinde wird von Rilke in eine „tödliche“ Form der Belebung transponiert:

*So auch bin ich nicht mehr; aus dem gemeinsamen Herzen  
schlägt das meine den Schlag, und der gemeinsame Mund  
bricht den meinigen auf.*

<sup>5</sup> Sämtliche Werke, 2. Band, Wiesbaden 1956, S. 86 ff.

<sup>6</sup> Z. B. V. 144, 990, 1009.

Hölderlin gebraucht das Bild eines Tausches unter Freunden, Rilke feiert die Selbstaufgabe. Wie für George wird auch für Rilke im ersten Weltkrieg Hölderlin zum Sprachrohr gegenwärtigster Erfahrung. Seine Unverbraucht-heit läßt es damals zu, daß er die Sehnsucht nach schicksalhafter Gemeinschaft auszusprechen hilft. George bezog diese Vision im Ernst auf ein künftiges Deutschland. Für Rilke war sie ein kurzer, alsbald wieder verflogener Rausch, der ihn in eine ihm gänzlich fremde Zone entführt hatte. Was ihm dagegen Hölderlin, der Richter, für sein eigenes Gedicht gegeben hat, sagt mit Genauigkeit die einen Monat später, im September 1914, entstandene Huldigung ‘An Hölderlin’, aus der ich die mittleren Partien vorlege.

.....

*Dir, du Herrlicher, war, dir war, du Beschwörer, ein ganzes  
Leben das dringende Bild, wenn du es aussprachst,  
die Zeile schloß sich wie Schicksal, ein Tod war  
selbst in der lindesten, und du betratest ihn; aber  
der vorgehende Gott führte dich drüben hervor.*

*O du wandelnder Geist, du wandelndster! Wie sie doch alle  
wohnen im warmen Gedicht, häuslich, und lang  
bleiben im schmalen Vergleich. Teilnehmende. Du nur  
ziehst wie der Mond. Und unten hellt und verdunkelt  
deine nächtliche sich, die heilig erschrockene Landschaft,  
die du in Abschieden fühlst. Keiner  
gab sie erhabener hin, gab sie ans Ganze  
heiler zurück, unbedürftiger...<sup>7</sup>.*

Rilke dichtet hier den Übergang von den 1907 und 1908 erschienenen artistisch durchgearbeiteten, sprachlich in sich geschlossenen ‘Neuen Gedichten’ zu den von 1912 an entstehenden ‘Duineser Elegien’, denen der von Hölderlin eröffnete Sprachraum die neue Thematik des klagend-rühmenden Anrufs des Engels eingab. Nach der Statik der Rodin-Stufe braucht Rilke einen Dichter des Progresses. Hölderlins prozeßhafte Dichtung der Jahre um 1800 ermöglicht es Rilke, das „gekonnte Gefühl“<sup>7</sup> seiner bisherigen Produktion zu verabschieden und mit einem noch nicht sicher bemeisterten zu vertauschen, das sich dem Selbstverlust aussetzt, um sich verändert wiederzufinden. Rilke lernt von Hölderlin die am Ende des ihm besonders vertrauten ‘Archipelagus’ genannte „Göttersprache, das Wechseln / Und das Werden“. Den Vorgang des „Werdens im Vergehen“, den Hölderlin zum poetischen Spiegel des geschichtlichen Wandels erhebt,

<sup>7</sup> AaO, S. 93 f.

grenzt Rilke freilich allein auf das Dichten ein. Der Gott, der den Dichter leitet, ist für ihn der Gott des Gedichts, dem zwei Aufgaben überantwortet sind: zuerst diejenige, das Gedicht immer neu in tödliches Schicksal zu führen; dann aber diejenige, die dadurch notwendig werdende Rettung zu leisten. Diese Vorstellung geht von der Rolle des abendländischen Zeus in den 'Anmerkungen zur Antigone' aus, wo „das Wort aus begeistertem Munde schrecklich ist, und tödtet“, unser Zeus aber diesen Tod, den „ewig menschenfeindlichen Naturgang“, davor behütet, daß er „in die andre Welt“ führt, indem er dies Streben zurückbiegt, es „entschiedener zur Erde zwinget“. Rilke löst diese Gedankengänge aus dem Kontext einer Sophokles-Deutung. Er bezieht die Tödlichkeit des Worts und die Errettung der Abendländer durch ihren Gott von der Totenwelt auf Hölderlins eigenes Gedicht. In dieser Auffassung nun spiegelt sich sein eigener Umgang mit Hölderlin: er hat von ihm gelernt, sein bisheriges Dichten als ein totes abzutun und den Wandel zu vergöttlichen, der ihn immer neu aus jedem in Gestalt einer gelungenen Zeile sich einstellenden Tod erretten wird. Es ist dies eine Thematik, die in den 'Duineser Elegien' eine wichtige Rolle spielt: die des Abschieds von der bewohnbaren Erde und des gesammelten Absprungs, der erlaubt, „mehr zu sein... Denn Bleiben ist nirgends.“<sup>8</sup>

Rilke erfährt diesen Weg in unbekanntem Weltraum als neuen Rhythmus des Strömens und zugleich der Widerstände innerhalb dieses Strömens. Die Kunst, eine solche widerstrebende Harmonie herzustellen, hat er von Hölderlin gelernt. Das Bild des steten Lichtwechsels, das den Dichter als Mond über eine nächtliche Welt hinziehen sieht, transponiert den Schluß der ersten Strophe von 'Brod und Wein'. Es betont das ganz Andere eines Dichtens, welches das Irdische aufstört und nur dem göttlichen, immer weiter stürzenden, niemals einholbaren Geist steten Fortgangs im Gedicht verpflichtet ist.

Dieser Vergöttlichung der eigenen Gedichtzukunft im Zeichen von Hölderlins Vorbild folgt freilich eine Deutung seines späteren Schicksals, dessen Beispiel George ausdrücklich weggerückt hatte. Hölderlins Wahnsinn erscheint Rilke als selbstverständliche Erfüllung für den, der nie der Erde angehört hat und darum seine Dichtung eines Tages gänzlich verabschieden konnte, nunmehr dem Gesetz des Progresses entrückt, ein „Ewiger“, so „unbedürftig“ wie Erde und Himmel und die Feiertage der Erden-tochter Germania in seiner Hymne<sup>9</sup>. Die Verklärung jenes sanften Glücks, das die Erfüllung eines anderen, vom Dichter vorzubereitenden Zustands

<sup>8</sup> AaO, I, Band, S. 687.

<sup>9</sup> Die hier gegebene Darstellung der Spiegelung Hölderlins in Rilkes Dichtung ist der eingehenden Untersuchung von Herbert Singer, Rilke und Hölderlin, Köln-Graz 1957, mannigfach verpflichtet.

wäre – Rilke hat ihn in den letzten Jahren im Wallis auf seine ganz andere Weise erreicht – leitet uns endgültig aus der strengen Gespanntheit der georgischen Deutung hinüber zu Georg Trakls schwermütig-verklärter Hölderlinvision. Daß diese in denselben Jahren entstand, zeigt, daß der Unterschied der Generation wichtiger sein kann als die Gemeinsamkeit der Epoche.

Im 'Helian' „verliert sich der Fremdling in schwarzer Novemberzerstörung“, an einem Ort, „wo vordem der heilige Bruder gegangen, / Versunken in das sanfte Saitenspiel seines Wahnsinns“<sup>10</sup>. Der in eine stillere, weniger verstörte Vergangenheit weisende Doppelgänger blickt als Spiegelbild den von Winter und Aussatz verkehrten Dichter der Gegenwart an: so etwa verhält sich Trakls Hölderlinbild zu dem, das er von sich selber entwirft. Dazu stimmt die jetzt erst bekannt gewordene Variante zur ersten Fassung des 'Psalms': „Hinter ihm steht sein Bruder, der, ein trauriger Gesell, im grünen Schwaben gestorben ist“<sup>11</sup>. Ist dieser Bruder derselbe, von dem es in der auch jetzt erst veröffentlichten 2. Fassung von 'Untergang' heißt: „am einsamen Hügel / Starb vor Zeiten / Dädalus' Geist in rosigen Seufzern hin / O mein Bruder...“<sup>12</sup>? „Dädalus Geist“ hat bekanntlich Hölderlin um 1825 dem ihn beherbergenden Schreinermeister Zimmer zugesprochen<sup>13</sup>. Es ist möglich, daß Trakl diese Formel auf ihren wahnsinnigen Verfasser umdeutet, wie die an die entsprechende Stelle getretenen Verse der dritten Fassung desselben Gedichts 'Untergang' nahelegen scheinen: „Vergangener tönen die Lüfte am einsamen Hügel, / Eines Liebenden trunkenes Saitenspiel“<sup>14</sup>. Das Saitenspiel verbindet die Erinnerung an die erste Strophe von 'Brod und Wein', auf die Trakl öfter als auf alle anderen Gedichte Hölderlins anspielt, mit der Gestaltung seines Novalisbildes. Einerseits also klingen hier die Verse wider:

*Aber das Saitenspiel tönt fern aus Gärten; vielleicht, daß  
Dort ein Liebendes spielt oder ein einsamer Mann  
Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit...*

Andererseits finden wir dieselben Worte im gleichen Jahr 1913 in einer bislang ebenfalls unbekanntenen Fassung des Gedichts 'An Novalis':

.....  
*Wuchs dem Jüngling der göttliche Geist,  
Das trunkene Saitenspiel  
Und verstummte in rosiger Blüte*<sup>15</sup>.

<sup>10</sup> Dichtungen und Briefe, historisch-kritische Ausgabe, Salzburg 1969, I, S. 70.

<sup>11</sup> AaO, II, S. 106.

<sup>12</sup> AaO, I, S. 387.

<sup>13</sup> StA II, S. 271.

<sup>14</sup> AaO, I, S. 388.

<sup>15</sup> AaO, I, S. 326.



Trakl verdoppelt sich also gleichzeitig in Hölderlin (dem allein das Wort „Wahnsinn“ zukommt) und in Novalis, die beide „das trunkene Saitenspiel“ des „heiligen Fremdlings“ ertönen ließen. Diese Gemeinsamkeit umgreift auch die Elis- und Kaspar Hauser-Sphäre. Trakls Hölderlinbild umspannt gewaltige Gegensätze. Die winterliche Stufe des Traklschen Hölderlin vertritt der Satz: „Ein umnachteter Seher sang jener an verfallenen Mauern und seine Stimme verschlang Gottes Wind.“<sup>16</sup> Deutlich hebt sich davon ab die Anknüpfung an die arkadische Deutung des Dichterberufs im letzten Teil des ‚Gesangs der Mutter Erde‘, der letzten Strophe Tellos. Hieß es dort: „Und das Wild irrt in den Klüften... In heiligem Schatten aber, / Am grünen Abhang wohnt / Der Hirt und schauet die Gipfel“, so deutet Trakl diese Bilder verbergender Erwartung in ein ungeschichtliches abendliches Arkadien um, im jetzt erst zugänglich gewordenen Gedicht ‚Heimkehr‘:

*Wenn goldne Ruh der Abend odmet  
Wald und dunkle Wiese davor  
Ein Schauendes ist der Mensch,  
Ein Hirt, wohnend in der Herden dämmernder Stille...<sup>17</sup>*

Dieser heißt hier ein Fremdling, der „ein blaues Wild am Hügel erwacht“, wie Hölderlins Chiron „ein waiches Wild am Hügel“ lauscht, in der gleichen, unverwechselbaren Appositionsform, die sich nicht durch ein „als“ zu erkennen gibt, da sie ihr Wesen in der unausgesprochenen Identität des Verschiedenen hat. Genau so, wie Hölderlin und Novalis im Fremdling, im Seher, im toten Jüngling als Brüder Trakl gleichen und zugleich von ihm verschieden sind.

Seine Gemeinsamkeit mit dem spätesten Hölderlin faßt der mittlere Trakl in den Vers aus dem Gedicht ‚Winkel am Wald‘: „Auch zeigt sich sanftem Wahnsinn oft das Goldne, Wahre.“<sup>18</sup> Damit ist nicht nur die Sphäre der herbstlichen Vollendung in Hölderlins spätesten Gedichten erinnert, jene Lückenlosigkeit der ringsum vollkommen erkennbaren Erde unter einem gleichfalls umfassenden, sich transparent um sie schließenden Himmel: „Es zeigt sich mit einem goldnen Tage, / Und die Vollkommenheit ist ohne Klage.“<sup>19</sup> Es ist damit ein Zustand der Ständigkeit bezeichnet, den Trakl in seiner mittleren Stufe mit dem wahnsinnigen Hölderlin teilt. Diesem gilt von Zeile zu Zeile: „Das Glänzen der Natur ist höheres Erscheinen“<sup>20</sup>. Die Totalität des vom Himmel beglänzten Erdenrundes in

<sup>16</sup> AaO, I, S. 149.

<sup>17</sup> AaO, I, S. 342.

<sup>18</sup> AaO, I, S. 38.

<sup>19</sup> StA II, S. 284.

<sup>20</sup> StA II, S. 299.

Hölderlins letzten Gedichten beweist sich darin, daß er auf dieser Stufe keine Perspektiven mehr ausschneidet. Darum gibt es für ihn jetzt den Zeilenstil der immer gleichartig bestätigten Gegenwart jedes Moments im Tages- oder Jahreswechsel. Trakls Dichten im Maßstab einer Zeile hat denselben Grund. Trakl hat sich von seiner Geschichtlichkeit gelöst, hat von Anfang an das Ganze in seiner Folge in den Blick gefaßt, aus der Ständigkeit eines totalen Anfangs und eines totalen Untergangs heraus. Den Anfang bezeichnet in seinen an Hölderlin leise sich anlehenden Gesängen von der mythischen Folge abendländischer Geschichtsstufen das Bild der Wälder, das Ende – in ‚Abendland‘ – die Zerstörung der Völker. Unter dem Druck des bevorstehenden ersten Weltkriegs ballt sich Trakls Sprache dann hymnischer, pathetischer, und folgt so dem Gesetz eines Gedichts wie ‚Lebensalter‘, dessen Titel Trakl sogar an anderer Stelle übernahm. ‚Lebensalter‘ setzt so ein: „Ihr Städte des Euphrats! / Ihr Gassen von Palmyra! / Ihr Säulenwälder in der Eb’ne der Wüste, / Was seid ihr?“ Dem antwortet Trakl mit der letzten Strophe von ‚Abendland‘, die so beginnt: „Ihr großen Städte / Steinern aufgebaut / In der Ebene!“<sup>21</sup> Ihnen folgt „sprachlos“ „der Heimatlose“, während Hölderlins Städte einst eine Sprache hatten und als Ruinen noch immer sprechen: von der Grenzüberschreitung der Menschen zu den Göttern hin und von der zerstörerischen Antwort dieser Götter an die Menschen. Trakls Bild steht unter dem Zeichen bevorstehenden Untergangs. Sturm, Fall und Tod ereignen sich, während er spricht. Hölderlin, der Fremdling, begegnet den fremden, gestorbenen Göttern und Helden der Antike, wie Trakl selber mit Kaspar Hauser, Elis, Novalis, Hölderlin umgeht, sprach- und heimatlos. Der Gegensatz liegt darin, daß Hölderlin die feurige Vereinigung mit dem Gott wie ein Held der Tragödie nochmals durchleidet und selber dem von ihm beschriebenen Ruinenfeld gleich wird, während Trakl in seiner früheren Dichtung an den abgeschiedenen Hölderlin gemahnt, gegen Ende seines kurzen Lebens aber unter dem Zeichen des herannahenden Weltkriegs die Vernichtung der Welt in seinem Gedicht erfährt, die Hölderlins hymnische Fragmente spiegeln. Die Vision der „sterbenden Völker“ spricht im Jahre 1914 eine Wahrheit aus, die sich mit größerem Ernst auf Hölderlin berufen kann als alle Vergötzung des deutschen Volkes, die seit jenen Jahren von ihm inspiriert zu sein vorgab.

Darunter fällt die zu Hölderlins 100. Todestag 1943 verfaßte Ode Josef Weinhebers, deren frevelhafter vaterländischer Kitsch sich arkadisch tarnt. Als ein Gegengift setzt Bertolt Brecht vier Jahre später größere

<sup>21</sup> AaO, I, S. 140.

Partien aus Hölderlins Antigone-Übersetzung in sein ummontiertes Stück ein, betroffen von ihrer „erstaunlichen Radikalität“<sup>22</sup>. Viele deutsche Gedichte, in denen Hölderlin von nun an auftaucht, reflektieren auch den Mißbrauch, dem seine Verse zum Opfer fielen und immer neu fallen. Als erste wohl Günter Eichs 1948 erschienene Verse 'Latrine'.

*Irr mir im Ohre schallen  
Verse von Hölderlin.  
In schneeiger Reinheit spiegeln  
Wolken sich im Urin*<sup>23</sup>.

Der Auseinanderfall zwischen der durch den Namen Hölderlin von vornherein und unbedacht geheiligten Sphäre und der deutschen Wirklichkeit der Soldaten des zweiten Weltkriegs gibt sich hier als unversöhnliches Ineinander von „schneeiger Reinheit“ der Wolken und „Urin“ zu erkennen. Dergestalt entfremdet, werden zwei Zeilen aus 'Andenken' eingebaut und fortgeschwemmt.

*„Geh aber nun und grüße  
die schöne Garonne –“  
Unter den schwankenden Füßen  
schwimmen die Wolken davon.*

In den sechziger Jahren macht sich der Ingrimme darüber Luft, daß auch Hölderlin dem Wirtschaftswunder eingemeindet wird. Hans Magnus Enzensbergers Anklage 'Schaum' (1960) faßt in einer Zeile das Ende eines geradlinigen, folgerichtigen Stranges der Hölderlin-Rezeption zusammen, der von Michel über Weinheber und Cysarz bis zu Burte reicht:

*... wohin mit dem,  
was da sagt hölderlin und meint himmler...?*<sup>24</sup>

Peter Rühmkorf variiert den 'Gesang des Deutschen' so (1962):

*Wo sind nun Dichter, die ein neu Gemythe  
auftuen diesem blauen Schlaraffenblick?*<sup>25</sup>

<sup>22</sup> Die Antigone des Sophokles. Materialien zur „Antigone“, Edition Suhrkamp 134, Frankfurt a. M. 1967, S. 111.

<sup>23</sup> Insel Almanach auf das Jahr 1970, Gedichte an Friedrich Hölderlin, Frankfurt a. M. 1969, S. 62 f. Zuvor in: Günter Eich, Abgelegene Gehöfte, Frankfurt a. M. 1948, S. 44.

<sup>24</sup> Landessprache, Frankfurt a. M. 1960, S. 41.

<sup>25</sup> Insel Almanach, S. 89. Zuvor in: Kunststücke. Fünfzig Gedichte nebst einer Anleitung zum Widerspruch, Reinbek 1962, S. 79 ff., unter dem Titel: Variation auf „Gesang des Deutschen“ von Friedrich Hölderlin.

So fragt der Autor ein Deutschland, das ihm zur „käuflichen Mutter“ geworden ist.

Wer in dieser Konstellation dichtet, ohne zur Parodie greifen zu wollen, wird Hölderlins Ferne von der Gegenwart, die ihn zu sich holt, in Worte übersetzen, die von seinem eigenen Gedicht gelernt haben, das Unüberbrückbare als Brücke aus Sprache zu schlagen. So ereignet sich in Paul Celans Gedicht 'Tübingen, Jänner', das 1963 erschien, die Verwandlung Hölderlins in den verstörenden Dichter der Gegenwart.

*Zur Blindheit über-  
redete Augen.  
Ihre – „ein  
Rätsel ist Rein-  
entsprungenes“ – , ihre  
Erinnerung an  
schwimmende Hölderlintürme, möwen-  
umschwirrt.*

*Besuche ertrunkener Schreiner bei  
diesen  
tauchenden Worten:*

*Käme,  
käme ein Mensch,  
käme ein Mensch zur Welt, heute, mit  
dem Lichtbart der  
Patriarchen: er dürfte,  
spräch er von dieser  
Zeit, er  
dürfte  
nur lallen und lallen,  
immer-, immer-  
zuzu.*

(„Pallaksch. Pallaksch.“)<sup>26</sup>

Anders als in Hölderlins Ode wird der „blinde Sänger“ hier nicht sehend, vielmehr das sehende Auge blind. Anders als in der Rheinymne wird das Rätsel des Ursprungs des Stromes hier nicht erhellt, vielmehr vollends verhüllt. Ein so fester Punkt der Erinnerung wie Hölderlins Turm wird jetzt zum schwankenden Spiegelbild, das das fließende Wasser

<sup>26</sup> Die Niemandrose, Frankfurt a. M. 1963, S. 24.

und der von Vögeln durchkreuzte Himmel verwirren. Der Schreinermeister, der dem Kranken den letzten Halt bot, ertrinkt, und mit ihm die letzte Spur des Umnachteten. Zu ihnen gesellt sich, in Worten, die selber untergehen, das Bekenntnis von der Sprachlosigkeit eines Hölderlin unserer Zeit. Sein Gestammel müßte jedes Ja zum Nein verwandeln, jedes Nein zum Ja, wie ja das Wort des Irren, Pallaksch, bald das eine, bald das andere meinen konnte. „Sprich – / Doch scheidet das Nein nicht vom Ja“, hieß es bereits in Celans frühem Gedichtband 'Von Schwelle zu Schwelle'<sup>27</sup>. Daß der Druck, der den Worten hier verbietet, sie selber zu sein, in der rhythmischen Behinderung fühlbar wird, die ihnen die Aussage verwehrt, beglaubigt in der Sprache dieses Gedichts die Erfahrung, die Celan die Zwiesprache mit Hölderlin eingab. Hölderlin aber bereitete ihr durch sein eigenes Sprechen den Weg. So ist er in Celans Gedicht als der Unverstandenste wiedergekommen, wie es die Zeit verlangt.

Wir begannen mit einem von einer ganzen Generation verehrten, aber auch mißbrauchten Hölderlin. Wir endeten bei einsamen Antworten von Dichtern auf die Fremdheit des inzwischen in die größte Stille Zurückgesunkenen. In Frankreich gab es kaum je anderes als diese Stille. Dort war Hölderlin – und blieb es bis heute – trotz der neuerlichen Verbreitung der Pléiade-Übersetzung, deren Höhepunkt André du Bouchets Übertragungen später Hymnen sind, trotz der aktiven Gruppe der dortigen Heideggerverehrer ein Dichter für Dichter. Aus ihren Zeugnissen müssen wir diejenigen, die Hölderlin nur zum biographisch-thematischen Vorwurf wählen, abheben von den anderen, deren Sprache und Bilder die Verwandlung seines Geistes in den ihren bezeugen. So werde ich von Pierre Emmanuel's Gedichtzyklus 'Le Poète fou' ebenso schweigen wie von Louis Aragon's vertraulicher Anrede an den Freund der Diotima und an den still auf den Tod wartenden Kranken im Tübinger Turm.

Der erste, dessen Sprache im Umgang mit dem späten Hölderlin verwandelt wurde, war *Pierre Jean Jouve*, der 1930 eine Übersetzung der spätesten hymnischen Fragmente und der Wahnsinnsgedichte erscheinen ließ. In den um die gleiche Zeit, in den Jahren zwischen 1925 und 1931, verfaßten 'Noces' nimmt der Zyklus 'Le Père de la Terre' schon in seinem Titel eine Hölderlinische Prägung auf. Jouve redet den Vater auch „Père d'éther“ an<sup>28</sup>, auch „père des Idées“<sup>29</sup>, deren Fülle die Natur, das Vaterland (terre natale) beschenkt, ja vor Liebe verkehrt. Diesem Vater unter-

<sup>27</sup> Stuttgart 1955, S. 59.

<sup>28</sup> Les Noces, Paris 1966, S. 115.

<sup>29</sup> AaO, S. 127.

wirft sich der Dichter „mit Untertänigkeit“<sup>30</sup>, in der Rolle Scardanellis, wie die Formel eigens vermerkt. Auf den Bergen, den Grenzen zwischen Himmel und Erde, schaut Jouve das jenseitige Licht. Er besingt die Stille nach der Sintflut. In diesen Kontext rückt, ohne Kennzeichnung der wahren Urheberschaft, seine Übersetzung von Hölderlins 'Tinian'-Fragment unter dem Titel 'Voyageurs dans un Paysage'<sup>31</sup>. Er wählt jenen Entwurf über das Motiv des Wanderns, der beginnt:

*Süß'ists, zu irren*

*In heiliger Wildniß,*

-----

*Und an der Wölfin Euter, o guter Geist,*

*Der Wasser, die*

*Durchs heimatliche Land*

*Mir irren,*

*,wilder sonst,*

*Und jetzt gewöhnt, zu trinken, Findlingen gleich;*

*Des Frühlings, wenn im warmen Grunde*

*Des Haines wiederkehrend fremde Fittige ...*

Die „heilige Wildniß“ Hölderlins wird Jouve zur heiligen Wüste, in der dem „Findling“ das Trinken an „Wassern, die / Durchs heimatliche Land / Mir irren“, eine Versöhnung mit dieser ihm wiedergeschenkten Heimat bereitet. Zu ihr sind die „fremden Fittige“ wiedergekehrt, wie für Jouve die Taube der Arche Noah wieder an Land flog. Er läßt den Tag sich in Einsamkeit ausruhen, unter Sommervögeln und Bienen. Daran schließt er, wie Hellingrath, dessen Ausgabe er zugrunde legte, die Strophe der „nicht von der Erde“ gezeugten Blumen:

*Die Blumen giebt es,*

*Nicht von der Erde gezeugt, von selber*

*Aus lokerem Boden sprossen die,*

*Ein Widerstral des Tages, nicht ist*

*Es ziemend, diese zu pflücken,*

*Denn golden stehen,*

*Unzubereitet,*

*Ja schon die unbelaubten*

*Gedanken gleich.*

<sup>30</sup> „Avec humilité“, disait le poète dément. AaO, S. 73.

<sup>31</sup> AaO, S. 123.

Er nennt die Blumen „fleurs défendues“, „verbotene Blumen“, bewußt abweichend vom Text seiner Übersetzung, wo die Blumen „unbelaubt“, „décharnées“, hießen. Entscheidend ist der durch diese Veränderung deutlicher hervortretende Kontrast zwischen einer wiedererlangten Heimat, die wie die Wölfin die Fremdlinge stillt, und den gefährlichen Blumen, die nicht, wie das folgende Gedicht 'Pastorale' ausführt, dem Gewicht göttlicher Gegenwart erliegen, nicht die Schwere anzeigen, mit der die Natur auf die väterliche Idee des Guten antwortet. Auf der Mächtigkeit der Erde, auf der Liebe des Vaters zu ihr als zu seiner Heimat gründet in Jouvés Gedichtzyklus das väterliche Prinzip des Guten. Dies ist seine Auslegung von Hölderlins in 'Brod und Wein' erinnerter Formel „Eines und Alles“, die für ihn alle Gedanken in die väterliche Einheit zurückkehren läßt. In benachbarten Gedichten kennt Jouve die Ellipsen, die Abstürze und Schweigensinseln der späten hymnischen Fragmente Hölderlins; sie lassen den Vater der Erde in diese Lücken neuer, stummer Sprache ein. Diese hohe Einfalt der Diskontinuität ist Hölderlins Stimme in Jouvés Gedichten. Sie ist nur eine kurze Zeit hörbar.

Ebenso inselhaft nimmt sich *Jean Tardieu* Huldigung an Hölderlin aus. Sie erschien 1954, vielleicht unter dem Eindruck der Entdeckung von 'Friedensfeier'. 'Le Tombeau de Hölderlin', 'Hölderlins Grabmal', gehört dem Zyklus 'Une voix sans personne' an. Der Vorspruch verheißt Gedichte, die so wenig zu entziffern sind wie „ein Atemzug, der zu keinem Gesicht gehört, nur als sein eigenes Echo ertönt, über den Trümmern eines Tempels oder in einem öden Feld einsamer Mächtigkeit, den Sterblichen von jeher unbekannt“<sup>32</sup>. In ihnen gibt es „l'orage des mots pleins d'éclairs / l'énorme dialogue en débris“<sup>33</sup> – „das Gewitter der Worte voller Blitze / das gewaltige trümmerhafte Zwiegespräch“. Hölderlins hymnische Sprache schlägt sich allein schon in der für Tardieu ungewöhnlichen Freiheit der Verse jenes Widmungsgedichts nieder. Sein Verlauf folgt dem vergeblichen Versuch, Hölderlins Gespräch mit der Natur, mit den fernen Räumen und Zeiten, mit den Elementen und ihrem obersten Herrn, dem lächelnden Gott des Friedens, wiederaufzunehmen. Doch dem Leiden an der Unentzifferbarkeit der zu Anfang beschworenen Himmels- und Geschichtszeichen entspricht am Ende des Gedichts, nach dem heftigen Ausbruch der Hoffnung auf endliche Eröffnung, das Schweigen der Welt und der Laut des eigenen Herzens als einzige, resignierte Antwort.

Tardieu hat 1935 Teile des 'Archipelagus' übersetzt, den Anfang und den Schluß, wo der Meergott in seiner Einsamkeit gefeiert wird, nicht

<sup>32</sup> *Le fleuve caché. Poésies 1938–1961*, Paris 1968, S. 182.

<sup>33</sup> AaO, S. 193.

aber die Mitte, die Schlacht von Salamis und den Wiederaufbau Athens. Von der „Weheklage“ in schweigender Nacht mag der Anfang seines Gedichts inspiriert sein.

*La nuit se plaint et se plaint  
elle se plaint sans dire pourquoi*<sup>34</sup>

„Die Nacht klagt und klagt; sie klagt, ohne zu sagen, warum.“ Die Sterne sind ihm nicht mehr wie dem Meergott ein liebend vernommener „Nachtgesang“, die Sonne nicht allverklärende „Dichtende“. Vielmehr ist „der Raum von zahllosen Feuern bewohnt, die uns unverständliche Zeichen senden“. Der Dichter ruft mit ähnlichen Worten, wie Hölderlin zu Anfang des 'Ister' rief: „Jetzt komme, Feuer! / Begierig sind wir / Zu schauen den Tag...“ Die Erwartung drängt den Himmel zur Antwort: „Ciel, / pourquoi fermer les yeux dans le plein jour?“ Die „Gängelbände“ der uns hilfreich leitenden Sonnenstrahlen<sup>35</sup> und die in der 2. Strophe von 'Brod und Wein' angedeuteten Kräfte der Nacht werden ebenso beschworen wie jene Allversammlung der Räume und Zeiten, die der späte Hölderlin erstrebt: „Wir bringen aber die Zeiten / untereinander“<sup>36</sup> und „daß alle heiligen Orte der Erde zusammen sind um einen Ort“<sup>37</sup>, auch „Allda bin ich / Alles miteinander“<sup>38</sup>. Bei Tardieu lautet dies:

*Que les temps  
soient mêlés et que tout,  
passé présent futur, soit ensemble donné  
à l'indomptable esprit qui vous espère  
et vous attend! ...*

„Alle Zeiten seien durcheinandergemischt und alles, Vergangenes, Gegenwärtiges, Künftiges, zugleich dem unbezwingbaren Geist dargebracht, der euch erhofft und erwartet!“ Doch aus diesem Tumult heraus könnte allenfalls der überlegen lächelnde Gott der 'Friedensfeier' seine Antwort, den endzeitlichen Frieden, bringen, der an den ersten Tag der Schöpfung anknüpft. Statt seiner wird nur das eigene Herz zum „Echo des Himmels“, verstummen die Stimmen der Verheißung wie ein abziehendes Gewitter. Das Gedicht mündet in die Bestätigung des Titels, der dem Zyklus, dem es angehört, den Namen gibt: 'Une voix sans personne'.

<sup>34</sup> AaO, S. 198 f.

<sup>35</sup> Dichtermuth, 2. Fassung, StA II, S. 64, V. 20.

<sup>36</sup> Bruchstück 48, StA II, S. 329, V. 4 f.

<sup>37</sup> Brief an Böhlendorff (Nov. 1802?), StA VI, S. 433, Z. 44 f.

<sup>38</sup> „Vom Abgrund nemlich...“, StA II, S. 250, V. 20 f.

Das Gegenteil gilt von René Chars heroischem Aufruf 'Pour un Prométhée saxifrage' – 'Für einen Steinbrech-Prometheus' –, der im Jahre 1962 erschien, in 'La Parole en Archipel'<sup>39</sup>. Tardieus Verlassenheit endet hier nicht im Schweigen, sondern in der weltverändernden Sprengkraft des Empörers. Den heroischen Ton nennt Hölderlin auch den energischen Stil. Als Zeichen für die Energie des Prometheus wählt Char den Steinbrech, eine Alpenblume. Der gleiche Kontrast zwischen zarter Erscheinung und felsensprengendem Geist äußert sich im Untertitel 'Hölderlins äolische Hand berührend'. Dieser Gegensatz zielt, über Hölderlin hinaus, auf das Verhältnis zwischen Dichtung und Wirklichkeit: „Wirklichkeit, ohne der Dichtung ausrenkende Kraft: was ist sie?“<sup>40</sup> „La réalité sans l'énergie disloquante de la poésie, qu'est-ce?“ Die Dichtung versetzt die Bausteine der alten Welt in eine neue Ordnung. Was Hölderlin an der Französischen Revolution aufging, erfuhr René Char in der französischen Résistance: eine „vaterländische Umkehr, wo die ganze Gestalt der Dinge sich ändert“ und eine „Geistesgewalt der Zeit“ dazu zwingt, „patriotisch, gegenwärtig zu seyn, in unendlicher Form, der religiösen, politischen und moralischen seines Vaterlands“. Hölderlin erkennt diese alles ergreifende Veränderung nicht nur in den sophokleischen Tragödien, sondern in „allen ächten Kunstwerken“. Char wurde aus dieser Konstellation heraus zum Dichter, genau wie er selber. Darum zeugt bei beiden die Dichtung von der Versetzung einer alten Wirklichkeitsstruktur in ein neues Gefüge. Zugleich arbeitet die Dichtung an dieser Veränderung der Wirklichkeitsstruktur selber mit.

Nur ist Char nicht wie Hölderlin auf einen Höheren hin geöffnet. Sein Schicksal zwingt ihn zur Selbsthilfe. Luzifer hat einen neuen Abschnitt der Geschichte zwischen der Menschheit und der Gottheit eingeleitet. Die unbotmäßigen Engel haben ihr Spiegelbild in den Dämonen gefunden. Der Mensch hängt zwischen beiden, angeschmiedet am Kaukasus zur dauernden Strafe, aber auch zur daraus neugeborenen Gemeinschaft der Liebe mit den solchermaßen Strafenden. So gebiert sich die Liebe aus ihrem Entzug, wendet sich noch einmal das Echo mit den an den Abgrund reichenden Sterblichen zurück, nicht, wie in 'Mnemosyne', zu den Himmlichen, aber doch zu einem neuen Tag, der die hartnäckig Ausharrenden für ihre prometheische Glut mit dem Schlamm neuer Schöpfung beschenken wird. Char kämpft gegen eine stumpfe Morgenröte, er kämpft für die nur auf den äußersten Rändern zwischen Dunkel und Helle zu er-

<sup>39</sup> S. 125 f. Auch in: Insel Almanach ..., S. 92 f.

<sup>40</sup> Die hier benutzte Übersetzung von Franz Wurm erschien zuerst in: René Char, Gedichte. Schriften zur bildenden Kunst, Zürich 1963, S. 35; vgl. HJb 12, 1961/1962, S. 274 f.

trotzende Zukunft einer von Gott, von den Sternen seines Himmels allein-gelassenen, gemeinsam mit äußerstem Kampf geschlagenen Menschheit:

*La réalité sans l'énergie disloquante de la poésie, qu'est-ce?*

*Dieu avait trop puissamment vécu parmi nous. Nous ne savions plus nous lever et partir. Les étoiles sont mortes dans nos yeux, qui furent souveraines dans son regard.*

*Ce sont les questions des anges qui ont provoqué l'irruption des démons. Ils nous fixèrent au rocher, pour nous battre et pour nous aimer. De nouveau.*

*La seule lutte a lieu dans les ténèbres. La victoire n'est que sur leurs bords.*

*Noble semence, guerre et faveur de mon prochain, devant la sourde aurore je te garde avec mon quignon, attendant ce jour prévu de haute pluie, de limon vert, qui viendra pour les brûlants et pour les obstinés.*

In der Übersetzung von Franz Wurm:

*Wirklichkeit, ohne der Dichtung ausrenkende Kraft: was ist sie?*

*Allzu gewaltig hatte Gott unter uns gelebt. Aufstehen, weggehen – wir vermochten's nicht mehr. In unserm Auge sind die Sterne tot, die übermächtig waren in seinem Blick.*

*Die Fragen der Engel sind es, die haben die Dämonen zum Einbruch heraufgereizt. Sie haben uns an den Fels geschlagen, uns zu bekämpfen und uns zu lieben. Von neuem.*

*Der einzige Kampf geschieht im Dunkeln. Nur an dessen Rand ist Sieg.*

*Hochherziges Saatgut, meines Nächsten Krieg und Gunst: vor der tauben Morgenröte bewahre ich dich mit meinem Ranft Brot, wartend auf den vorhergesehenen Tag sehr hohen Regens und fruchtbar grünen Schlamms, der anbrechen wird für die Glühenden und für die dasind in Eigensinn<sup>41</sup>.*

<sup>41</sup> Für die Ausführungen über Jouve, Tardieu und Char war die ungedruckte Staats-examensarbeit von John Edwin Jackson (La réception poétique de Hölderlin en France, Genf 1969) förderlich. Sie behandelt außerdem Pierre Emmanuel, Louis Aragon, André du Bouchet und Michel Deguy.

Je ne connais pas la langue qui a été, qui *est* celle de Hölderlin aujourd'hui. Une méconnaissance qu'il me faut, à découvrir, assumer, ne m'apparaît pas, au premier abord, de nature à contrarier le mouvement d'un poème comme indépendant, parfois, de la langue dans laquelle il se sera inscrit. A ne m'être pas arrêté, traduisant Hölderlin, à un obstacle de langage, cela au prix de contresens multiples, je dois d'être ici. Mais à la parole qu'ici je me vois en train de prononcer, je ne peux pas non plus me confondre tout à fait, elle m'est pour une part étrangère aussi, je le constate – dans la mesure même où elle se trouve, peut-être, – certainement – retranchée de vous par instants. Sur une cassure, comme inhérente alors au fait de parler – et que chacun de nous peut ressentir dans sa propre langue, dans la langue, dois-je ajouter aussitôt, que le hasard seul aura désigné comme étant la sienne – sur une cassure alors, s'il nous arrive d'éprouver qu'un *hasard* fait de chacun d'entre nous l'homme de telle langue plutôt que de telle autre – sur une cassure il nous est donné d'entrevoir parfois, au plus près, quelque chose que toute parole que l'on saisit, à commencer par celles du langage qu'on ne met pas en doute, s'emploie à oblitérer en partie.

A l'écart, soudain, de la signification – au travers même de celles qui me sont indiquées ou auxquelles on me renvoie, j'*entends* une parole. Indépendante, quelquefois, pour peu que j'écoute, de celle que je *comprends*. J'entends alors, de même que je parle – là il ne peut y avoir perte, alors même qu'atteinte en parlant est portée à un sens manifeste. Son registre est l'intermittent – qu'elle soit brève ou pas, il arrive qu'elle soit brève. Et – je parle, ici *nous* parlons, il y va de notre souffle – dussions-nous dans l'épaisseur même de l'une ou l'autre de ces langues dont nous ne songeons pas à nous retrancher, souffrir de la distorsion qu'une distance à laquelle nous nous voyons tenus, inflige à notre parler quotidien – et cette parole que l'on entend, s'avérer comme ici étrangère tout à fait, proférée bruyamment... trop haut toujours... ou trop bas... vacarme... rumeur... et – entourée d'un silence. *Ein Zeichen .. deutungslos...* Parole de la rupture, comme au travers de la langue héritée que chacun de nous *possède*, le point, alors, parmi d'autres, de l'irruption, de la dépossession du dehors –

\* Stuttgart. 21 mars 1970. Prononcé à l'occasion du deuxième centenaire de la naissance de Hölderlin. Dédié *aujourd'hui* à Paul Celan qui dans la même heure lut des poèmes récents.

Ich kenne die Sprache nicht, die einst die Hölderlins war, die heute die Hölderlins *ist*. Eine Unkenntnis, die ich offen auf mich nehmen muß, scheint mir auf den ersten Blick nicht in Widerspruch zu stehen zur Bewegung eines Gedichts, das zuweilen unabhängig ist von der Sprache, in der es seinen Ort hat. Daß ich mich, als ich Hölderlin übersetzte, nicht vom Hindernis der Sprache beirren ließ – um den Preis mannigfacher Irrtümer –, dem danke ich mein Hiersein. Aber mit dem Wort, das ich hier jetzt gerade aussprechen will, kann ich mich gleichfalls nicht für ganz eins erklären, auch dieses bleibt mir zum Teil fremd, das wird mir deutlich: eben in dem Maße, wie es sich vielleicht – gewiß – für Augenblicke von Ihnen scheidet. Über den Riß hinweg, der dann dem Akt des Sprechens selber innewohnt und den jeder von uns in seiner eigenen Sprache spürt, der Sprache, muß ich sogleich hinzufügen, die nur der Zufall zu der seinen bestimmt hat – über einen Riß hinweg also, wenn uns manchmal aufgeht, daß ein *Zufall* uns zu Menschen dieser und nicht jener Zunge macht – über einen Riß hinweg vermögen wir zuweilen ganz in der Nähe etwas zu ahnen, was alle faßbaren Worte, und allen voran die Wörter der unangefochtenen Sprache, teilweise verdecken wollen.

Abseits, jäh, der Bedeutung, ja durch die Bedeutungen hindurch, die mir angegeben werden oder auf die man mich verweist, *höre* ich ein Wort. Unabhängig, zuweilen, sofern ich überhaupt höre, von dem, das ich *versteh*e. Ich höre dann so, wie ich spreche – da kann nichts verlorengehen, selbst wenn beim Sprechen ein zutage liegender Sinn verletzt wird. Die Ordnung dieses Wortes ist das Unerschöpfliche, ob es kurz ist oder nicht – es kommt vor, daß es kurz ist. Und – ich spreche, hier sprechen *wir*, es geht um unseren Atem, sollten wir auch in der undurchlässigen Dichte der einen oder der anderen jener Sprachen, von denen wir uns nicht lösen wollen, an der Verzerrung leiden, die eine uns auferlegte Distanz unserem alltäglichen Sprechen zufügt – und sollte sich auch jenes Wort, das gehört wird, als ein hier vollkommen Fremdes erweisen, wild ausgestoßen, immer zu laut ... oder zu leise ... Lärm ... verworrener Laut ... und von Schweigen umhüllt. *Ein Zeichen ... deutungslos:* Wort, das scheidet, wie durch die ererbte Sprache hindurch, die wir alle *beherrschen:* eine der Stellen also,

\* Dieser Text wurde am 21. März 1970 in Stuttgart bei der Feier von Hölderlins zweihundertstem Geburtstag vorgetragen. Er gehört *heute* Paul Celan, der in der gleichen Stunde aus seinen jüngsten Gedichten las.

de cette dépossession sur laquelle le dehors ne se lasse pas de se manifester au plus vite en tant que tel. *Ein Zeichen ... deutungslos*: un signe, comme vide de sens... Cela se dit – sur une obscurité, au premier abord – dans toutes nos langues, comme une telle parole vient au jour, et se laisse, la fraction d'un instant, percevoir distinctement. Parole d'étranger, oui, – de qui, arrivé du dehors, parle mal, ou plutôt n'use pas, ainsi que convenu, de la langue qui «doit» être la sienne, de la «vraie» langue, unique...

Dans une édition anglaise des poèmes de Hölderlin procurée durant la guerre, et par laquelle m'est pour la première fois parvenu ce poème comme soustrait à sa langue, je relève la phrase suivante: «Some remarks by Goethe about these translations – il s'agit des traductions de Sophocle par Hölderlin – are known, he considered them ludicrous...»

Comme hors de la parole, en effet, et déjà dans le langage qui est le leur, ce sont mots qui se détachent, peu compréhensibles parfois, échappant à une saisie, mais distincts en tout cas – vocables du dehors ... *rauschen ... Geschrei ... Waldgeschrei*, et, là même où avec la forêt l'obscurité de la forêt a disparu, – sur une levée au jour – *Freudengeschrei* – qui éblouit ... frappant l'oreille pour laquelle le vacarme ou le silence d'une telle interruption n'est pas langue étrangère...

Lorsque Cassandre, dans le drame qu'il n'a pas été donné à Hölderlin de traduire, rompt le silence longtemps maintenu, sa voix n'apparaît, pour qui cherche à saisir ce qu'elle profère – si distinctement, que comme un murmure inintelligible, ou vocifération pure, mutisme encore, lettre fermée... «Pourtant je sais parler la langue de la Grèce...» – «Les oracles du Soleil, eux aussi, et obscurs cependant...» rétorque le chœur à la voix singulière, qui vient de se détacher, à cette parole de l'annonce, à cette parole distincte dont la clairvoyance demeure sans saisie sur ce qu'elle annonce, puisqu'elle est l'annonce justement de la disparition de qui parle – puis, de qui écoute – mais de qui aura parlé, d'abord – de la mort, pour commencer, toute proche alors, de Cassandre. Venue sur un silence, elle est ce signe – *deutungslos* – irréductible, sitôt perçu, à tout amalgame de langage, mais qui, au travers du langage encore – et à travers lui seul – se fait jour... Parole sans saisie, parole de Cassandre, parole dont nulle leçon n'est à tirer, parole chaque fois, somme toute, pour ne rien dire, et dont nous ne faisons que prendre acte, dès lors que nous l'avons entendue... Et cette parole distincte, qui au passage s'appréhende dans son corps, n'est elle-même qu'une entame dans le sens, une enclave dans *notre* langue

wo das Draußen einbricht und enteignet – Stelle jener Enteignung, über die das Draußen sich unermüdet und ohne zu zögern als solches erweist. *Ein Zeichen ... deutungslos*: ein Zeichen, gleichsam sinnleer. Das kann man – angesichts einer Dunkelheit, in einer ersten Annäherung – in all unseren Sprachen sagen: wie ein solches Wort ans Licht kommt und sich für den Bruchteil eines Augenblicks deutlich wahrnehmen läßt. Ein Fremdenwort, ja – Wort dessen, der von draußen kommt und schlecht spricht, oder eher: der nicht gemäß der Vereinbarung jene Sprache gebraucht, die seine eigene zu sein hat, die „wahre“, einzige Sprache...

Aus einer englischen Ausgabe von Hölderlins Gedichten, die während des Kriegs besorgt wurde und aus der mir zum erstenmal dieses Gedicht entgegenkam, seiner Sprache gleichsam entzogen, hebe ich folgenden Satz hervor: „Some remarks by Goethe about these translations“ – es handelt sich um Hölderlins Sophokles-Übersetzungen – „are known, he considered them ludicrous“.

Wie jenseits des Sprechens, ja, und schon in der Sprache, die ihnen gehört, lösen sich diese Worte los, manchmal schwer verständlich, dem Zugriff sich entziehend, aber immer deutlich: Vokabeln von draußen: ... *rauschen ... Geschrei ... Waldgeschrei* – und da, wo mit dem Wald das Waldesdunkel entschwinden ist, in einem blendenden Tagen: *Freudengeschrei* – Vokabeln für jenes Ohr, dem der Lärm oder das Schweigen einer solchen Unterbrechung keine fremde Sprache sind.

Als Cassandra – in einem Drama, das zu übersetzen Hölderlin nicht bechieden war – ein lange gehütetes Schweigen bricht, erscheint ihre Stimme dem, der erfassen will, was sie – so deutlich – ausspricht, nur als unverständliches Murmeln oder als bloßer Stimmlaut, Stummheit gar, versiegelter Buchstabe. „Aber ich spreche doch die Sprache der Griechen.“ „Auch die Orakel des Sonnengottes, und doch sind sie dunkel“, erwidert der Chor der einzelnen Stimme, die sich eben losgelöst hat, diesem kündenden Wort, diesem deutlichen Wort, dessen Hellsicht nichts vermag über das, was es ankündigt, weil es eben das Verschwinden der Sprechenden ankündigt – und weiter der Hörenden, zunächst aber deren, die gesprochen haben wird: den Tod, zuerst, den jetzt ganz nahen Tod der Cassandra. Es folgt auf ein Schweigen und ist jenes Zeichen – *deutungslos* –, das sich, einmal wahrgenommen, auf kein Stückwerk aus Sprache zurückführen läßt, sondern das wiederum quer durch die Sprache hindurch – und allein durch sie hindurch – ans Licht dringt. Ungreifbares Wort, Kassandrawort, Wort, aus dem sich nichts lernen läßt, Wort, das letztlich nichts sagt, immer wieder, und das wir nur registrieren können, wenn wir es gehört haben... Und dieses deutliche Wort, das so im Vorübergehen behaftet wird, ist selbst nur ein kleiner Riß

de ce futur retranché, pour chacun de nous impraticable – l'impression chaque fois du temps à venir, imminent, où, une fois de plus, il le faut, nous nous séparerons – comme sur elle encore, sitôt prononcée, le mutisme ou le fracas de l'air, son support, et pour une autre oreille toujours, prend le dessus... Cela, qui s'ouvre, comme au détriment de la signification première, sur un instant d'après, une part de nous s'accorde à le refuser. Vocabulaire inaudible, affirme la voix mêlée des uns et des autres, ou illisible, évoquant celui de la bête sauvage qu'on vient de capturer, et que l'on exhorte à user de gestes, plutôt – des gestes de «sa main barbare» – quitte à s'expliquer, encore, «si elle n'a pas un langage inconnu de barbare, comme l'hirondelle...» *χελιδόνοσ δίκην*. Mais la parole de Cassandre n'est pas de la dépendance d'un *vouloir dire*... Ouvrir la bouche, alors, est homologue à un temps d'avant la parole – à ce geste muet – barbare – de la main... *καρβάνω χειρί*... de celui à qui font défaut ces moyens d'expression que l'on possède autrement qu'on possède sa main... «Et pourtant je parle la langue de la Grèce»... Mais ce qui se profère ainsi, n'aura dans l'ordre de la langue admis, dévolu, reconduit, qu'il lui échoit de rompre, que la portée encore du silence irrecevable... annoncé distinctement... Parole d'annonce... singulière... stridente parfois... aiguë... perdue sur sa profération... parole d'hirondelle...

A tant de mots étrangers, ici vient s'en adjoindre un autre, aussitôt... *Schwalben*... ou *Geschrei von Schwalben*... *Schwalbengescrei*... et, encore, pour le localiser dehors, où sur l'interruption de tels cris, ou appels – provenus du dehors – se recompose d'instant en instant une seule étendue homogène, aplanie, étale plus haut... presque le silence, ou la nappe qu'une nouvelle fois perce une telle parole plane... *umschwebet*... *Den umschwebet Geschrei von Schwalben*... Où, sur la découverte au plus vite de l'écart qui est celui de la parole de l'augure soustraite en partie, dans l'instant même où elle est proférée, aux significations acquises, peut s'entrevoir dans le langage – quel que soit notre langage – ce gouffre que la pluralité des langues met aujourd'hui en évidence précisément, telle une faille – ou le jour d'une lacune en formation perpétuelle qui jusqu'à planitude, mais une telle planitude est le gouffre encore, affleure au travers du sens dévolu, pour traduire un lendemain déjà en cours, présent déjà en tant que le silence... *Ein stilles Leben ist es...*

im Sinn, inmitten unserer Sprache eine Enklave jener abgetrennten Zukunft, mit der niemand von uns schalten kann – ist jedesmal der Eindruck der kommenden, der herandrängenden Zeit, wo wir uns noch einmal, da es sein muß, trennen werden, da auch über dieses Wort, ist es einmal ausgesprochen, die Stummheit oder das Tosen der Luft, seines Fundaments (immer wieder für ein anderes Ohr), die Oberhand gewinnt. Dies, das sich, wie zum Nachteil der nächstliegenden Bedeutung, auf einen *späteren* Augenblick öffnet, will ein Teil von uns abwehren. Unhörbares Wort, behaupten die vermischten Stimmen der einen und der anderen, oder unlesbares, ähnlich dem des eben gefangenen Wilds, das man auffordert, lieber durch Gebärden zu sprechen – Gebärden seiner „Barbarenhand“ – oder doch sich zu äußern, „wenn sie nicht eine unbekannte Barbarensprache spricht, wie die Schwalbe“, ... *χελιδόνοσ δίκην*. Aber Kassandras Wort hängt nicht an einem *Sagenwollen*. Wenn sie den Mund öffnet, entspricht das einer Zeit vor dem Wort, einer Zeit der stummen – barbarischen – Handbewegung... *καρβάνω χειρί*..., eines, dem jene Ausdrucksmittel mangeln, die man anders zu eigen hat als seine Hand. „Und ich spreche doch die Sprache der Griechen.“ Aber was sich so ausspricht, hat in der zugelassenen, rechtmäßig überkommenen, abgewehrten Sprachordnung, die es zu zerbrechen hat, wiederum nur das Gewicht des unannehmbaren Schweigens, das sich deutlich ankündigt... Wort der Ankündigung, sonderbar, schrill zuweilen, scharf, verloren über seinem Ausgesprochenwerden – Schwalbenwort.

Soviel fremden Worten gesellt sich hier sogleich noch ein anderes: *Schwalben* oder *Geschrei von Schwalben*, *Schwalbengescrei*, und dazu noch, um es draußen anzusiedeln, wo über die Unterbrechung solcher Schreie oder Rufe, die von draußen kommen, sich von Augenblick zu Augenblick eine einzige gleichmäßige Fläche wiederherstellt, geebnet, stehend weiter oben – das Schweigen fast oder die ausgebreitete Fläche, die noch einmal ein solches ebenes Wort durchstößt: *umschwebet*... *Den umschwebet Geschrei von Schwalben*. Da, wo über der plötzlichen Entdeckung jenes Abstands, der dem Wort der Seherin eignet, dem Wort, das sich schon im Augenblick, wo es ausgesprochen wird, den herkömmlichen Bedeutungen zum Teil entzieht – wo also sich in der Sprache (welche auch unsere Sprache sei) jener Abgrund erspähen läßt, den die Vielfalt der Sprachen heute gerade so sichtbar macht: wie eine Spalte – oder das Licht einer sich ständig bildenden Lücke, das, bis es Ebene wird (aber eine solche Ebene ist immer noch Abgrund), durch den rechtmäßig ererbten Sinn hindurchscheint, um von einem Morgen zu zeugen, das schon anhebt, schon gegenwärtig ist: als Schweigen. *Ein stilles Leben ist es...*



...sur l'évidement de telle profondeur – que je parle comme ici, ou ailleurs lise en silence – je trouve, au plus vite, appui... Cela – dire, ou lire, comme ils émergent ou furtivement viennent s'opposer, c'est dire ou lire les mots *avec* un bruit ou *avec* un silence, trop haut ou trop bas, toujours – c'est lire, c'est dire aveuglément... C'est aussi, lorsqu'on avance avec le plus de précaution possible – comme à tâtons – traduire... Sur un écart, manifeste alors, agrandi, de deux langues au moins, – non plus l'une à l'autre, mais l'une *comme* l'autre étrangères... (et ce n'est pas le sens qui le plus souvent ici fera obstacle – mais moi avant que se forme le sens, vocable après vocable opaque, comme au travers...).

...es rauscht so um der Türme Kronen / Sanfter Schwalben Geschrei...

...d'une main barbare...

...Le jour de cette surface, de ce support contigu à la parole qui n'est pas une surface mais qui au travers de toute parole inscrite, comme une intonation qui nous échappe, s'approfondit toujours plus avant jusqu'à nous, se dira, peut-être, *in lieblicher Bläue* – où il aura affleuré... le jour... *Schwalbengeschrei*... des mots encore – les nôtres... «nous»: «*ein Zeichen sind wir, deutungslos*...» mots, encore... sur notre retranchement, notre mutisme à venir encore. Mais du jour même *contre* lequel, *avec* lequel les mots que nous sommes tournoient, surgissent, se renversent et sont oblitérés, comme indices criards, volatiles, de l'ouverture sans fin qui nous environne, il peut être dit encore, sur une parole rompue alors – en suspens: «*Nein wahrhaftig, der Tag / Bildet keine / Menschenformen*...» De nouveau «nous» voici comme renvoyés à un silence. Où elle-même apparaît, pour s'y inscrire – *deutungslos* – une parole s'efface... Ressort – *herauskommt* – et rentre sans relâche, s'efface dans la blancheur d'un support au plus près de nous sans nom... Pour un temps. Sur une cassure.

Et, de la profondeur en surplomb toujours, sur laquelle ce qui reçoit nom de poème doit s'ouvrir... «*die Bildsamkeit herauskommt dann des Menschen*...» Voici, rentrant de nouveau, ce qui ressort. Pour un temps... Voici, dans la fraîcheur de l'écart rétabli sans cesse, ce mot en formation perpétuelle, soustrait pour une part à son sens, hermétique, c'est-à-dire *ouvert* à une valeur comme muette, à laquelle toute signification chaque fois, et momentanément, se surajoute... La parole – une assise, ou le véhicule, encore – rien de plus – et à moitié emporté, comme nous allons,

Über der Aushöhlung solcher Tiefe – ob ich nun spreche, wie hier, oder anderswo schweigend lese – finde ich am schnellsten einen Halt. Dieses – Sprechen oder Lesen, wie sie auftauchen oder flüchtig sich einstellen – heißt: die Worte sprechen oder lesen *mit* einem Geräusch oder *mit* einem Schweigen, immer zu laut oder zu leise; es heißt: lesen und sprechen als ein Blinder. Es heißt auch, wenn man mit der äußersten Vorsicht, wie tastend, voranschreitet: übersetzen. Hinweg über einen dann sich enthüllenden, vergrößerten Abstand von zumindest zwei Sprachen, die nicht nur einander, sondern die eine *wie* die andere fremd sind (und meist ist es nicht der Sinn, der Widerstand leistet, sondern ich, bevor sich der Sinn formt, ein opakes Wort nach dem andern, wie quer hindurch).

...es rauscht so um der Türme Kronen / Sanfter Schwalben Geschrei...

...mit Barbarenhand...

Das Licht dieser Fläche, dieses an die Worte angrenzenden Fundaments, das keine Fläche ist, sondern sich durch alles geschriebene Wort hindurch wie eine Tonlage, die wir nicht wahrnehmen, immer mehr vertieft bis zu uns hin, wird sich vielleicht *in lieblicher Bläue* aussprechen, dort, wo es – das Licht streifen wird. *Schwalbengeschrei*... Worte noch – die unseren. „Wir“: *Ein Zeichen sind wir, deutungslos*... Worte, noch einmal – folgend auf unsere Abgetrenntheit, unsere Stummheit, die noch kommen wird. Aber vom Tageslicht selbst, gegen das, mit dem die Worte, die wir sind, wirbeln, aufstehen, sich umkehren und vergehen, wie schreiende, verwehende Fingerzeige jenes grundlos Offenen, das uns umgibt – von diesem Licht kann es noch einmal heißen, über ein zerrissenes Wort hin, in der Schweben: „*Nein wahrhaftig, der Tag / Bildet keine / Menschenformen*.“ Wieder sind „wir“ vor ein Schweigen geführt. Wo das Wort selbst erscheint, um sich einzuschreiben – *deutungslos* –, verlischt es auch. Es kommt heraus und kehrt zurück, unablässig, verlischt in der Weiße eines uns ganz nahen namenlosen Fundaments... Eine Zeitlang. Über einen Riß hin.

Und aus der immer überhängenden Tiefe, auf der sich eröffnet, was Gedicht heißt, *die Bildsamkeit herauskommt dann des Menschen*. Hier ist, wieder zurückkehrend, was herauskommt. Eine Zeitlang. Hier ist, in der Frische des stets sich erneuernden Abstands, jenes Wort im Zustand beständiger Entstehung, teilweise seinem Sinn entrückt, hermetisch, das heißt *offen* einer gleichsam stummen Bedeutung, zu der jede einzelne jeweils und für einen Augenblick erst hinzutritt. Das Wort, Stütze oder auch Gefährt, nichts weiter, und zur Hälfte davongetragen, wie wir voran-

du souffle même qui la profère, jusqu'à ce souffle commun, ou intervalle qui, dans une généralité qui dès lors n'apparaît plus celle du langage uniquement, s'ouvre – en avant de ce qui est dit – au plus près de nous...

Sur une trêve, chaque fois, des significations, rapportée à la parole que l'on *entend* – lorsqu'entendre suffit, semble-t-il... Parole de Cassandre ... paroles d'hirondelles... Qui ne se prononce qu'au prix, sitôt presque, de sa disparition, comme le bleu de l'air réfléchi rentre dans le bleu. Qui dit à tout instant ce qui vient *après*, cet *après* dût-il se traduire par la même parole encore, et cela aussi est dans notre langage une faille... Mais l'avenir proféré lui-même s'oublie, comme au plus vite une parole va – ici je m'aide, à contre-sens, aveuglément, de la première assonance venue – sur le *Bläue*, l'oubli...

Aussi bien est-elle parole, où elle se fait jour, d'une annonce comme étrangère à ce langage auquel un hasard aura fini par conjoindre, croyons-nous, chacun de nous d'une façon indissoluble – et dont il nous faut cependant, dit-elle, prédit-elle, et nous ne saisissons pas, nous dénouer... C'est contre l'annonce, toujours – sur un silence – d'un silence tel, encore, *sprachlos*, et du froid qui s'ensuit, *sprachlos und kalt*, que tout ce que nous *voulons* dire, que toute parole qui serait exclusivement *vouloir dire* – sans être conforme pour autant à notre vouloir – s'insurge, c'est une telle annonce qu'elle s'emploie à disqualifier: parole de barbare ... parole qui ne veut rien dire ... paroles d'hirondelles, oui...

...*ein stilles Leben ist es* ... et, à la fin de ce poème (douteux, tenu en suspicion... «This poem cannot be ascribed to Hölderlin with certainty» – pour reprendre les termes étrangers, les termes de méconnaissance liés à une première lecture lointaine déjà de Hölderlin) – à la fin de ce poème autour duquel je m'attarde aujourd'hui – *in lieblicher Bläue* – la parole qui se détache est bien de qui peut – chacun de nous le peut – sur l'interruption imminente toujours, reprendre l'apostrophe de l'avant-dernière ligne ... *armer Fremdling in Griechenland!* – Ainsi, dans Eschyle, sur une parole récusée – une parole, là, dans l'air ... où, l'air qui la profère l'emportant, elle rentre dans l'ouverture qu'elle aura marquée – c'est-à-dire à sa place dénotant *aussi* un vide – quand le souffle porteur de cette parole déjà se confond à l'air que celui qui parle ne respirera pas: «Pourtant je sais parler la langue de la Grèce.» Καὶ μὴν ἄγαν γ' Ἑλλήν' ἐπίσταμαι φάτιν.

schreiten, mit dem Atemzug selbst, der es ausspricht, bis zu jenem gemeinsamen Atem oder Intervall hin, das in einer Allgemeinheit, welche dann nicht mehr nur der Sprache angehört, sich öffnet – dem gesprochenen Wort voraus, in unserer nächsten Nähe.

Über einen Stillstand der Bedeutungen hin, jeweils, der dem Wort zugehörig ist, das *gehört* wird – wo das Hören anscheinend genügt. Kasandrawort ... Schwalbenwort. Das sich nur aussprechen läßt um den Preis seines fast augenblicklichen Verschwindens, wie das Blau der Luft gespiegelt ins Blau zurückkehrt. Das immer nur sagt, was *nachher* kommt, müßte sich auch dieses *Nachher* wieder im gleichen Wort ausdrücken, und auch das ist in unserer Sprache eine Spalte... Aber die ausgesprochene Zukunft selbst geht ins Vergessen, wie ein Wort so schnell wie möglich – und jetzt halte ich mich gegen allen Sinn, blindlings, an die erste Assonanz, die sich einstellt – in die *Bläue* geht, ins Vergessen (oubli).

So ist dies Wort auch, wo es ans Licht dringt, Wort einer Ankündigung, die gleichsam jener Sprache fremd ist, an welche jeden von uns schließlich ein Zufall – so glauben wir – auf unlösliche Weise geknüpft hat und von der wir doch – so sagt es, verkündet es, und wir fassen es nicht – uns lösen müssen. Es geschieht immer gegen diese Ankündigung – über ein Schweigen – eines solchen Schweigens, noch einmal, *sprachlos*, und der Kälte, die ihm folgt, *sprachlos und kalt*, wenn alles, was wir sagen *wollen*, wenn alles Wort, das ausschließlich *Sagenwollen* ist – ohne darum sich unserem Willen zu beugen –, aufsteht und sich empört; es ist eine solche Ankündigung, die es für nichtig erklären will: Barbarenwort, Wort, das nichts bedeutet, Schwalbenwort ... ja.

...*ein stilles Leben ist es*, und am Ende dieses Gedichts (eines zweifelhaften, das unter Verdacht steht: „This poem cannot be ascribed to Hölderlin with certainty“, um diese fremden Ausdrücke aufzugreifen, die Ausdrücke der Unkenntnis, die an eine nun schon ferne erste Hölderlin-Lektüre geknüpft sind) – am Ende dieses Gedichts, bei dem ich heute verweile – *in lieblicher Bläue* – gehört das Wort, das sich loslöst, demjenigen, der angesichts der immer drohenden Unterbrechung die Anrede der letzten Zeile wiederaufnehmen kann (und jeder von uns kann es): *armer Fremdling in Griechenland!* So heißt es bei Aischylos, auf ein verschmähtes Wort hin – ein Wort, da, in der Luft, wo es von der Luft, die es ausspricht, davongetragen wird und darum in die von ihm markierte Öffnung zurückkehrt, das heißt, an seinen Ort, der *auch* eine Leere bezeichnet –, wenn der Atemzug, der dieses Wort trug, schon mit der Luft verschmilzt, die der Sprechende nicht mehr atmen wird: „Aber ich spreche doch die Sprache der Griechen.“ Καὶ μὴν ἄγαν γ' Ἑλλήν' ἐπίσταμαι φάτιν.

Mais où le corps de cette parole distincte nous retient, aveuglément nous retient, je passe. Moi-même je passe. Parlant trop bas toujours, ou trop haut – si je parle.

«Je regarde certain mot dit ou écrit, observe Diderot dans un fragment de lettre non daté mais d'une année toute voisine, sinon la même, de celle où Hölderlin va naître, je regarde certain mot dit ou écrit comme un trou percé subitement à ma porte par lequel je vois tout l'intérieur de l'appartement comme un rayon qui éclaire subitement le fond de la caverne et qui s'éteint.» Un tel *trou* dans notre langage est celui d'une parole qui quelquefois éclaire lorsqu'elle se désiste de son *vouloir dire*... Et ce qui est hors du langage – de l'autre côté de cette porte, ou de cette paroi, de l'autre côté de la parole, une parole de la rupture le dit – sans le vouloir... Qu'elle rentre en l'intérieur, ou qu'elle ressorte, son mouvement est le même encore. Et où l'intérieur et ce dehors qu'une paroi départage, pour un temps se recourent, il n'y a plus parole, semble-t-il, il y a une lacune... Ce mot, dit ou écrit, qui est une lacune, un trou, et comme dans la trame de notre langage, interstice aveuglant, signe du dehors et du dedans, je le vois – Hölderlin dit *Bläue* – où il éclaire, comme une blancheur... blancheur au plus loin comme d'un support dans l'attente du mot qui viendra pour un temps s'y apposer... Ici élargie sans mesure, au travers de ceux inscrits déjà, pour ramener – en plein jour – le fond de la caverne au premier plan de nouveau. A l'air de ce premier plan. Et tout l'air qu'il nous faut – hors de la parole aussi – soutenir, une parole encore le donne, sur un défaut comme inhérent. Et c'est là ramener le mot écrit au proféré – le mot inscrit dans son vouloir d'éternité à la subversion, à l'insolence du souffle qui profère – le mot écrit à la désinvolture du proféré – qui se perd...

La parole hermétique, c'est cette parole qui s'inscrit comme on parle – sans même attendre, sur la blancheur pareille à l'air des souffles perdus où elle se place, que bouche s'entr'ouvre pour la prononcer... Parole vouée, toute écrite qu'elle est, à se perdre, et comme le souffle même de qui parle – à son tour... Sur le jour de cette cassure, je parle... Et ce que notre langage en défaut, ainsi avoué, éclaire, c'est une obscurité insaisie, c'est aussi pour chacun sa part singulière soustraite – et perdue – à la généralité du langage, et venue, sur le souffle de la parole de rupture, au jour.

Aber wo der Körper dieses genauen Wortes uns festhält, blindlings uns festhält, gehe ich weiter. Ich selbst gehe weiter. Immer zu leise sprechend oder zu laut – wenn ich spreche.

„Ich betrachte ein bestimmtes gesprochenes oder geschriebenes Wort“, bemerkt Diderot in einem Brieffragment, das zwar nicht datiert ist, dessen Entstehungsjahr aber Hölderlins Geburtsjahr eng benachbart, wenn nicht gar mit ihm identisch sein muß, „ich betrachte ein bestimmtes gesprochenes oder geschriebenes Wort wie ein Loch, das plötzlich in meine Tür gebohrt wird und durch das ich das ganze Innere der Wohnung erblicke wie ein Strahl, der plötzlich den Hintergrund der Höhle erleuchtet und wieder verlischt“. Ein solches *Loch* in unserer Sprache ist das Werk eines Wortes, das zuweilen erleuchtet, wenn es von seinem *Sagenwollen* abläßt. Und was außerhalb der Sprache ist, jenseits dieser Tür oder Wand, jenseits des Wortes, das sagt ein Trennungswort – ohne es zu wollen. Ob es ins Innere heimkehrt oder herauskommt, seine Bewegung ist immer noch die gleiche. Und wo das Innere und jenes Draußen, das eine Wand abtrennt, sich eine Zeitlang überschneiden, da gibt es anscheinend kein Wort mehr, da ist eine Lücke... Dieses gesprochene oder geschriebene Wort, das Lücke ist, Loch, und wie im Netzwerk unserer Sprache, blendender Zwischenraum, Zeichen des Draußen und des Drinnen – ich sehe es – Hölderlin sagt *Bläue* –, wo es erleuchtet, als Weiße... Weiße in weitester Ferne, wie von einem Fundament in Erwartung des Wortes, das eine Zeitlang auf ihm ruhen wird... Hier unmäßig ausgedehnt, quer durch die schon aufgezeichneten Worte hindurch, um – am hellen Tage – den Hintergrund der Höhle wieder in den Vordergrund zu holen. In die Luft dieses Vordergrundes. Und all die Luft, die wir auch außerhalb des Wortes aufbringen müssen, wieder erhalten wir sie von einem Wort, über einen gleichsam eingeborenen Mangel. Und das bedeutet es, wenn man das geschriebene Wort ins ausgesprochene zurückholt, das aufgezeichnete Wort in seinem Ewigkeitsverlangen in den Verrat, den übermütigen Trotz des Atems, der es ausspricht, das geschriebene Wort in die Lässigkeit des ausgesprochenen – das sich verliert.

Das hermetische Wort ist jenes Wort, das sich aufzeichnen läßt, wie man spricht, sogar ohne zu erwarten – auf seiner Weiße, die der Luft verlorener Atemzüge gleicht –, daß ein Mund sich öffne, um es auszusprechen. Ein Wort, das auch als geschriebenes dazu bestimmt ist, sich zu verlieren, und wie der Atemzug selbst dessen, der spricht, seinerseits... Im Lichte dieses Risses spreche ich. Und was unsere Sprache in ihrer solchermaßen eingestandenen Mangelhaftigkeit erleuchtet, das ist eine unbegriffene Dunkelheit, das ist auch für jeden einzelnen das Besondere, das er an die Ver-

Là, *in lieblicher Bläue*, une ligne terminale trouve, dans cet espace confondant où toute parole en mouvement s'inscrit pour disparaître – trouve, ainsi que chacun de nous, quelle que soit sa langue, sur un silence, ou sur une parole prononcée trop bas ou trop haut, le peut – équilibre un moment: «*Leben ist Tod, und Tod ist auch ein Leben...*» l'accent placé sur *Leben*, qui est le premier et le dernier mot, la vacuité fuyante de la mort venant marquer à mi-chemin toujours l'ouverture même de ce qui est retranché de la parole, et qu'une parole, comme rompue par son centre, alors dira.

Je parle – mais ici où il me semble que je commence à parler, où je viens de commencer à parler, le temps vraiment me manque – *nous* manque... Rien ne peut faire, quant à une profondeur en laquelle, parlant ou non, *in lieblicher Bläue*, nous nous trouvons immergés – que ce ne soit par des surfaces, au plus vite, de remploi, comme extérieures, hâtives, en retrait de ce qu'elles transmettent, traduisent, ou réfléchissent, qu'il nous faille aller encore... Sur le papier, paroi de la parole inscrite... *das Blech*, *in lieblicher Bläue*, ou la tôle... couvertures passagères, comme anachroniques toujours... voies de la désaffection qui accentue un mouvement... parallèles aveuglants des rails par lesquels les uns ou les autres ici, sans nous rejoindre nécessairement, nous serons arrivés près d'ici – ou ce bombement de l'asphalte des routes, qui, moyennant la conjonction du soleil et d'une rapidité produira, aussi bien que la tôle immobile – *das Blech* – d'un pan de toiture confondue à l'air, en avant de nous comme une aride nappe d'eau bleue...

Langages – et routes, chemins encore... bifurcations au plus vite... pluralité de nos langues confondues où brusquement elles se recouperont pour à nouveau se diviser en quelque point – soit, ici, Hölderlin – comme immobile, d'un lieu commun soustrait, de même que dans l'épaisseur de chacune d'elles, au parcours de la parole... le souffle, ou ce vide, le temps faisant défaut, et sans entrer alors dans ce que la couleur d'une telle qualification peut comporter d'illusoire, qui positivement sera dit bleu... *Bläue* – comme *Leben*, premier et dernier mot, ou *oubli*, pour la promptitude de quelque trait d'aile... A la périphérie de cet oubli – *ein stilles Leben* – en formation toujours, comme pluriel à l'infini, une parole sans trêve se dédouble et se multiplie, trouvant, le temps de disparaître, sur un *après* – aveuglant – qu'en tout instant elle devance de peu, ce support où chaque coup d'aile, hors de tout compte, en fera mille...

allgemeinerung der Sprache verloren hat und das über den Atemzug des Trennungswortes ans Licht kommt.

Dort, *in lieblicher Bläue*, findet – in diesem bestürzenden Raum, in dem jedes bewegliche Wort sich einzeichnet, um zu verschwinden – findet eine abschließende Zeile, so wie jeder von uns, welche auch seine Sprache sei, über ein Schweigen oder über ein zu leises oder zu lautes Wort es vermag, einen Augenblick lang ein Gleichgewicht: *Leben ist Tod, und Tod ist auch ein Leben*. Der Akzent liegt hier auf *Leben*, dem ersten und dem letzten Wort, während die fliehende Leere des Todes auf der Hälfte des Weges immer das Offene selbst bezeichnet, das Offene dessen, was sich vom Wort scheidet und was ein gleichsam von der eigenen Mitte her zerrissenes Wort aussprechen wird.

Ich spreche – aber hier, wo mir scheint, daß ich zu sprechen beginne, wo ich eben begonnen habe zu sprechen, hier mangelt mir wahrhaft die Zeit, mangelt sie *uns*... Nichts kann bewirken, was die Tiefe angeht, in die wir, sprechend oder nicht, eingetaucht sind, *in lieblicher Bläue*, – daß wir anders gehen könnten als über Flächen, möglichst schnell, die wir wieder verwenden, über äußerliche, hastige Flächen, die auf der Flucht sind vor dem, was sie überliefern, ausdrücken oder spiegeln. Auf dem Papier, der Wand für das aufgezeichnete Wort – *das Blech*, *in lieblicher Bläue* – flüchtige Decken, immer wie aus der Zeit gerückt – Wege der Entfremdung, die eine Bewegung anstachelt – blendende Parallelen der Schienen, welche die einen oder anderen von uns in die Nähe dieses Ortes geführt haben, ohne uns darum notwendig zusammenzuführen – oder diese Wölbung des Asphalts auf den Straßen, die mittels der Konjunktion von Sonne und Geschwindigkeit gleich dem reglosen Blech einer mit der Luft verschmelzenden Dachfläche vor uns eine Art trockener blauer Wasserfläche erzeugt.

Sprachen – und Straßen, Wege auch – sehr bald Gabelungen – Vielfalt unserer Sprachen, die verschmelzen, wo sie sich plötzlich schneiden, um sich wieder zu trennen, an irgend einem Punkt, wie hier in Hölderlin: an einem unverrückbaren Punkt, einem Gemeinplatz, einem gemeinsamen Ort, der, wie in der undurchlässigen Dichte jeder einzelnen unter ihnen, dem Durchlauf des Worts entzogen ist – der Atem, oder jene Leere, welche – die Zeit mangelt, und daher gehen wir nicht auf das ein, was eine solche Farbbezeichnung an Illusorischem in sich schließen mag – welche mit Entschiedenheit *blau* genannt werden wird. *Bläue*, wie *Leben*, erstes und letztes Wort, oder *Vergessen*, für die kurze Dauer eines Flügelschlags. An der Peripherie dieses Vergessens – *ein stilles Leben* –, das sich ständig erneuert, wie ein Plural ins Unendliche hin, verdoppelt und vervielfacht sich unablässig ein Wort und findet – gerade für soviel Zeit, wie es braucht, um

Ici, nulle naissance n'est mémorable, nous sommes, pour le dire, sans langue natale, la surface qui contient une parole passe au-dessus d'elle, et au travers, et l'emporte, une feuille de papier, que l'on tourne, n'est pas la couverture d'un célébrant, le fer battu, tôle, toiture, du lieu en deshérence aujourd'hui rentre dans le bleu qui est l'oubli, parler ne constitue pas un ascendant, la poésie en tant qu'office, parole du privilège, parole unique – de la langue souveraine, unique, se découvre aujourd'hui sans emploi ni même lieu... Il n'y a plus lieu de nous arrêter, nous ne le pouvons plus, nous ne le voulons pas, nous rentrons aussi, nous rentrons – où le silence peut-être se laissera percevoir comme chose compacte – dehors, comme ici, et chacun, nous serons arrivés, sur la cassure de la halte qui n'est pas une interruption.

*André du Bouchet*

in einem blendenden *Nachher* zu vergehen, dem es in jedem Augenblick um ein wenig voraus ist – jenes Fundament, wo jeder Flügelschlag, jenseits aller Zahl, tausend bedeutet.

Hier wird keiner Geburt mehr gedacht, wir sind sozusagen ohne angeborene Sprache, die Fläche, die ein Wort birgt, geht über dieses hinaus und quer durch es hindurch und trägt es mit sich fort; ein Blatt Papier, das man wendet, ist nicht Hülle eines Zelebranten; das gehämmerte Eisen, Blech, Dach des Ortes, der heute ein verschmähtes Erbe ist, kehrt in die Bläue des Vergessens zurück; die Rede bedeutet keine Macht mehr; die Dichtung als Gottesdienst, privilegiertes Wort, einzigartiges Wort – der herrscherlichen, der einzigartigen Sprache, enthüllt sich heute als amtlos und selbst als ortlos. Wir haben keinen Ort mehr, um zu verweilen, wir können es nicht mehr, wir wollen es nicht, wir kehren auch zurück, wir kehren zurück – dorthin, wo das Schweigen vielleicht als etwas Festes wird erblickt werden, nach draußen, wie wir hierhergekommen sind, jeder von uns, über den Riß jenes Innehaltens, das keine Unterbrechung bedeutet.

*Übersetzung von Renate Böschstein-Schäfer*

Paul Celan las am 21. März 1970 in Stuttgart auf Einladung der Hölderlin-Gesellschaft unveröffentlichte Gedichte. – Der Suhrkamp-Verlag gestattet den Abdruck der in dem Bande 'Lichtzwang' erschienenen Texte.

GEDICHTE

VON

PAUL CELAN

IN DIE NACHT GEGANGEN, helferisch,  
ein stern-  
durchlässiges Blatt  
statt des Mundes:

es bleibt  
noch etwas wild zu vertun,  
bäumlings.

WIR LAGEN  
schon tief in der Macchia, als du  
endlich herankrochst.  
Doch konnten wir nicht  
hinüberdunkeln zu dir:  
es herrschte  
Lichtzwang.

TRETMINEN auf deinen linken  
Monden, Saturn.

Scherbenversiegelt  
die Umlaufbahnen dort draußen.

Es muß jetzt der Augenblick sein  
für eine gerechte  
Geburt.

WIE DU dich ausstirbst in mir:

noch im letzten  
zerschlissenen  
Knoten Atems  
steckst du mit einem  
Splitter  
Leben.

LAUTER  
Einzelkinder  
mit leisen, moorigen  
Muttergerüchen im Hals,  
zu Bäumen – zu Schwarz-  
erlen – erkoren,  
duftlos.

IM LEEREN  
wo sich die Kuttel rankt  
mit der Bregen-  
Blüte,  
warf ich mich Steinen zu,  
die fingen mich auf  
und bekrönten ein Rund  
mit dem, was ich wurde.

DIE LEHMIGEN OPFERGÜSSE,  
von Schnecken umkrochen:

das Bild der Welt,  
dem Himmel entgegengetragen  
auf einem Brombeerblatt.

WETTERFÜHLIGE HAND,  
die Moorlache weist ihr den Weg,  
nachts, durch den Bruchwald.

Lumineszenz.

Wer jetzt die Bälge der Torforgel tritt, ein-  
beinig, der  
gewinnt einen Starkstrahl  
Verlust.

UNTER DER FLUT  
fliegen, an  
gehöhten schwarzen  
Opfersteinen vorbei,

die unendlich geerdete Schwermut  
in den  
Fahrwerkschächten,

berauschte Flugschreiber im  
Sehnsuchtsgehänge,

künftige Fundstücke, silbrig,  
im  
schädlichen Cockpit,

Sichttunnels, in  
den Sprachnebel geblasen,

Selbstzündblumen  
an allen Kabeln,

im großen, unausgefahrenen  
Felgenring deinen  
genabten Schatten,  
Saturn.



VON

EMIL STAIGER

Ist es sinnvoll, sich Gedanken darüber zu machen, daß 1770 das Geburtsjahr von drei Gestalten wie Hölderlin, Hegel und Beethoven ist? Hölderlin wurde am 20. März, Hegel am 27. August, Beethoven am 16. Dezember geboren. Fast nur noch aus Zufall liegen die Tage also im selben Jahr. Die kalendarische Bestimmung ist aber auch nicht so wörtlich gemeint. Wir treiben keine Astrologie und halten nur das Eine fest, daß alle drei ungefähr gleichaltrig und *um* 1770 geboren sind. Es könnte auch 1769 – das Geburtsjahr Napoleons – oder 1771 sein.

Ernstliche Bedenken sind damit aber noch nicht beiseite geräumt. Mit Hölderlin und Hegel freilich glauben wir leicht ins reine zu kommen. Die beiden sind Studienfreunde gewesen; sie haben im Tübinger Stift drei Jahre lang dasselbe Zimmer bewohnt und sind sich in Frankfurt wieder begegnet. Vertraulich untersuchen sie miteinander die ernstesten Fragen des Lebens. Die zeitgenössische Philosophie, die politische Unrast der neunziger Jahre, die neueste Literatur, die Antike: das sind die Themen ihrer mit schwäbischer Gründlichkeit geführten Gespräche, von denen wir leuchtende Spuren in den frühen Schriften des Philosophen wie in den Werken des Dichters finden. Beethoven aber steht abseits. Hölderlin und Beethoven haben offenbar nichts voneinander gewußt. Daß Beethoven etwas mit Hegel hätte anfangen können, ist unwahrscheinlich. Ich finde ihn jedenfalls in den Briefen und Tagebüchern nirgends erwähnt. Hegel seinerseits erwähnt in seiner 'Ästhetik' Beethoven nicht, wo er doch über Bach, Händel, Gluck, Mozart und Rossini Worte echter Verehrung prägt.

Aber auch wenn wir Äußerungen Beethovens über das Schaffen der beiden großen Zeitgenossen besäßen, stünde die Sache nicht viel besser. Es geht nicht an, die Worte eines Komponisten nach demselben Maß zu messen wie die Worte eines Dichters oder Denkers. Der Dichter und der Denker geben ihr Eigenstes in der Sprache kund; sie sprechen mit voller Verantwortung. Es gibt auch Komponisten, die sich hin und wieder der Sprache zur Ergänzung der Musik bedienen – von einer Gestalt wie Richard

Wagner abgesehen, etwa Debussy oder Schumann, von denen wir immerhin wertvolle kritische Aufzeichnungen und, in den Titeln ihrer 'Préludes' und kleinen Stücke, eine Folge poetischer Miniaturen besitzen. Zu diesen gehört Beethoven nicht. Nur ganz selten hat er seine Werke mit sprachlichen Mitteln erläutert. Sich dichterisch oder als Denker zu äußern, fühlte er kaum je ein Bedürfnis. Das Heiligenstädter Testament ist nicht zuletzt um seiner Unbeholfenheit willen ein so ergreifendes Zeugnis seiner Lebensnot. Und unbeholfen, oft in ganz erstaunlichem Grad, sind auch die Briefe. Er selber täuschte sich nicht darüber und erklärte unwirsch, eigentlich könne er nur in Noten sprechen. Wenn wir auf alle anfechtbaren literarischen Deutungen seiner Sonaten und Symphonien verzichten, wie sollen wir ihn dann neben Hegel und Hölderlin zu Wort kommen lassen?

Ich glaube dennoch, daß dies möglich und erlaubt ist, wenn wir die gehörige Vorsicht walten lassen und hinter alles Verlauten in Worten und Tönen auf das Wesen zurückgehen, den tiefsten Grund der Existenz, der freilich nur in der Begegnung mit äußerer Wirklichkeit faßbar wird, sich aber nicht darin erschöpft.

Als ein Ereignis von welthistorischem Ausmaß begegnet Beethoven, Hegel und Hölderlin, den Zwanzigjährigen, die Französische Revolution. Die beiden Schwaben haben sie im Tübinger Stift, verbündet mit vielen Gleichgesinnten, begeistert begrüßt. Französische Zeitungen werden gehalten, sogar ein politischer Klub gegründet und keine Gelegenheit versäumt, die jakobinischen Sympathien so laut wie möglich zu verkünden. „In Tyrannos“, das Motto über der zweiten Fassung von Schillers 'Räubern' (das freilich nicht von Schiller stammt), ist die Parole dieser Jugend. Harmodios und Aristogeiton, die griechischen Tyrannenmörder, gelten als größtes Beispiel einer heroischen, tödlich-entschlossenen Freundschaft. Zu Taten freilich fanden Hegel und Hölderlin keine Gelegenheit; und daß sie eine solche ernsthaft wahrgenommen hätten, darf man wohl mit guten Gründen bezweifeln. Um so leidenschaftlicher bemühen sie sich um eine geistige Aneignung der neuen Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, der Trias, von der sie sich nichts Geringeres als ein Reich der Liebe, einen neuen Weltzustand versprechen.

Schon 1794 schreibt Hölderlin aber an seinen Bruder: „Daß Robespierre den Kopf lassen mußte, scheint mir gerecht, und vielleicht von guten Folgen zu sein. Laß erst die beiden Engel, die Menschlichkeit und den Frieden, kommen, was die Sache der Menschheit ist, gedeihet dann gewiß.“

Auf der Gesinnung, die hier zu Wort kommt, beharrt er auch in den folgenden Jahren. Die „Sache der Menschheit“ vergißt er nie; ein neuer Himmel und eine neue Erde ist das Ziel, dem er „innig und gläubig und

treu“ entgegenblickt. Insofern bleibt er Revolutionär. Allen Terror aber und alle Gewalt lehnt er entschieden ab, so daß ihm dann freilich bald nichts anderes übrig bleibt als Prophetie, als der Versuch, in gewaltigen Hymnen künftigen Göttern den Weg zu bereiten. So dichtet er, bis der Wahnsinn ihn vollständig scheidet von seiner Umgebung und als rätselhaftes lebendes Denkmal einer begrabenen Hoffnung in seine verworrenen Träume versenkt.

Hegel steht den Dingen von vornherein realistischer gegenüber. Er wartet nicht auf Engel, nicht auf eine Wiederkunft der Götter, sondern stellt die Frage, was am Staat, was an der Kirche, der Religion geändert werden müsse, wenn man ernstlich hoffen wolle, der Schmach der Gegenwart zu entrinnen. Dabei geschieht es nun, daß er sich mehr und mehr davon überzeugt, die unpersönlichen Einrichtungen, sogar die starren allgemeinen Gesetze, gegen die er rebelliert hat, seien unentbehrlich für einen lebensfähigen Zustand, so unentbehrlich wie zur richtigen Zeit der Aufruhr, der veraltete Autoritäten beiseite schafft. Er sieht den Weltlauf als Prozeß, in dem sich aus Thesis und Antithesis jeweils eine neue Synthese ergibt, wo also eine verneinende Macht so sinnvoll ist wie die Macht, die bejaht. In der Praxis läuft dies heraus auf eine Anbetung des Erfolgs, in dem sich der Weltgeist manifestiert. Die einst mit solchem Jugendmut begrüßte Französische Revolution sinkt zum Moment der Geschichte herab; der Jakobiner wird zum philosophischen Schutzgeist des preußischen Staats, in dem die ringende Weltvernunft einstweilen zur Ruhe gekommen ist.

Bei Beethoven wissen wir nichts von einer solchen unmittelbaren Wirkung der Französischen Revolution. Bedrängt von Armut, leidend unter der Lieblosigkeit seiner nächsten Umgebung, lebte er ganz, mit einer trotzig-wilden Entschlossenheit, seiner Kunst und dachte offenbar nicht daran, anders als durch eine große, seines Selbstgefühls würdige Leistung des widrigen Schicksals Herr zu werden. Im Unterschied zu Hölderlin und Hegel, die sich in der Weltentlegenheit des Tübinger Stifts überhaupt nur Vorurteile über die höheren Stände zu bilden vermochten, kannte er sie aus eigener Erfahrung. Er war mit dem Grafen Waldstein befreundet und wurde in der Familie von Breuning wie ein Kind des Hauses behandelt. Die Güte solcher Gönner mochte für seinen Stolz bedrückend sein; er blieb ihnen doch zeitlebens dankbar und wurde davor bewahrt, die Empörung über Gewalt und Unrecht zu einer ideologischen Feindschaft gegen die herrschenden Klassen ohne alles Ansehen der Person zu entwickeln. 1792, als die Revolutionsarmeen den Rhein bedrohten, bekam er die Erlaubnis, Bonn zu verlassen und die ersehnte zweite Reise nach Wien anzutreten. Er

kehrte nie wieder nach Bonn zurück und war in Wien so sehr mit seiner Ausbildung und Stellung in der musikalischen Welt beschäftigt, daß er keine Zeit und Lust zu politischen Diskussionen fand.

Von dieser Seite also gewinnen wir nichts für unsere Untersuchung. Und dennoch, ohne damit modernsten Interessen schmeicheln zu wollen, müssen wir die Empfindung bejahen, daß Beethoven auf seine Art ein Revolutionär gewesen sei, nicht nur im formalen Bereich der Musik, vielmehr seiner ganzen Gesinnung nach, über die er sich selbst nicht klar sein mochte, die aber immer wieder – gefährlich, begeisternd, erschreckend, herrlich – durchbricht. Haydns, auch noch Mozarts Musik bestätigt und verklärt, erhellt und vertieft die gegenwärtige Welt. Sie mag sich zu den reinen Mysterien in Sarastros Tempel erheben oder dämonische Tiefen wie am Schluß des ‘Don Giovanni’ enthüllen – sie droht doch nicht und fordert nicht; sie zwingt uns nicht, das Leben zu ändern, und wirft sich nicht der Hoffnung, der ἐλπις θρασεία, in die Arme, deren Flügelschlag, nach Goethes Wort, Äonen hinter sich läßt. Und eben dies vollbringt mit Machtgebärde die Musik Beethovens, nicht immer, aber immer wieder, schon in frühen Schöpfungen und am kühnsten in jenen, mit denen sein Name von jeher am engsten verbunden ist. Ich wähle hier ein weniger bekanntes Beispiel: die Kadenz zu Mozarts Klavierkonzert in d-Moll, zu einem Werk, das man schon oft als beethovennahe bezeichnet hat und das doch, wie man nirgends besser als hier erkennen sollte, durch eine Kluft von ihm geschieden ist. Unheimliches und Schmerzliches verdichtet sich im ersten Satz und steigert sich manchmal zu einer Gewalt, der wir bei Mozart selten begegnen. Trotzdem! In der Kadenz Beethovens, obwohl sie ganz auf Mozarts Themen aufgebaut ist, befinden wir uns in einer völlig veränderten Welt. Es ist, als dehne der Raum sich in die Höhe und noch weiter in die Tiefe schwindelerregend aus, als griffe eine Hand ins Leere nach unerhörten Möglichkeiten, nach Neuem, das noch niemand kennt, das aber bevorsteht, bevorstehen *muß*, wenn unser Leben nicht in überlieferten Normen erstarren soll. Es liegt im Wesen der ungegenständlichen Kunst, der Musik, daß weniger die Gestalt der geforderten Zukunft als die Forderung selber vernehmlich wird, der Wagemut, der Wille zum Aufbruch, der Trotz, der keine Gefahren scheut. Nur wenn sich Worte dazu gesellen, treten bestimmte Ziele hervor, so in der Hoffnungsarie und im Schlußchor des ‘Fidelio’, so in der neunten Symphonie, die mit den Versen Schillers Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verkündet. In einer Zeit, in der sich Hegel längst mit der Gegenwart ausgesöhnt hat, beharrt Beethoven auf seiner Fernsicht, nicht, wie Hölderlin, als Prophet, der alles Heil von den Göttern erwartet, sondern in einem Appell an die Menschheit, sich auf-

zuraffen aus eigener Kraft. Er wollte darum auch anders gehört sein als noch Mozart oder Haydn. Bei manchem Finale hätte er es am liebsten gesehen, wenn sich die Leute in einer einzigen Aufwallung von ihren Stühlen erhoben hätten. Dann wäre er sicher gewesen, ihr Innerstes in Bewegung gebracht zu haben. Bewegung wohin? Gleichviel! Wenn nur die Bereitschaft zu einem Entschluß geweckt war.

Mit Schiller hat er sich im Chor der neunten Symphonie verbündet. An Schiller erinnert er uns noch oft, schon in der 'Pathétique', dann in der fünften Symphonie; ich könnte sogar die 'Pastorale' nennen, die nach den Schillerschen Begriffen als „sentimentalische Idylle“ in Tönen aufzufassen wäre. Auch da ist wieder ein Blick hinüber zu Hegel und Hölderlin aufschlußreich. Hegel fühlte sich zwar, als Schwabe und als Denker, Schiller nahe. Doch mit der „Angst des Irdischen“ und ihrem Widerpart, der absoluten Freiheit der Autonomie, gab sein auf die Vermittlung aller Gegensätze bedachter Geist sich auf die Dauer nicht zufrieden. Gegen den 'Wallenstein' macht er geltend, er endige nicht, wie eine wahre Tragödie sollte, als Theodizee, als eine Rechtfertigung des in der Geschichte waltenden göttlichen Geistes, und bricht am Ende seiner Kritik in die entrüsteten Worte aus:

„Leben gegen Leben; aber es steht nur Tod gegen Leben auf, und ungläublich! abscheulich! Der Tod siegt über das Leben! Dies ist nicht tragisch, sondern entsetzlich! Dies zerreißt das Gemüt, daraus kann man nicht mit erleichterter Brust springen!“

Da ihm die erleichterte Brust so unentbehrlich war, fühlte er sich zu Recht oder Unrecht, Goethe näher. Er nennt den 'Faust' die „absolute philosophische Tragödie“ und billigt ihm eine „Weite des Inhalts“ zu, wie „sie in ein und demselben Werk zu umfassen zuvor kein anderer dramatischer Dichter gewagt hat“. Sogar die Farbenlehre schätzte er, und Goethe, der auf diesem Gebiet durch Zustimmung nicht verwöhnt war, sandte ihm ein in Komplementärfarben spielendes Glas mit der Widmung:

*Dem Absoluten  
empfiehlt sich  
schönstens  
zur freundlichen Aufnahme  
das Urphänomen.*

Hölderlin stand bis um die Jahrhundertwende ganz in Schillers Bann. Was ihn an Schillers Werk und vielleicht noch mehr an Schillers Persönlichkeit hinriß, war die stolze Verachtung alles Unzulänglichen, der Blick zu den fernen Gipfeln des Ideals, die ständige Bereitschaft, die höheren Kräfte

der Sterblichen zu bewegen. Erst als sein Glaube an die Eigenmacht des Menschen erschüttert, als er schließlich einzig noch der Winke der kommenden Götter gewärtig war, verblaßte Schillers Bild vor ihm und wandte er sich auf eigene Art den großen griechischen Dichtern zu. Für Goethe aber hat er nie viel mehr als eine gleichsam offizielle Ehrfurcht aufgebracht.

Das scheint bei Beethoven anders zu sein. Wir wissen von der Begegnung mit Goethe in Teplitz und lesen die ungelenken Worte, mit denen er ihm in einigen Briefen seine Verehrung ausspricht. Sie kamen gewiß von Herzen. Beethoven kannte die Hauptwerke Goethes und wußte sogar, als einer der Ersten, den 'Westöstlichen Divan' zu schätzen. Was hat er sich aber dabei gedacht? Die Goethe-Lieder gehören kaum zu seinen besten Eingebungen. 'Meeresstille und glückliche Fahrt', das Chor- und Orchesterwerk, übersetzt die bange Stille des ersten Teils in eine pathetische Vision. Die Ouvertüre zu 'Egmont' ist, im Hinblick auf das Drama Goethes, offensichtlich ein Mißverständnis. Goethes Egmont tritt, wie schon Schiller in seiner Kritik erkannt hat, gerade nicht als politischer Freiheitsheld auf. Er ist ein lebensfroher, zu Glanz und innigem Glück geborener Jüngling, dessen Zauber darin gründet, daß er der Sorge keine Herrschaft über sein Gemüt einräumt und selbst in der Stunde des Todes seine gläubige, lichte Gesinnung bewahrt. Beethoven komponiert den Egmont, den Schiller glaubte fordern zu müssen, den von Gefahren umlohten Heroen, der zwar im Kampf mit dem Schicksal erliegt, doch im höheren Sinn als Sieger erscheint. Wir finden uns einem tragischen Pathos wie in der 'Eroica' ausgesetzt.

Mit der 'Eroica' beschwören wir aber nun die Gestalt herauf, die jedem zuerst einfällt, der Beethoven, Hegel und Hölderlin auf ein gemeinsames Thema bezieht: Napoleon. Man kennt die Geschichte von dem Titelblatt der dritten Symphonie. Das Exemplar, das nach Paris abgehen sollte, trug oben in großen Lettern die Überschrift 'Bonaparte'; unten stand klein Beethovens Name. Als die Nachricht von der Erhöhung Bonapartes zum Kaiser eintraf, zerriß Beethoven das Titelblatt – wie Ries berichtet mit dem Ausruf:

„Ist der auch nichts anders wie ein gewöhnlicher Mensch! Nun wird er auch alle Menschenrechte mit Füßen treten, nur seinem Ehrgeiz frönen; er wird sich nun höher wie alle andern stellen, ein Tyrann werden.“

Zwei Jahre später erhielt das Werk im Druck die Überschrift: 'Sinfonia eroica' mit dem Zusatz: „Composta per festeggiare il Sovvenire d'un grand' uomo“. Das klingt wie ein Nachruf auf einen Toten; und die Vermutung liegt nahe, daß Beethoven damit habe andeuten wollen, Napoleon sei für ihn erledigt. Jedenfalls hätte er nun den eigenen Namen unter

dem des Kaisers nicht mehr so unansehnlich geschrieben. Als er hörte, Napoleon habe in der Schlacht bei Jena gesiegt, erklärte er grimmig: „Schade, daß ich die Kriegskunst nicht so verstehe wie die Tonkunst, ich würde ihn doch besiegen!“ Ein höchst charakteristisches Wort, das einen Begriff von Beethovens angemessenem Selbstbewußtsein vermittelt.

Wie aber haben wir sein Verhältnis zu Napoleon aufzufassen? 1796, als man sich in Wien durch Napoleons Feldzug in Italien beunruhigt fühlte, hatte Beethoven einen ‘Abschiedsgesang an Wiener Bürger beim Auszug der Fahndivision der Wiener Freiwilligen’ komponiert und 1797 einen Gesang zum Aufgebot des österreichischen Landsturms folgen lassen. Die Lieder wurden nicht populär, beweisen aber, daß er es mit den politischen Fronten nicht genau nahm und seine Kunst auch gegen den Revolutionsgeneral zur Verfügung stellte. Seine Bewunderung war nicht ideologisch begründet. Sie gilt der „Größe“, dieser vagen, auch von dem Dichter der ‘Räuber’ verherrlichten Qualität, zu der aber, jenseits politischer Fragen, auch die „Sache der Menschheit“ gehört und die durch eine Kaiserkrone nur herabgesetzt werden kann.

Als große, mehr noch: als unfassliche Erscheinung hat auch Hölderlin Napoleon gefeiert. Vom Jahre 1797 stammt der Entwurf einer Ode, der lautet:

*Heilige Gefäße sind die Dichter,  
Worin des Lebens Wein, der Geist  
Der Helden sich aufbewahrt,*

*Aber der Geist dieses Jünglings  
Der schnelle, müßt’ er es nicht zersprengen  
Wo es ihn fassen wollte, das Gefäß?*

*Der Dichter laß ihn unberührt wie den Geist der Natur,  
An solchem Stoffe wird zum Knaben der Meister.*

*Er kann im Gedichte nicht leben und bleiben,  
Er lebt und bleibt in der Welt.*

Napoleon sprengt die Form des Gedichts, so wie er alle überlieferten Formen und alten Ordnungen sprengt. So bleibt schon diese Ode Fragment, und ebenso eine noch vor der Jahrhundertwende in Angriff genommene Hymne, die nach einigen Eingangsversen nicht über unvollständige Sätze und einzelne Wörter wie „Korsika“, „Kindheit“, „Lodi“, „Arcole“ hinauskommt. Zu dem Ereignis der Kaiserkrönung äußerte Hölderlin sich nicht mehr. Sein Geist war 1804 bereits umnachtet und in Götterträume und Weissagungen vertieft, die mit der gemeinsamen Welt der Wachenden wenig mehr zu schaffen hatten.

Hegel, der jede geschichtliche Wendung als dialektischen Fortschritt bejaht, gibt auch den Taten Napoleons vom Anfang bis zum Ende unbeirrt seinen philosophischen Segen. Er hat die ‘Phänomenologie des Geistes’ während der Schlacht bei Jena beendet, eine Koinzidenz, die seinem Denken bedeutsam erscheinen mußte. Und aus demselben Jahr 1806 stammt jene Äußerung, die man gern zitiert, wenn man sich Hegels Verhältnis zur Geschichte auf möglichst engem Raum vergegenwärtigen will:

„Den Kaiser, diese Weltseele, sah ich durch die Stadt zum Rekognoszieren hinausreiten; – es ist in der Tat eine wunderbare Empfindung, ein solches Individuum zu sehen, das hier auf einen Punkt konzentriert, auf einem Pferde sitzend, über die Welt übergreift und sie beherrscht.“

Das ist nicht nur Bewunderung. Es spricht auch die Genugtuung mit, daß Napoleon zwar die Welt beherrscht, er aber, Hegel, Napoleon denkt und aus Begriffen konstruiert. Der handelnde und der denkende Weltgeist sind einander sichtbar nahe; und Hegel zweifelt nicht, daß Denken die höhere Stufe des Geistes sei. Sein Denken überlebt denn auch Napoleons Sturz und widmet ihm wieder die *vaticinatio ex eventu*, die schon seinen Aufstieg begleitet hat. In der ‘Philosophie der Geschichte’ heißt es:

„Napoleon ... stellte sich ... als ein individueller Wille an die Spitze des Staates: er wußte zu herrschen und wurde im Innern bald fertig. Was von Advokaten, Ideologen und Prinzipienmännern noch da war, jagte er auseinander, und es herrschte nun nicht mehr Mißtrauen, sondern Respekt und Furcht. Mit der ungeheuren Macht seines Charakters hat er sich dann nach außen gewendet, ganz Europa unterworfen und seine liberalen Einrichtungen überall verbreitet. Keine größeren Siege sind je gesiegt, keine genievolleren Züge je ausgeführt worden; aber auch nie ist die Ohnmacht des Sieges in einem helleren Lichte erschienen, als damals. Die Gesinnung der Völker d. h. ihre religiöse und die ihrer Nationalität hat endlich diesen Koloß gestürzt, und in Frankreich ist wiederum eine konstitutionelle Monarchie, mit der Charte zu ihrer Grundlage, errichtet worden.“

Das war wohl eher im Sinne von Hegels Gesetz der Geschichte, nämlich als „Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit“, verständlich als die Errichtung des Kaisertums. Welches Ereignis hätte aber dieser gelassene Denker seinem System nicht einzuverleiben vermocht?

Nach dieser knappen Übersicht scheint das Geburtsjahr 1770 erst recht ein beliebiger Zufall zu sein. Es stellt sich kein Consensus Hölderlins, Hegels und Beethovens heraus, weder was die Französische Revolution, noch was Napoleon oder das Verhältnis zu Goethe und Schiller betrifft. Jeder nimmt seinen eigenen Weg. Schon um die Jahrhundertwende erkennen wir, was die großen Entscheidungen angeht, keinen gemeinsamen

Nenner mehr. Doch unser Vorurteil, daß alle drei Gestalten dennoch unter *einem* Stern geboren seien, ist damit immer noch nicht erschüttert. Wir glauben nach wie vor, es lasse sich, bei richtigem Verfahren, zu einem gültigen Urteil klären, und treten einige Schritte zurück, um endlich den schon zu Beginn geforderten Standpunkt zu gewinnen, von dem aus hinter der Wirklichkeit, mit der sich die drei auseinandersetzen, die Art der Auseinandersetzung, die Form des Denkens, die Struktur der Einbildungskraft erkennbar wird.

Ich gehe dabei von einer Bemerkung Goethes über Beethoven aus. Er schreibt nach der Begegnung in Teplitz in einem Brief an Christiane: „Zusammengefaßter, energischer, inniger habe ich noch keinen Künstler gesehen.“ Goethe schildert den Menschen, nicht die Musik Beethovens, von der er sich kaum einen rechten Begriff zu machen vermochte. Man könnte aber auch die Musik mit so wenigen Worten nicht besser treffen. Die Planung auf weite Sicht, die Kraft, die über große Strecken dem Ziel entgegendrängt und alle Teile der *einen* Absicht unterwirft, zugleich aber auch die Teile mit persönlichster Intensität begabt und leidenschaftlichen Aufruhr und Ordnung, Eigenmacht und Gesetz auf beispiellose Art zu vereinigen weiß: das ist es doch wohl, was sich als Grundzug von Beethovens Schaffen einprägt, woran man ihn sogleich erkennt, was seine Themen von scheinbar verwandten anderer Meister unterscheidet.

Ähnliches gilt von Hölderlins Lyrik. In deutscher Sprache sind weder früher noch später Verse von so magischer Mächtigkeit gedichtet worden wie jene, die in 'Patmos' die asiatische Landschaft heraufbeschwören oder im 'Rhein' den Ursprung und den Durchbruch des Stroms in die Ebene feiern. Doch nie vergißt der Dichter über solchen Augenblicken das Ganze. Und welch ein Ganzes! Es umfaßt die abendländische Geschichte vom Dunkel des orientalischen Anfangs bis zu dem künftigen Göttertag. Die meisten Hymnen Hölderlins durchmessen diese Bahn, in der sich das Los der gesamten Menschheit vollendet; und alles Einzelne, mag es noch so gewaltig oder betörend sein, bleibt eine Phase des großen Prozesses und muß, so gern man sich daran verlöre, als solche aufgefaßt werden.

Daß eben dies auch Hegels Größe sei, gibt man nicht ohne weiteres zu. Man hat aus den späteren Werken das Klappern des dialektischen Dreitakts im Ohr und traut einer Logik nicht ganz, die aus Systemzwang oft genug zu unverständlichen Abstraktionen führt. In den theologischen Jugendschriften und in der 'Phänomenologie des Geistes' fehlt es aber nicht an visionär erfaßten und in gewaltiger Sprache inkarnierten Momenten, die einen Begriff davon geben, mit welchen im Bewußtsein wirklichen, nicht nur in Gedanken verflüchtigten Mächten dieser die gesamte Natur

und Geschichte ordnende Geist umging. Er greift nicht zu hoch, wenn er selber erklärt – mit Worten, die man ebensowohl auf Beethovens siebente Symphonie wie auf das „hohe und reine Frohlocken“ der „vaterländischen Gesänge“ Hölderlins anzuwenden berechtigt wäre: „Das Wahre ist so der bacchantische Taumel, an dem kein Glied nicht trunken ist.“ Alles ist trunken, und alles ist Glied – von einem nie erlahmenden, beinah übermenschlichen Willen gebändigt.

Zusammengefaßt, energisch, innig; so wurden Beethoven, Hegel und Hölderlin einem Gebot der geschichtlichen Stunde, jeder auf seinem Feld, gerecht. Sie fanden sich einer schon fast erdrückenden Überlieferung gegenüber, Beethoven den ungezählten Symphonien, Sonaten, Konzerten der Wiener Klassik, der italienischen Oper, Händel und Johann Sebastian Bach, von älteren Meistern nicht zu reden; Hölderlin – um wieder nur Einiges anzudeuten – Schiller, Klopstock, Winkelmann und mit Winkelmann dem neu erschlossenen Reich der Antike, aber auch Denkern wie Kant und Fichte, mit denen sich dann vor allem Hegel auseinanderzusetzen begann, um die gesamte Tradition des Abendlandes aufzuarbeiten und in dem Dombau seines Werks zu gediegener Einheit zusammenzuschließen. Sein Universalismus ist anderer Art als etwa der aristotelische oder die 'Summa' Thomas von Aquins. Das „Ich als Prinzip der Philosophie“, von Fichte gebieterisch inauguriert, hebt Hegel zwar in seinem Begriff des absoluten Geistes auf. Doch „aufgehoben“ heißt nicht „beseitigt“. Es bleibt, auch abgesehen von seinem transzendentalen Sinn, als untergründige Mächtigkeit bewahrt, als Spur der eminenten Person, die da die Welt sich einverleibt. So wieder in Hölderlins späten Hymnen. Sie sind nicht mehr Bekenntnis einer Individualität wie Goethes Lyrik. Das dichterische Verfahren wird durch rigorosen Calcul geregelt; und die Gewitter des Gottes sollen die eigene Stimme übertönen. Dennoch ist die menschliche Präsenz des Übermächtigen ausgesetzt, von Apoll geschlagenen Dichters in jedem Vers erschütternd. Wie eigenwillig, wie persönlich-leidenschaftlich Beethoven ist, hat die Umwelt und Nachwelt früher erkannt als seinen ebenso entschiedenen Willen zu neuer Gesetzlichkeit. Alle drei gehören der Zeit an, die durch das Erwachen eines den Menschen in jeder Zone seines Daseins umfassenden Selbstbewußtseins geprägt ist. Für alle drei wird die Begegnung mit dem Ganzen des äußeren Lebens zu einer unausweichlichen Prüfung, die sie ohne Ausflucht, ohne sich einer Schwierigkeit zu entziehen, mit dem Aufgebot der letzten Kraft zu bestehen entschlossen sind.

„Des Herzens Woge schäumte nicht so schön empor, und würde Geist, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegenstände.“

Die Worte stammen von Hölderlin, der im 'Hyperion', im 'Empedokles',

in den vaterländischen Hymnen die Frage nach dem Schicksal in heiligem Schauer mehr und mehr zu vertiefen und immer kühner zu lösen versucht. In Hegels Werken schäumt des Herzens Woge nicht. Er hat schon früh „das Herz zum Grabe des Herzens“ gemacht. Doch auch in seinem Schaffen gewinnt das Problem des Schicksals die höchste Bedeutung, schon in den Jugendschriften, die den Sinn von Christi Tod am Kreuz zu ergründen bemüht sind, dann wieder in der 'Phänomenologie des Geistes', dem Abschnitt, der überschrieben ist 'Die sittliche Handlung, das menschliche und göttliche Wissen, die Schuld und das Schicksal', und insbesondere in der 'Ästhetik', die den für die folgende Zeit bis in unser Jahrhundert im deutschen Sprachgebiet fast allgemein anerkannten Begriff des Tragischen herausarbeitet. Die fünfte Symphonie Beethovens hat man von jeher als unbarmherzige Schicksalskunde interpretiert. Die Coriolan-Ouvertüre, die letzte Klaviersonate wäre zu nennen. Doch fast der ganze c-Moll-Bereich gehört in diesen Zusammenhang. Kein anderer Komponist ist so von Schicksal umwittert und hat ihm in schwerster Bedrängnis so unerschrocken getrotzt.

Nur wo der Geist das Ganze umfaßt, nur wo der Anspruch universal und der Wille, die Widerstände zu sehen und zu meistern, aufrichtig ist, erscheint der „alte, stumme Fels“ in solcher ungeheuren Würde. Die Frühromantiker werden ihn zu umgehen oder zu leugnen versuchen; und spätere Geschlechter geben den universalen Anspruch auf. Beethoven, Hegel und Hölderlin beharren auf der Synthesis an der äußersten Grenze des Möglichen und biegen das Widerstrebende mit gigantischer Anstrengung noch zusammen.

Wenn aber dem so ist, wenn unser Gefühl, die drei Gestalten seien Geistesverwandte, bestätigt wird, dann finden wir uns zuletzt noch mit einer befremdlichen Frage konfrontiert. Hölderlin, Hegel und Beethoven haben, ausgerüstet mit vergleichbarem genialem Vermögen, das Gebot der geschichtlichen Stunde erfüllt. Wie kommt es, daß die „Natur“ – oder wie man da sagen will – im richtigen Augenblick gerade drei Männer hervorbringt, die den Anforderungen genügen, drei ähnlich geartete Geister, wie sie weder früher noch später jemals in Erscheinung getreten sind?

Der Fall ist nicht vereinzelt. Einige Jahre später werden jene Talente geboren, die sich dann zur romantischen Schule zusammenfinden. Wieder möchte man fragen: Wie kommt es, daß die Natur auf einmal so viele Dichter und Denker produziert, die gleiche Neigungen haben und offensichtlich auch ähnlich veranlagt sind? 1813 ist das Geburtsjahr von fünf Dramatikern: Otto Ludwig, Hebbel, Büchner, Wagner, Verdi. Dann folgen wieder Jahrzehnte, in denen sich keine solchen Begabungen zeigen.

Wer nicht bereit ist, an eine Rhythmik des Lebens oder dergleichen zu glauben, steht zunächst vor einem Rätsel. Dann wird er sich der Worte erinnern, die Goethe zu Eckermann gesagt hat:

„Um Epoche in der Welt zu machen, dazu gehören bekanntlich zwei Dinge: erstens, daß man ein guter Kopf sei, und zweitens, daß man eine große Erbschaft tue. Napoleon erbte die Französische Revolution, Friedrich der Große den Schlesischen Krieg, Luther die Finsternis der Pfaffen, und mir ist der Irrtum der Newtonischen Farbenlehre zuteil geworden.“

Das heißt: die Begabung allein genügt nicht. Erforderlich ist auch eine Lage, eine geschichtliche Situation, in der sie sich auszuwirken vermag. Das scheint fast selbstverständlich zu sein, führt aber zu einer folgenschweren Erkenntnis, gegen die man sich sträubt. Es wird damit nämlich auch zugestanden, daß es zu allen Zeiten potentielle Begabungen geben dürfte, die nicht in Erscheinung treten können, die keinen Ansatz zu Leistungen finden, die zum Schweigen verurteilt sind, weil das, was sie zu sagen hätten, vielleicht schon gesagt oder weil die Stunde dafür noch nicht gekommen ist. Man denke an einen ruhelosen, bahnbrechenden Geist wie Lessing in einer mit Meisterwerken gesegneten Spätzeit. Er hätte mit seinem kritischen Scharfsinn nichts Rechtes anzufangen gewußt. Man denke sich einen versonnenen Träumer wie Schumann im siebzehnten Jahrhundert. Wie viel man auch der Anpassungsfähigkeit eines Genies zutrauen mag, man muß doch wohl zugeben, daß ihr unüberwindliche Grenzen gesetzt sind. Und vor allem: jene, die nicht zum Zuge kommen, werden in den Annalen der Menschheit nirgends erwähnt. Wie wenige oder wie viele es sind, erfährt die Mit- und Nachwelt nie. Sie kennt nur jene, denen zum „guten Kopf“ auch die „Erbschaft“ zudedacht war, bei denen aufscheint, was *καίρός*, was „Gunst des Augenblicks“ bedeutet.

Wir haben uns die geschichtliche Stunde Beethovens, Hegels und Hölderlins in großen Zügen vergegenwärtigt. Wir haben uns, was schwieriger ist, ihr schöpferisches Vermögen verdeutlicht, die Weiträumigkeit ihrer Einbildungskraft, die Energie, die alle Momente mit höchster Intensität begabt und doch das mühevollen Geschäft der Synthesis nie aus den Augen verliert. Wie solche Kräfte in einer solchen geschichtlichen Stunde gedeihen und Unerhörtes zu leisten befähigt sind, das sollten wir nun wo nicht begreifen – das hieße zu viel verlangt – aber uns doch einigermaßen vorstellen können. Es sollte klar geworden sein, daß die Geburt um 1770 kein beliebiger Zufall ist, unsere Besinnung also, sei sie auch noch so lückenhaft, legitim.

VON

JOCHEN SCHMIDT

Als Student des Tübinger Stifts schreibt Hölderlin im Jahre 1793 an seinen Bruder<sup>1</sup>: „Ich liebe das Geschlecht der kommenden Jahrhunderte. Denn diß ist meine seeligste Hofnung, der Glaube, der mich stark erhält und tätig ... die Freiheit muß einmal kommen, und die Tugend wird besser gedeihen in der Freiheit heiligem erwärmenden Lichte, als unter der eiskalten Zone des Despotismus... Diß ist das heilige Ziel meiner Wünsche, und meiner Tätigkeit – diß, daß ich in unserm Zeitalter die Keime weke, die in einem künftigen reifen werden.“ Und zwei Jahre später, am 9. November 1795, an den Freund Johann Gottfried Ebel<sup>2</sup>: „Sie wissen, die Geister müssen überall sich mittheilen, wo nur ein lebendiger Othem sich regt, sich vereinigen mit allem, was nicht ausgestoßen werden muß, damit aus dieser Vereinigung, aus dieser unsichtbaren streitenden Kirche das große Kind der Zeit, der Tag aller Tage hervorgehe, den der Mann meiner Seele, (ein Apostel, den seine jezigen Nachbeter so wenig verstehen, als sich selber) *die Zukunft des Herrn* nennt.“

In immer neuen Gestalten entwirft der Dichter diese erhoffte höhere Zukunft. Hyperions Traum ist ein freies, in schöner Vollendung wie einst blühendes Griechenland – dafür kämpft er; Empedokles will die in verkrusteten Ordnungen eingeschlossenen Bürger seiner Stadt zum Durchbruch in ein neues, erfülltes Dasein führen – dafür opfert er sich; Hölderlins Oden, Elegien und Hymnen leben ganz aus der Spannung zwischen einer erlittenen und beklagten Gegenwart und einer vorausgeschauten idealen Zukunft. Weil er immer und überall nach diesem künftigen Schicksal für Deutschland Ausschau hält in seinen Gedichten, konnte er sie in einem Brief an seinen Verleger Wilmans vom Dezember 1803 „vaterländische Gesänge“ nennen – Gesänge nicht zur bieder-nationalen Feier des Gewordenen und Bestehenden, sondern Gedichte der Hoffnung und des Vorausdeutens auf eine bessere Zukunft. Wie sehr Hölderlin seine ‚vaterländischen Gesänge‘ gerade aus diesem Bezug zur Zukunft definiert, ist daraus zu sehen, daß er in demselben Brief an Wilmans dem „hohen und reinen Frohloken vaterländischer Gesänge“ nichts vergleichbar hält als

„*das Prophetische* der Messiade und einiger Oden“ Klopstocks<sup>3</sup>. Dem entspricht die besondere Auffassung vom Dichter als einem großen Vorzeitigen und Vorbereitenden. Er ist durch die Kraft seiner Ahnung und Sehnsucht ganz auf das Künftige bezogen. Sein kühner Geist fliegt – nach den Worten der Ode ‚Rousseau‘ – „wie Adler den Gewittern, weissagend seinen kommenden Göttern voraus“<sup>4</sup>.

Die „kommenden Götter“ – das ist bei Hölderlin nicht der seltsame Glaube an die Wiedergeburt mythologischer Gestalten, sondern der Glaube an eine höchste Erfüllung des menschlichen Lebens, an die Möglichkeit eines idealen Sinnhorizonts. Er steht mit diesem Glauben in seiner Zeit nicht allein. Der schwäbische Pietismus, in dessen Traditionen er geprägt worden ist, hatte seinen Chiliasmus; der deutsche Idealismus richtete den Blick mit fordernder Strenge auf die besseren Tage der künftigen Menschheit. Hölderlin, Hegel und Schelling, die Stiftsfreunde, hatten sich die lapidare Losung „Reich Gottes“ mit auf den Weg gegeben.

Wie schickt sich zu all dem Hölderlins Hinwendung zu Griechenland? Ist er nicht doch vielmehr, wie das neunzehnte Jahrhundert glaubte, der Werther Griechenlands, der sich in schwärmerischer Trauer um Hellas verzehrte? Unstreitig ist er von allen deutschen Dichtern derjenige, der am intensivsten die Griechen studiert hat. Schon das Abgangszeugnis des Tübinger Stifts vermerkt: „Philologiae, inprimis graecae ... assiduus cultor“, und sein letztes größeres Werk ist die 1804 erschienene Übersetzung des ‚Oedipus‘ und der ‚Antigone‘. Der ‚Hyperion‘ spielt auf neugriechischem Boden, aber in ständigem, verklärtem Hinschauen auf das antike Griechenland. Wer könnte nicht sofort Werk an Werk, Gedicht an Gedicht reihen: überall Griechenland – Empedokles, Pindar, Verse von der frühen ‚Hymne an den Genius Griechenlands‘ bis hin zum letzten hymnischen Entwurf, der den Titel ‚Griechenland‘ trägt. Schließlich eine ungewöhnliche humanistisch-philhellenische Bildung, die das gesamte Werk durchdringt und mit ihm eins geworden ist, während die Größten seiner Zeitgenossen nur zu einer schulmäßigen und emblemhaften Aufschmückungsmanier gefunden hatten. Sicher ist auch, daß im Rückblick auf Griechenland in Hölderlins Werk immer wieder der elegische Ton bestimmend hervortritt. Und doch ist dieses Zurückdenken an Griechenland kein steriler Kult des Vergangenen, sondern gerade umgekehrt ein Innewerden der geschichtlichen Chance: daß das menschliche Leben schon einmal eine höchste Vollendung gefunden hat und also seinem Wesen nach befähigt ist, künftig wieder zu solcher Vollendung zu gelangen. Nicht wie die Klassi-

<sup>1</sup> StA VI, Nr. 65, Z. 15–27.<sup>2</sup> StA VI, Nr. 106, Z. 48–54.<sup>3</sup> StA VI, Nr. 243, Z. 19 f.<sup>4</sup> StA II, S. 13, V. 37–39.



zisten meinten, durch Nachahmung der griechischen Kunstformen. Hölderlin sah in den Griechen die Verwirklichung eines naturverbundenen, schöpferischen Menschentums, dessen Kunst aus der lebendigen Totalität der vor jeder Selbstentfremdung bewahrten inneren Kräfte entsprungen ist. Nur in dieser Originalität wollte er die Griechen als Vorbild, nicht in der speziellen Ausprägung ihrer Kunstformen. Ausdrücklich wandte er sich deshalb gegen die von den Klassizisten vertretene Nachahmungslehre. Es sei „gefährlich“, so schreibt er in dem Brief an Böhlendorff vom 4. Dezember 1801, „sich die Kunstregeln einzig und allein von griechischer Vortrefflichkeit zu abstrahieren“<sup>5</sup>. Die auf die ersehnte Zukunft gerichtete Hymne ‘Germanien’ beginnt mit den Versen<sup>6</sup>:

*Nicht sie, die Seeligen, die erschienen sind,  
Die Götterbilder in dem alten Lande,  
Sie darf ich ja nicht rufen mehr...*

Die immer wiederkehrende Feier Griechenlands mündet ein in die drängend an die eigne Gegenwart, an Deutschland gerichtete Frage: „Wo ist dein Delos, wo dein Olympia...?“<sup>7</sup> Sie ist eine Aufforderung zu eigener höherer Zukunft, in eigenen Formen. Gerade in der späteren Zeit hat Hölderlin die Verschiedenheit deutscher und griechischer Eigenart immer schärfer herausgearbeitet, „das Nationelle, sofern es von dem Griechischen verschieden ist“, wie es in einem Brief vom 12. März 1804 an Seckendorf heißt<sup>8</sup>. In der Diskussion des 18. Jahrhunderts um Nachahmung oder schöpferisches Nacheifern im Verhältnis zu den Griechen stellte sich Hölderlin also deutlich auf die Seite Klopstocks und Herders, die sich gegen eine normative, ahistorische Geltung der Griechen gewandt hatten. Klopstock hatte epigrammatisch zugespitzt die Frage so beantwortet:

*Nachahmen soll ich nicht, und dennoch nennet  
Dein lautes Lob mir immer Griechenland?  
Wenn Genius in deiner Seele brennet,  
So ahm’ dem Griechen nach. Der Griech’ erfand.*

Nichts anderes meint Hölderlin, wenn er in seinem zweiten Brief an Böhlendorff schreibt<sup>9</sup>: „Mein Lieber! ich denke, daß wir die Dichter bis auf unsere Zeit nicht commentiren werden, sondern daß die Sangart überhaupt wird einen andern Charakter nehmen, und daß wir darum nicht aufkom-

men, weil wir, seit den Griechen, wieder anfangen, vaterländisch und natürlich, eigentlich originell zu singen.“ Das Hendiadyoin „vaterländisch und natürlich“ kehrt wieder im Brief an Wilmans vom 28. September 1803, in der Feststellung des Dichters, er könne jetzt „mehr aus dem Sinne der *Natur* und mehr des *Vaterlandes* schreiben“ als sonst<sup>10</sup>. Mit der schon entwickelten Bedeutung des Zukunftsweisenden, „Prophetischen“ vereinigt also der esoterische Terminus „vaterländische Gesänge“ die Vorstellung des Natürlich-Ursprünglichen. Beides bedingt sich: nur die „Natur“ hat Zukunft.

Wie hat Hölderlin sich nun die künftige Vollendung vorgestellt und wie hat er sich den Weg in diese Zukunft gedacht? In jüngster Zeit waren die Diskussionen über den Dichter auf diese Frage konzentriert. Hat Hölderlin geglaubt, der Zukunftstraum sei revolutionär zu verwirklichen? Und welches Verhältnis ergab sich daraus zur Französischen Revolution?

Es lassen sich klar zwei Phasen unterscheiden. Zunächst war Hölderlin ein begeisterter Anhänger der Französischen Revolution. Diese Periode völliger Zustimmung dauerte bis zum Anfang des Jahres 1793. Im Juni 1792, als der Ausgang des ersten Koalitionskrieges noch ungewiß ist, gilt seine Sympathie ganz den gegen die kaiserlich-österreichische Armee kämpfenden französischen Revolutionsheeren. Er schreibt an die Schwester<sup>11</sup>: „Glaube mir, liebe Schwester, wir kriegen schlimme Zeit, wenn die Oesterreicher gewinnen. Der Misbrauch fürstlicher Gewalt wird schrecklich werden. Glaube das mir! und bete für die Franzosen, die Verfechter der menschlichen Rechte.“ Als die Franzosen im Herbst 1792, überall siegreich, der schwäbischen Heimat näherrücken, sucht er die Mutter über die drohende Kriegsgefahr mit diesen Worten zu beruhigen<sup>12</sup>: „... es ist keine Unmöglichkeit, daß sich Veränderungen auch bei uns zutragen. Aber gottlob! wir sind nicht unter denen, denen man angemessene Rechte abnehmen, die man wegen begangener Gewaltthätigkeit u. Bedrückung strafen könnte. Überall, wohin sich noch in Deutschland der Krieg zog, hat der gute Bürger wenig oder gar nichts verloren, u. viel, viel gewonnen.“ Die Beseitigung fürstlicher Willkür, wie sie das ganze Land unter der Herrschaft Herzog Carl Eugens erdulden mußte, und die Durchsetzung der Menschenrechte liegen ihm am Herzen. Deshalb begeistert er sich für die Französische Revolution.

Sobald aber die Jakobiner selbst eine Schreckensherrschaft errichteten und die Menschenrechte mißachteten – und dies taten sie nach Hölderlins

<sup>5</sup> StA VI, Nr. 236, Z. 30–32.

<sup>6</sup> StA II, S. 149, V. 1–3.

<sup>7</sup> StA II, S. 5, V. 57.

<sup>8</sup> StA VI, Nr. 244, Z. 25.

<sup>9</sup> StA VI, Nr. 240, Z. 48–52.

<sup>10</sup> StA VI, Nr. 241, Z. 21 f.

<sup>11</sup> StA VI, Nr. 51, Z. 20–23.

<sup>12</sup> StA VI, Nr. 55, Z. 19–25.



Meinung – wandte er sich von ihnen ab. Er gebraucht die Bezeichnung „Tyran“ und „Volksschänder“ nun nicht nur für die absolutistischen Fürsten, sondern auch für die Jakobiner. Nach der Ermordung Marats durch Charlotte Corday am 13. Juli 1793 schreibt er an den Bruder<sup>13</sup>: „Daß Marat, der schändliche Tyrann, ermordet ist, wirst Du nun auch wissen. Die heilige Nemesis wird auch den übrigen Volksschändern zu seiner Zeit den Lohn ihrer niedrigen Ränke und unmenschlichen Entwürfe angedeihen lassen.“ Die Qualifikation „niedrig“ gebraucht Hölderlin im selben Brief noch ein weiteres Mal für die Jakobiner: er nennt Brissot, den Vertreter der gemäßigten Girondisten, der von den Jakobinern hingerichtet werden sollte, einen „guten Patrioten“ und ein „Opfer seiner niedrigen Feinde“<sup>14</sup>. Das Schicksal der Girondisten insgesamt berührt ihn tief<sup>15</sup>: „... das Schicksal dieser Männer macht mich oft bitter.“ Schließlich urteilt er in einem Brief an den Bruder vom 21. August 1794<sup>16</sup>: „Daß Robespierre den Kopf lassen mußte, scheint mir gerecht, und vielleicht von guten Folgen zu sein. Laß erst die beiden Engel, die Menschlichkeit und den Frieden, kommen, was die Sache der Menschheit ist, gedeihet dann gewis!“

Im gleichen Brief aber weist er auch auf die nun von der Reaktion drohende Gefahr hin und warnt davor, sich „von den Thoren oder Bösewichtern irre machen zu lassen, die unter dem Namen der Freigeisterei und des Freiheitsschwinds einen denkenden Geist, ein Wesen, das seine Würde und seine Rechte in der Person der Menschheit fühlt, verdammen möchten oder lächerlich machen...“<sup>17</sup> Hölderlin lehnt also die Jakobinerherrschaft ab, ebenso aber alle restaurativen Tendenzen<sup>18</sup>. An den Idealen der Revolution von 1789 und an der Notwendigkeit einer Revolution hält er fest.

Sein Roman 'Hyperion' nimmt diese Problematik noch einmal auf, um sie systematisch zu reflektieren. In der leicht durchschaubaren dichterischen Einkleidung des Werkes entspricht der Freiheitskampf der Griechen im Jahre 1770 dem Geschehen, das Hölderlin selbst miterlebt hatte. Wie die Französische Revolution in seinen Augen durch die Schreckensherrschaft der Jakobiner gescheitert war, weil sie anstatt der Freiheit nur neue Unterdrückung und Willkür brachte, so läßt er den von dem Freundespaar Hyperion und Alabanda geführten Freiheitskampf der Griechen an den eigenen Unzulänglichkeiten scheitern.

<sup>13</sup> StA VI, Nr. 61, Z. 1–4.

<sup>15</sup> StA VI, Nr. 67, Z. 31 f.

<sup>17</sup> StA VI, Nr. 86, Z. 31–35.

<sup>18</sup> Darauf hat besonders Paul Böckmann hingewiesen (Die Französische Revolution und die Idee der ästhetischen Erziehung in Hölderlins Dichten. In: Der Dichter und seine Zeit – Politik im Spiegel der Literatur. Heidelberg 1970, S. 83–112, bes. S. 87).

<sup>14</sup> StA VI, Nr. 61, Z. 5 f.

<sup>16</sup> StA VI, Nr. 86, Z. 70–73.

Von Anfang an wird im 'Hyperion' die enthusiastische Tatbereitschaft des heroisch-revolutionären Freundespaars zwar als reiner und notwendiger Ausdruck großer Seelen gefeiert, aber doch vom Ansatz her als vergeblich und verhängnisvoll dargestellt. Eine neue Stufe des Nachdenkens über die Revolution wird erkennbar: Skepsis gegen den Sinn der immer aufs Einzelne gehenden Tat, gegen das Prinzip der Gewalt überhaupt. Bisher hatte Hölderlin der Idee der Gewalt, dem Plan eines Befreiungskrieges durchaus positiv gegenübergestanden, und so zieht auch Hyperion mit dem alten Wort vom „gerechten Krieg“<sup>19</sup> in den Kampf. Aber nun wird scharf herausgearbeitet, wie Gewalt und Krieg ihre Eigengesetzlichkeit entfalten und das ideale Ziel nur noch weiter in die Ferne rückt. Der desillusionierende Erfahrungsgang, den Hyperion gehen muß, ist Hölderlins innerer Erfahrungsweg in den Jahren der Französischen Revolution.

Diotima, die menschliche Verkörperung des für das gesamte Volk erstrebten freien, harmonischen und schön-vollendeten Idealzustands, warnt von Anfang an<sup>20</sup>: „O ihr Gewaltsamen! rief sie endlich, die ihr so schnell zum Äußersten seyd, denkt an die Nemesis!“ ... „Du wirst erobern, rief Diotima, und vergessen, wofür? wirst, wenn es hoch kommt, einen Freistaat dir erzwingen und dann sagen, wofür hab' ich gebaut? ach! es wird verzehrt seyn, all' das schöne Leben, das daselbst sich regen sollte...“<sup>21</sup>

Nach dem Zusammenbruch des mit so großen Hoffnungen begonnenen Freiheitskampfes klagt sich Hyperion an<sup>22</sup>: „Es ist aus, Diotima! unsre Leute haben geplündert, gemordet, ohne Unterschied, auch unsre Brüder sind erschlagen... Nun kann ich hingehn und von meiner guten Sache predigen... Aber ich habs auch klug gemacht. Ich habe meine Leute gekannt. In der That! es war ein außerordentlich Project, durch eine Räuberbande mein Elysium zu pflanzen. Nein! bei der heiligen Nemesis! mir ist recht geschehn...“ Wieder also der Begriff der Nemesis, der strafenden Gerechtigkeit, wie in Diotimas warnenden Worten: „denkt an die Nemesis!“ Es ist keine zufällige Parallele, daß Hölderlin dieses Wirken der Nemesis, auf das hier so viel ankommt, auch schon in dem zitierten Brief bei Marats Ermordung zu erkennen glaubt.

Was aber setzt Hölderlin-Hyperion nach diesem Scheitern an die Stelle der Tat, um die Revolution zu verwirklichen und die menschliche Gesellschaft dem idealen Zustand näherzubringen? Der Schluß des Romans deutet nur an: Hyperion wird dichterischer Eremit, um im ständigen Innewerden der All-Natur erneuernd und erziehend auf die Menschen ein-

<sup>19</sup> StA III, S. 97, 9, 2.

<sup>21</sup> StA III, S. 96, 9, 7–10.

<sup>20</sup> StA III, S. 96, 8, 4–6.

<sup>22</sup> StA III, S. 117, 45, 7–17.

zuwirken (Diotimas Vermächtnis an ihn lautet: „die dichterischen Tage keimen dir schon“<sup>23</sup>). Nur scheinbar dissonant ist deshalb gerade in dieses Ende die bekannte Scheltrede auf die Deutschen eingefügt, mitten in die Feier der heilenden, begeisternden und erneuernden Kräfte der Natur. Denn die Gesellschaft, wie Hölderlin sie bei den Deutschen seiner Zeit vorfindet, wird beschrieben als ein Zusammenleben ohne Gemeinsamkeit und ohne Sinn, als ein in tausend Einzelheiten zerstreutes, orientierungsloses Spezialistentum. Als blindwütiges Werken wird dieses Spezialistentum zum heillosen Selbstzweck, in dem der Einzelne abstirbt. Was Hölderlin „Natur“ nennt, ist demgegenüber – in vorsokratisch-kosmologischer Begrifflichkeit – das harmonische Ganze, mit dem Wort des Heraklit „das Eine in sich selbst Unterschiedne“, ein Zusammenklang im Wechsel all der verschiedenen Einzeltöne. Indem der Dichter dieses tieferen Weltsinnes, den er Natur nennt, innewird und ihn verkündet, hofft er das Widersinnige und Disparate der Menschengesellschaft, das er am besonderen Beispiel der Deutschen demonstriert, aufzuheben und zur Vollendung einer schöneren Zukunft beizutragen. In diesen geistigen Raum gehört Hölderlins eigenes Dichten ganz entschieden seit dem Abschluß des ‚Hyperion‘ im Jahre 1799. Nicht umsonst ist dieses Jahr einer gründlichen, auch theoretischen Besinnung auf den Dichterberuf gewidmet.

Doch ist Hölderlin niemals soweit gegangen, neben dem besondern dichterischen Bereich den der Tat auszuschließen. Die Tat und das sogenannte „Politische“ werden nur immer mehr ihrer Autonomie beraubt, nachdem die Erfahrungen einer zu sehr vom Politischen allein ausgehenden Revolution so enttäuschend waren und in eine Sackgasse geführt hatten.

Zunächst aber sollte neben dem *Dichtertum* und der *Tat* ein dritter Weg in die Zukunft durch das Schicksal des Empedokles dargestellt werden – des Empedokles, der nach einer Bemerkung Hölderlins „zum Dichter geboren“ scheint, weil er so entschieden „auf ein Ganzes blickt“<sup>24</sup>. Dieser dritte Weg ist das *Opfer*. In der theoretischen Schrift ‚Grund zum Empedokles‘ wirft Hölderlin die Frage auf, ob eine Zeit, die so mächtig in Gegensätze zerfallen und zerrissen ist wie die des Empedokles – wir dürfen hinzufügen: und wie seine eigene – eher durch Gesang oder durch Tat oder durch ein großes Opfer geheilt werden könne<sup>25</sup>. Der Dichter, so legt er im Einzelnen dar, lebe selbst in der Stimmung der höheren Harmonie und müsse durch den freien Ausdruck derselben diese eigene Stimmung zur

<sup>23</sup> StA III, S. 149, 104, 12 f.

<sup>24</sup> StA IV, S. 156, 1–7.

<sup>25</sup> Hierzu und zum Folgenden: StA IV, S. 156, 13–157, 13.

„allgemeineren Stimmung“ machen, „die zugleich die Bestimmung seines Volks“ ist. Aber dies sei nur möglich, wenn die Gegensätze und die Zerrissenheit noch nicht derart extrem sind, daß der so ganz anders gestimmte Gesang nichts mehr anzurühren vermag und nicht mehr vernommen wird. Eben in dieser extremen Verfassung aber habe sich die Zeit des Empedokles befunden, und deshalb habe der eigentlich zum Dichter geborene Empedokles ihr nicht dichterisch helfen können. Von der Tat heißt es, sie wirke und helfe zwar unmittelbar, aber immer nur einseitig. Sie erscheint deshalb zur harmonischen Vollendung der in Einzelheiten und Stückwerk zerfallenen Welt nicht nur untauglich, sondern droht sogar im Sinne heillosen Stückwerks weiter zu wirken.

Im Opfer dagegen versucht nun Hölderlin die große Synthese zu entwerfen. In *einer* großen Existenz sollten sich alle Gegensätze dichterisch vereinigen und in dieser Vereinigung sollte die Idee der Versöhnung beispielhaft sichtbar werden. Der große Einzelne sollte sich dann aber opfern, damit sich das Allgemeine nicht im Individuum verlore. Hier stößt der Idealismus des Dichters an seine Grenze; an der hyperbolischen Realitätsferne dieser Konzeption mußte das Drama scheitern.

Im vollen Bewußtsein der Problematik des Dichtertums, wie er sie im ‚Grund zum Empedokles‘ im Hinblick auf die extreme Zerfallenheit der Zeit entwickelt hatte, sind die großen Dichtungen nach 1800 geschrieben. Gemeinschaft und Fest, Versöhnung und Friede sind Hölderlins immer wiederkehrende Grundvorstellungen für die schönere Zukunft. Den geschichtlichen Raum, wo so große Hoffnungen Ereignis werden sollten, nennt er „Hesperien“. Er meint damit das Land diesseits der Alpen, das nun seiner Meinung nach in dem ost-westlichen – vom Orient über Griechenland und Italien verlaufenden Strom geschichtlicher Erfüllung an der Reihe ist. Er findet dafür das Bild des Adlers, der vom Indus her über die Gipfel Griechenlands und über das Kapitol geflogen ist und sich nun über die Alpen schwingt. Im besonderen aber nennt er nun immer mehr Deutschland als ‚Raum der Erfüllung. Hierzu sei nur an die Oden ‚Gesang des Deutschen‘ und ‚An die Deutschen‘ sowie an die Hymne ‚Germanien‘ erinnert.

Man kann sagen, daß die Enttäuschung über den weiteren Verlauf der Französischen *Revolution* eine verstärkte Hinwendung zu Deutschland als einem Feld der *Evolution* bewirkte. Dafür wie überhaupt für die weitreichende Wende nach den Pariser Ereignissen gibt es ein wichtiges, in der bisherigen Diskussion zu wenig beachtetes Zeugnis: Hölderlins Brief an den Freund Ebel vom 10. Januar 1797. Ebel hatte in Paris aus nächster Nähe und voller Hoffnung das Revolutionsgeschehen beobachtet, sich dann

aber enttäuscht abgewandt. Hölderlin schreibt ihm<sup>26</sup>: „Es ist herrlich, lieber Ebel! so getäuscht und so gekränkt zu seyn, wie Sie es sind. Es ist nicht Jedermanns Sache, für Wahrheit und Gerechtigkeit sich so zu interessiren, daß man auch da sie siehet, wo sie nicht ist, und wenn der beobachtende Verstand vom Herzen so bestochen wird, so darf man wohl sich sagen, daß das Herz zu edel sei für sein Jahrhundert. Es ist fast nicht möglich, unverhüllt die schmutzige Wirklichkeit zu sehen, ohne selbst darüber zu erkranken...“ Deutlich also werden die Ideale der Revolution und die „schmutzige Wirklichkeit“ unterschieden. Und dann folgt eine Wendung von Frankreich nach Deutschland – wobei aber jedes pervertiert-nationalistische Pathos fehlt und eigentlich nur der Ton der Hoffnung zu vernehmen ist. Hölderlin fährt fort<sup>27</sup>: „Ich glaube an eine *künftige Revolution der Gesinnungen und Vorstellungsarten*, die alles bisherige schamroth machen wird. Und dazu kann Deutschland vielleicht sehr viel beitragen. Je stiller ein Staat aufwächst, um so herrlicher wird er, wenn er zur Reife kömmt. Deutschland ist still, bescheiden, es wird viel gedacht, viel gearbeitet, und große Bewegungen sind in den Herzen der Jugend... Sie sagen es selbst, Lieber! man solle von nun an dem Vaterlande leben. Werden Sie es bald thun? Kommen Sie! Kommen Sie hieher! Ich begreife Sie nicht, wenn Sie nicht hieher kommen. *Sie sind ein armer Mann in Paris.*“ Dieser letzte Satz läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig<sup>28</sup>.

Ganz auf den neuen Ton gestimmt sind die schon genannten Oden ‘Gesang des Deutschen’, ‘An die Deutschen’, und die Hymne ‘Germanien’. Diese Gedichte bringen das naturhafte „Wachsen“ und „Reifen“, das der Brief als Aufgabe für Deutschland bestimmt, groß ins Wort. Wie der Kontext des Briefes die „Revolution“ der Gesinnungen und Vorstellungsarten deutlich als von innen her, aus der „Stille“ kommende organische Evolution kennzeichnet, so sprechen auch die Deutschlandgedichte von wachstümlicher Entfaltung. Daß dies kein Preis des Fatal-langsamens ist, zeigt

<sup>26</sup> StA VI, Nr. 132, Z. 8–14.

<sup>27</sup> StA VI, Nr. 132, Z. 45–60.

<sup>28</sup> Es scheint nicht unwichtig, hier auf ein naheliegendes Mißverständnis hinzuweisen: daß sich Ebels Enttäuschung und Hölderlins Echo nur auf die reaktionäre Entwicklung nach der Schreckensherrschaft, auf die Zeit also seit Juli 1794 beziehe. Diese Interpretation wird schon durch die zitierten positiven Stellungnahmen Hölderlins zum Untergang der jakobinischen Führer widerlegt. Seine Enttäuschung gilt der *gesamten* historischen Entwicklung, der Jakobinerherrschaft *und* der darauffolgenden Reaktion. Beides ist für ihn eine dialektische Einheit. Eben um dieser Dialektik zu entrinne, in der die revolutionäre Gewalt nur von neuem zu einer „ehernbürgerlichen Gesellschaft“ führt, fordert er an Stelle der gescheiterten Gewalttat eine „künftige Revolution der Gesinnungen und Vorstellungsarten“.

die immer wieder gerade in diesen Gedichten betonte Ungeduld mit dem Zaudern und Säumen, mit der Schwerfälligkeit der Landsleute. „Tatenarm und gedankenvoll“ zu sein – darin erblickt Hölderlin eine spezifisch deutsche Gefahr. Eine Verhöhnung der dichterischen Intention aber war es, wenn der Faschismus die Deutschlandgedichte zur Rechtfertigung nationalistischer Gewalttätigkeit zu degradieren versuchte. Nirgends kann die Absage an Gewalt und Egoismus klarer sein als am Ende der Hymne ‘Germanien’: sie drückt die Hoffnung aus, „Germanien“ werde „wehrlos Rat“ geben.

Daß diese Wendung nach innen keinen Verzicht auf die Schaffung neuer, besserer Wirklichkeit bedeutet, nicht Abwanderung in eine sterile und sich selbst genügende Innerlichkeit, macht schon die Kritik am „tatenarmen“ Dasein deutlich. Hölderlin spricht durchaus wieder von der „Tat“, aber es ist nicht mehr die unvermittelte, isolierte Tat, die jederzeit in schlechte Gewalt umzuschlagen droht. Nicht Tat, die in ihrer notwendigen Einseitigkeit das Ziel verfehlt, sondern *Tat* im organischen Zusammenhang mit dem entsprechenden *Bewußtsein*, mit der „Revolution der Gesinnungen und Vorstellungsarten“, wie es in dem Brief an Ebel heißt. Für ihn bringt also nicht die Veränderung des gesellschaftlichen Seins (im engeren politisch-ökonomischen Sinn) ein neues Bewußtsein hervor, wie der Marxismus lehrt und wie man neuerdings auch Hölderlin geglaubt hat interpretieren zu müssen, sondern umgekehrt: aus einem veränderten Bewußtsein – hier liegt die Aufgabe des Dichters – entspringt nach seinem Glauben ein neues gesellschaftliches Sein. Hoffnung, Ungeduld, geistiges Werden und vollendendes Handeln, all das liegt in der Frage<sup>29</sup>:

*Aber kommt, wie der Stral aus dem Gewölke kommt,  
Aus Gedanken vielleicht, geistig und reif die That?  
Folgt die Frucht, wie des Haines  
Dunklem Blatte, der stillen Schrift?*

Es gibt ein geschichtliches Ereignis, auf das Hölderlin alles konzentrierte, was er an Hoffnung und Zukunftsglauben hatte. Dies ist der am 9. Februar 1801 unterzeichnete Friede von Lunéville. Hölderlins berühmte und umstrittene Hymne ‘Friedensfeier’ ist bekanntlich aus dem Erlebnis dieses Friedensschlusses als ein Ausdruck der von ihm geweckten höchsten Erwartungen entstanden – ein wahrhaftes *carmen saeculare*. Hier nur soviel: die ‘Friedensfeier’ ist Hölderlins konsequentester Entwurf der Zukunft. Er läßt die Geschichte am Ende einer großen Evolution, eines gewaltigen

<sup>29</sup> ‘An die Deutschen’, StA II, S. 9, V. 5–8.

Reifeprozesses, im Zustand der umfassenden Einheit alles Seienden gipfeln. Diese allumfassende Einheit entspricht dem Naturbegriff Hölderlins. Aber nun, im höchsten Moment, den der Dichter als den „allversammelnden Festtag“ in mythischen Bildern feiert, handelt es sich nicht mehr um eine bloß naive, naturgegebene Einheit, sondern um eine aus einem höchsten Bewußtsein verwirklichte Versöhnung, die in der Form des Friedens vollzogen wird. Der Weltgeist kommt als Geist des Ganzen zu sich selbst. Alles Einzelne wird in diesem höchsten Moment aus der geschichtlichen Verlorenheit erst in seine eigentliche Identität eingesetzt, indem es sich aus dem nunmehr eröffneten Horizont des Ganzen vollkommen bestimmen kann und seiner selbst bewußt wird.

Die eschatologische Spannung, die in der Hymne liegt, wird schon in den gleichzeitigen brieflichen Zeugnissen zum Frieden von Lunéville deutlich. Zu Anfang des Jahres 1801 schreibt Hölderlin dem Bruder die vielzitierten Zeilen<sup>30</sup>: „... nimm zum Abschiede die stille, aber unaussprechliche Freude meines Herzens in Dein Herz – und laß sie dauern, bis sie nicht mehr so die einsame Freude von Freund und Bruder ist – Du fragst mich welche? Diese, theure Seele! daß unsere Zeit nahe ist, daß uns der Friede, der jezt im Werden ist, gerade das bringen wird, was er und nur er bringen konnte; denn er wird vieles bringen, was viele hoffen, aber er wird auch bringen, was wenige ahnden. Nicht daß irgend eine Form, irgend eine Meinung und Behauptung siegen wird, diß dünkt mir nicht die wesentlichste seiner Gaaben. Aber daß der Egoismus in allen seinen Gestalten sich beugen wird unter die heilige Herrschaft der Liebe und Güte, daß Gemeingeist über alles in allem gehen, und daß das deutsche Herz in solchem Klima, unter dem Seegen dieses neuen Friedens erst recht aufgehen, und geräuschlos, wie die wachsende Natur, seine geheimen weitreichenden Kräfte entfalten wird, diß mein ich, diß seh' und glaub' ich...“ Unverkennbar ist die Nähe dieser Zeilen zu dem doch um drei Jahre früher geschriebenen Brief an Ebel. Kurze Zeit nach dem Abschluß des Friedens von Lunéville, dessen Werden er hier mit so großen Hoffnungen sieht, schreibt Hölderlin an Landauer<sup>31</sup>: „Ich denke, mit Krieg und Revolution hört auch jener moralische Boreas, der Geist des Neides auf, und eine schönere Geselligkeit, als nur die ehernbürgerliche mag reifen!“ Der „Geist des Neides“ ist der Geist des Zwists und der Trennung. Er wirkt dem Ideal der All-Einheit und des versöhnenden Friedens entgegen. Daß hier die Revolution ebenso negativ wie der Krieg gewertet wird, beleuchtet noch einmal scharf die Ablehnung der nach Hölderlins Überzeugung den

<sup>30</sup> StA VI, Nr. 222, Z. 17–32.

<sup>31</sup> StA VI, Nr. 229, Z. 57–59.

ursprünglichen Idealen entfremdeten und immer mehr zur bloßen Gewalttat degenerierten Revolution.

Und doch wendet sich Hölderlin ganz am Ende, unmittelbar vor dem Ausbruch des Wahnsinns, noch einmal der Verwirklichung der Zukunft durch Revolution zu; er gelangt dabei zu einer neuen Konzeption, die allerdings schon vorgeformt ist in der Abhandlung 'Das Werden im Vergehen', mit der die Arbeit am 'Empedokles' endgültig abbricht. In den 'Anmerkungen zur Antigona' legt der Dichter die Tragödie des Sophokles als Revolutionsdrama aus, indem er die Auflehnung der Heldin gegen das Edikt des Kreon und ihre Berufung auf die ungeschriebenen Gesetze des Herzens zu einer dämonischen Ergriffenheit umdeutet. Aus dieser Ergriffenheit stößt sie das zur Tyrannei erstarrte Staatswesen in den Umsturz. „Die Art des Hergangs in der Antigona“, so heißt es<sup>32</sup>, „ist die bei einem Aufruhr, wo es, so fern es vaterländische Sache ist, darauf ankommt, daß jedes, als von unendlicher Umkehr ergriffen, und erschüttert, in unendlicher Form sich fühlt, in der es erschüttert ist. Denn *vaterländische Umkehr ist die Umkehr aller Vorstellungsarten und Formen.*“

Hölderlin ist wohl der einzige Dichter, der für das Wort „Revolution“ mit definitorischer Entschiedenheit ein eigenes deutsches Wort geprägt hat: „Umkehr“. Und wenn er sagt, vaterländische Umkehr sei die „Umkehr aller Vorstellungsarten und Formen“, so deutet er damit auf eine schlechthin totale Revolution, einen Revolutionssturm, der das Innen, die „Vorstellungsarten“, ebenso wie das Außen, die institutionellen „Formen“, ergreift und ändert. „Vaterland“ und „vaterländisch“ sind Synonyme für die Totalität und haben nur wenig mit dem gewöhnlichen Verständnis dieser Worte gemein.

Das revolutionäre Einschmelzen aller bestehenden, also „endlichen“ Formen faßt Hölderlin sehr abstrakt und mit paradoxer Schärfe als ein Überführen in „unendliche Form“, und er gipfelt in der Feststellung, daß in diesem revolutionären Augenblick alles „von einer Geistesgewalt der Zeit“ gezwungen werde, „gegenwärtig zu seyn, in unendlicher Form, der religiösen, politischen und moralischen seines Vaterlands“<sup>33</sup>. Der politische Bereich steht also nicht isoliert; die echte Umkehr kann nur total und gleichzeitig in allen Bereichen geschehen, zu denen besonders der „religiöse“ und der „moralische“, d. h. nach dem Sprachgebrauch des 18. Jahrhunderts: der geistige gehört. Die Gleichzeitigkeit des Geschehens vor allem ist neu. Auf dieser späten Stufe kennt Hölderlin nicht mehr die Unterscheidung von Bewußtsein und Sein, beides fällt in der Simultanei-

<sup>32</sup> StA V, S. 271, 1–5.

<sup>33</sup> StA V, S. 271, 14–16.

VON

ULRICH HÖTZER

### Meine Damen und Herrn!

Dichterjubiläen sind meist wie Klassentreffen ehemaliger Mitschüler: Begegnungen, die nicht immer einem spontanen Wunsch entspringen, sondern durch kalendarische Zufälle veranlaßt werden, Gewohnheitsrituale, die man in der Maske des zustimmenden Biedermanns absolviert, weil das gemeinsam durchlittene Abitur eben zehn Jahre zurückliegt, weil ein Dichter vor zweihundert Jahren geboren ist. Man sieht sich nach langer Zeit wieder, aber die alte Vertrautheit ist dahin. Auf der Grundlage einer veränderten Lebenserfahrung, auf der Grundlage einer veränderten Lebenshaltung hat man sich nur noch wenig zu sagen, und so suhlt man sich in den trüben Gewässern einer versickernden Gemeinsamkeit, wenn man

\* Diesen Vortrag habe ich während des Jahres 1970 mehrfach gehalten: Zum ersten Mal im Rahmen der offiziellen Veranstaltungen zum 200. Geburtstag Hölderlins am 22. März in Nürtingen, außerdem an der Volkshochschule Korntal (11. April), vor einer studentischen Gruppe der PH Weingarten (6. Juni), an der PH Ludwigsburg (7. Juli), an der Volkshochschule Waiblingen (26. Oktober) und vor Abiturienten und ehemaligen Schülern Stuttgarter Gymnasien in einer Veranstaltung, zu der das Ev. Mörike-Gymnasium Stuttgart eingeladen hatte (27. Oktober).

Ganz bewußt habe ich die Darstellung auf ein literaturwissenschaftlich nicht vorgebildetes Auditorium abgestimmt. Erfahrungen und Kritik bei den einzelnen Veranstaltungen haben mich zu ständigem Ändern veranlaßt. Die vorgelegte Fassung ist, vor allem in ihrem Einleitungsteil, für die Veranstaltung mit Stuttgarter Abiturienten geschrieben worden. Einige Hinweise auf das hermeneutische Verfahren, das ich zu realisieren versuchte, habe ich für diese Veröffentlichung eingefügt. Anregungen dazu verdanke ich Hans Robert Jauß, Literaturgeschichte als Provokation, Edition Suhrkamp 418, insbesondere S. 144–207, und Ulrich Gaiers Vortrag Über die Möglichkeit, Hölderlin zu verstehen während des Kolloquiums der Deutschen Forschungsgemeinschaft über Probleme der Hölderlin-Forschung im Schiller-Nationalmuseum Marbach a. N. vom 19. bis 21. November 1970 (noch unveröffentlicht).

Den besonderen Charakter der Veranstaltung, das Zusammenwirken von Rezitation, musikalischer Deutung und wissenschaftlicher Analyse bei dem Versuch, außerhalb der Reihe der Forschungsreferate einem weiten Kreis von literarisch interessierten Laien aus den Bedingungen ihrer Zeit heraus Hölderlins Werk zu erschließen, kann die Veröffentlichung des deutenden Textes nur unvollkommen wiedergeben.

tät des Geschehens zusammen – eines Geschehens, das kein besonderes handelndes oder erkennendes Subjekt mehr aufweist, sondern schicksalhaft von der „Zeit“ umgriffen und deshalb im revolutionären Umschlag zwischen Vergehen und Werden „nichts als Zeit“ ist.

Das Totale, Allumfassende – allerdings ohne diese letzte Konsequenz, in der es keine subjektive Intention mehr geben kann – formuliert schon Empedokles in seinem Revolutionsaufruf an die Agrigentiner, indem er sie zur Überwindung alles (um mit Hegel zu sprechen) „Positiven“ auffordert<sup>34</sup>:

*So wagtst! was ihr geerbt, was ihr erworben,  
Was euch der Väter Mund erzählt, gelehrt,  
Gesez und Brauch, der alten Götter Nahmen,  
Vergeßt es kühn, und hebt, wie Neugeborne,  
Die Augen auf zur göttlichen Natur.*

Der revolutionäre Weg in die Zukunft ist demnach ebenso wie der evolutionäre, den die auf das organisch-naturhafte Wachsen konzentrierten Deutschland-Gedichte und die entsprechenden Briefe vorzeichnen, von der Idee der Totalität bestimmt. Es ist die Totalität, die Hölderlin in seiner Dichtung immer wieder mythisch „Äther“ nennt, die er in der alles umschließenden Lebenskraft und „stillen“ Tiefe des Archipelagus verherrlicht, und die er in der 'Friedensfeier' mehr ahnend als schauend als „Fürsten des Fests“ begrüßt. Und auch in den 'Anmerkungen zur Antigonä' weiß er die Worte über die vaterländische allumfassende Umkehr, eben weil ihr Allumfassendes ihm als das Höchste gilt, nicht besser zu erläutern als durch die Beifügung des Kultrufs *προφανηθι θεος*: „erscheine, Gott!“ – er tut es im vollen Ernst einer längst entmythologisierten Geistigkeit.

<sup>34</sup> StA IV, S. 65, V. 1537–1541.

nicht die Anstrengung des Suchens, Prüfens, die Anstrengung einer neuen Begegnung unter völlig veränderten Bedingungen auf sich nimmt. Und damit bin ich beim Thema: 'Friedrich Hölderlin. Deutung aus heutiger Sicht'. Die Gefahr ist groß, für mich selbst am allermeisten, es beim imaginären Händeschütteln und Schulterklopfen zu belassen, bei plumpen Gesten einer Vertrautheit aus früherer Zeit. Man könnte z. B. in den verstaubt bereit liegenden Formelschatz seiner eigenen, längst vergilbenden Dissertation über Hölderlin greifen: „priesterlicher Mittler zwischen Göttern und Menschen“, „Künder des bevorstehenden Fests“. Solche Wendungen haben einmal bedrängende Erfahrungen gefaßt. Heute sind sie nur noch Wegzeiger eines längst historisch gewordenen Hölderlinverständnisses. Allenfalls rufen sie bei dem, der sie einmal geprägt hat, persönliche Erinnerungen an jene vergangene Zeit wach. Und gerade dies ist überaus gefährlich, denn Erinnerungen lenken von der Gegenwart ab. Ich glaube, wir sind uns gar nicht bewußt, wie sehr Erinnerungen an Augenblicke der Beschäftigung mit Literatur das Textverständnis mit wachsender historischer Distanz von diesem Umgang prägen und dadurch trüben. Umgang mit Literatur, auch wissenschaftlicher Umgang, vollzieht sich ja nie im keimfreien Raum außerhalb der gesellschaftlichen und persönlichen Erfahrungen. Den Werken, mit denen wir uns einmal beschäftigt haben, haftet aus unserer Sicht immer ein zufälliger Rest jener Erfahrungen an, und so drohen sie mehr und mehr zum Vehikel von Erinnerungen und Assoziationen zu werden. Nicht in diesen Dämmerdunst zu versinken, ihn vielmehr zu vertreiben, das ist der Sinn meiner erneuten Beschäftigung mit Hölderlins Lebenswerk. Ich möchte, ganz unmittelbar auf mich bezogen, seine Dichtung von trübenden Erinnerungsschichten befreien: Kritische Renovierung meines eigenen patinierten Hölderlinbildes. Und ich lasse Sie an diesem Vorgang teilhaben.

Ich vollziehe diese Neuorientierung meines Verstehens bewußt aus der Perspektive des Jahres 1970, d. h. aus einem Bewußtsein, das geprägt ist durch die Bedingungen dieser unserer Zeit. Und ich vollziehe diese Neuorientierung meines Verstehens mit Hilfe eines literarischen Wahrnehmungsvermögens, das sich durch die Lektüre zeitgenössischer Schriftsteller wesentlich verändert hat gegenüber meinem literarischen Wahrnehmungsvermögen vor zwanzig Jahren. Es gibt für mich kaum Interessanteres als solchen retrospektiven Umgang mit Literatur. Ein seit langem vertrautes Werk zeigt sich mir plötzlich fremd, ist für mich neu, weil ich es mit verändertem Bewußtsein aufnehme. Ich selbst bin ja durch das Bewußtmachen neuer Erfahrungen, auch durch das Entwickeln neuer Aufnahmemöglichkeiten im Umgang mit zeitgenössischer Literatur, d. h. durch die Ver-

änderung meines „Resonanzraums“ ein anderer geworden, und so muß ich den fremd gewordenen Text in meinen veränderten Verstehenshorizont hereinholen. Dabei entdecke ich aufhellende Analogien zwischen bestimmten Sinnmöglichkeiten des Werks und meiner neuen Situation, provozierende Bezugspunkte: andere Sinnkonturen. Dies nenne ich „aktualisierendes Verstehen“. Ich frage mich allerdings, ob diese Bezeichnung nicht eine Begriffsaufschwellung, eine Tautologie, ist, denn ich kann mir kein anderes Verstehen denken als das auf ganz bestimmte Standortbedingungen bezogene. Demnach wäre „Verstehen“ ein nie endender Aneignungsprozess: Durch die ständig wechselnde Perspektive wird ja immer nur ein Teil der Sinnmöglichkeiten eines Werks wahrgenommen. Dem Aufnehmenden erscheint nun bei späterer Wiederbegegnung ein anderer Ausschnitt der Sinnmöglichkeiten. Dieser Ausschnitt erscheint zunächst nicht als durchschaubares Ganzes, d. h. als verstandener Sinn, sondern als zufällige Summe von disparaten Elementen. Das aus früherer Zeit bekannte Werk ist zunächst unverstanden, fremd, weil die neue Wahrnehmung der von früherem Verstehen gelenkten Vorerwartung nicht entspricht. Erst das Zusammenfügen dieser Sinnelemente zu einem neuen Ganzen aus der Perspektive des veränderten Standorts führt wieder zum Verstehen, zum „aktualisierenden Verstehen“.

Die Perspektive unseres Standorts und die Aufnahmebedingungen unserer Perspektive suche ich fürs erste zu fassen in der Formulierung „Hölderlinverständnis nach der Brechtrezeption“. Unser Verstehen Hölderlins muß ein anderes sein als das Hölderlinverständnis aus der Sicht Georges oder Rilkes oder aus der Sicht des Hölderlinjahrs 1943. Diese Forderung schmälert die Verstehensleistung früherer Interpreten nur insofern, als sie diese relativiert. Auch mein heute darzustellendes Verstehen Hölderlins, die Deutung aus heutiger Sicht, ist ja an eine bestimmte Situation gebunden, weithin sogar an meinen persönlichen und momentanen Erfahrungsstand, von dem ich mich nicht ablösen kann.

Für den historisch orientierten Literaturwissenschaftler muß ein solches Verfahren ungewohnt, ja suspekt sein, weil die methodische Sicherung dafür noch weithin fehlt. Der Literaturpädagoge freilich – und als solcher spreche ich hier – darf das Risiko einer unerprobten Verfahrensweise nicht scheuen. Er ist Vermittler zwischen der natürlichen Gegenwartsbezogenheit der jeweils jungen Generation und der literarischen Überlieferung. Deshalb ist sein Ziel nicht historisch objektivierendes und distanzierendes, sondern Zeiträume überbrückendes, aktualisierendes Verstehen.

Für die künstlerischen Interpreten, die an unserer Veranstaltung mitwirken, ist Deutung aus heutiger Sicht selbstverständlich. Künstlerische

Darbietung ist immer aktualisierend. Sie hat keine musealen Tendenzen. Deshalb braucht es kein Wort der Erklärung, wenn Karl Michael Komma am Ende dieser Veranstaltung drei Gedichte Hölderlins mit den Klangmitteln der zeitgenössischen Musik in die Gegenwart hereinholt. Vielleicht nicht ganz so selbstverständlich ist die aktualisierende Darbietung für den Rezitator. Wir sind aber der Meinung, daß der bestimmte Vortragsstil, der sich beim Sprechen zeitgenössischer Texte aus deren Besonderheit bildet, Stil prägend auf das Sprechen historischer Texte einwirken muß. Man kann Hölderlin heute nicht mehr sprechen wie zur Zeit Georges. Das werden Ihnen Ilse Lowes und Uta Kutter nachher demonstrieren.

Wenn ich nun Hölderlins Werk daraufhin prüfe, wieweit es Probleme unserer Zeit noch artikulieren und uns damit noch unmittelbar ansprechen kann, so gehe ich methodisch in der Weise vor, daß ich zunächst Voraussetzungen unseres Verstehens aufhelle: Ich suche nach typischen Erscheinungen dieser unserer Zeit, nach den Kräften, die sie bestimmen, und definiere sie mit Hilfe historischer Einsichten. Im zweiten Schritt enge ich das Problem auf das Literarische ein, indem ich nach der Art der heute repräsentativen Literatur frage. Beide Aufgaben kann ich in diesem Rahmen natürlich nur andeutend lösen. Es geht mir heute vor allem darum, das aktualisierende Verstehen selbst am Beispiel der Dichtung Hölderlins zu praktizieren.

Unsere Zeit ist nun, das wird immer deutlicher, eine Epoche der Aufklärung. Die rationalen Kräfte bestimmen in zunehmendem Maße unser Verhalten und Urteilen: Kritisch scheidendes Wahrnehmen, Analyse aus reflektierender Distanz ist viel eher epochentypische Haltung als Intuition und Identifikation. Das bedeutet für die Literatur, daß eine auch in Deutschland reiche literarische Tradition nach langer Vernachlässigung, ja Diskriminierung rehabilitiert wird. Ich nenne sie die „Lessing-Tradition“ und meine damit den Strang engagierter, kritischer Literatur, die von Lessing über Heine und Brecht bis in die Gegenwart reicht. Literatur dieser Art stößt rationale Bewußtseinsvorgänge an. Sie löst kritisches Denken aus: Dumpfe Gewohnheitsvorstellungen, unreflektierte Vorurteile werden abgebaut. Neue Urteilsbildung wird durch Demonstration evidenter Widersprüche vorbereitet. Literatur dieser Art formuliert Zeit- und Gesellschaftskritik. Damit ist sie sehr stark an ihre historischen Bedingungen gebunden, wie das Beispiel Brechts zeigt.

Parallel zu diesem Strang zieht sich in der Geschichte der deutschen Literatur die von Friedrich Beißner so genannte „Klopstock-Tradition“. Klopstock, Hölderlin, George, Rilke sind ihre bedeutendsten Repräsentanten. Aus der jüngsten Zeit könnte man Celan und Bobrowski hinzufügen. Lite-

ratur dieser Art löst emotionale Bewußtseinsbewegungen aus. Sie löst Verkrustungen, Verkrampfungen, Erstarrung im seelischen Bereich. Durch das aufhellende Medium einer in tiefere Bewußtseinschichten reichenden Sprache macht sie dumpfe Bedrängnisse bewußt: Sie löst. Das ist sehr viel, denn oft sind die existentiellen Bedrängnisse schmerzlicher als die gesellschaftlichen Repressionen. Das sollten wir, gerade heute, nicht vergessen.

Diese sehr umrißhaft skizzierte Typologie ist Theorie, durch Abstraktion konstruierte Wahrnehmungshilfe. Die Wirklichkeit kennt im Grunde nur die Mischung der Typen, und auf Mischung kommt es bekanntlich an. Die Art dieser Mischung ist aber bestimmt durch die vorherrschende Zeitströmung. Die Literatur unserer Zeit neigt im allgemeinen sicher mehr zum Typus der „Lessing-Tradition“. Enzensberger ist wahrscheinlich kennzeichnender für unsere Zeit als Celan. Das bedeutet nun für unser Vorhaben, für unser Suchen nach Ansatzmöglichkeiten aktualisierenden Verstehens von Hölderlin, daß wir zwei Fragen an sein Lebenswerk stellen: 1. Wo zeigen sich in ihm auch Elemente kritischer Dichtung? 2. Welche Teile seines Spätwerks, das nach unserer Meinung nicht im engen Sinne kritisch engagiert ist, stehen uns heute besonders nahe? Antwort auf diese beiden Fragen will unsere Darbietung geben, wobei schon die Auswahl der Gedichte unsere besondere Sehweise und unsere Art des Verstehens andeuten kann.

Die ersten drei Gedichte unserer Auswahl, die Oden 'Heidelberg', 'Der Abschied' und 'Lebenslauf', sollen stellvertretend stehen für eine Stufe von Hölderlins Schaffen, für die Stufe zwischen Mitte und Spätwerk. Dies ist ja auch der Kreis von Gedichten, der einem weiteren Publikum am ehesten bekannt ist. An ihnen möchte ich zeigen, wie die reflektierende Grundhaltung des Dichters immer bestimmender durchdringt: Die drei Oden sind Beispiele der Reflexion persönlicher Erfahrung.

In der Ode 'Heidelberg' erscheint Reflexion in einem ganz allgemeinen Sinne als Rückwendung zu einem vergangenen Augenblick: Preisende Vergegenwärtigung der Stadt und ihrer Landschaft vor dem Hintergrund einer früheren Begegnung. Durch den Kunstgriff der Rückschau wird das Augenblicksbild zugleich intensiv und schwerelos oder, um es mit einer charakterisierenden Wendung des Gedichts zu sagen, „leicht und kräftig“.

Während hier die Dreigliedrigkeit von Gegenwart, Erinnerung und erneuter Gegenwart kaum wahrnehmbar wird, hat die Ode 'Der Abschied' ein sehr viel härteres Profil: Die distanzierte und dadurch gelassene Rückschau steht hier am Ende, eindrucksvoll gefaßt in dem Schlußbild der zweiten Fassung, das die Erinnerung aus Distanz bezeichnet:



*Und die Lilie duftet  
Golden über dem Bach uns auf.*

Vorausgeht dieser späteren Wiedererinnerung ein klärender Bewußtseinsvorgang. Reflexion hebt die Spannung des Abschieds aus dumpfer Emotion in die Bewußtheit: Trennung wird als sinnvoll und notwendig erkannt und damit zugleich spätere Wiederbegegnung aus Distanz, das Erinnern, ermöglicht.

Reflexion schafft hier Abstand von der Erfahrung, doch überschreitet der Rahmen des Gedichts noch kaum die individuelle Erfahrung und Einsicht. Die Ode 'Lebenslauf' (in der Fassung der Homburger Odenreihe) reflektiert individuelle Lebenserfahrung, bis am Ende ein allgemeines Gesetz formuliert werden kann. Hier zeigt der Reflexionsprozeß schon dialektische Konturen: Die Leitwörter „aber“ – „doch“ – „denn“ bestimmen exakt den Gang des Gedichts. Persönliche Erfahrung mündet in allgemeine Erkenntnis.

*(Rezitation der Oden 'Heidelberg', 'Der Abschied', 'Lebenslauf' durch Ilse Lowes)*

Die zuletzt gesprochene Ode ist schon weithin eine Dichtung des Erkennens. Die beiden anderen vergegenwärtigen einen Augenblick: Landschaft vor dem Hintergrund der Erinnerung, künftige Wiederbegegnung vor dem Hintergrund der Trennung.

In der nun folgenden Gruppe der Frankfurter epigrammatischen Oden erscheint nirgends Vergegenwärtigung eines Augenblicks. Sie sind reine Erkenntnisdichtung, zeitlich vor den Homburger Oden entstanden, zwischen 1796 und 1798, d. h. in der Frankfurter Hauslehrerzeit. Unsere Darbietung geht also nicht chronologisch vor, sondern geht vom Gewohnten, der „Erlebnisdichtung“ – wenn Sie mir diesen abgegriffenen Terminus erlauben – zum weniger Gewohnten, der „Erkenntnisdichtung“. Insofern in den Oden dieser Gruppe Erkenntnis artikuliert wird, stehen diese dialektisch geschliffenen Gebilde der „Lessing-Tradition“ näher als der „Klopstock-Tradition“. Sie sind reine Verwirklichung jenes Typus von Dichtung, den eine Wendung aus der Ode 'An die jungen Dichter' charakterisieren mag. Ich meine die Wendung: „... lehrt und beschreibt nicht!“ Eine Epoche wie die unsrige, die lehrhafte Dichtung nicht länger als zweitrangig abtut, wird gerade diese Oden neu und besser verstehen.

*(Rezitation der Oden 'Ehmals und Jetzt' – 'Das Unverzeihliche' – 'Menschenbeifall' – 'Sokrates und Alcibiades' – 'An die jungen Dichter' – 'An die Deutschen' durch Ilse Lowes)*

Kenner zeitgenössischer Lyrik denken beim Hören dieser Oden vielleicht an Brechts 'Buckower Elegien', denn dieser Zyklus repräsentiert wie der Kreis von Hölderlins epigrammatischen Oden kritische und didaktische Dichtung. Doch ist die Art, in der jeweils eine Lehre vermittelt wird, grundverschieden: Brecht spart sie meist aus, überläßt den Schluß, die logische Konsequenz, dem Leser oder Hörer. Hölderlin spricht sie aus. Er redet den Aufnehmenden an: „Wenn ihr Freunde vergeßt...“ – „Lieben Brüder...“ Die Grundhaltung ist dialogisch und die Darstellung dialektisch: unterscheidend und wieder zusammenfügend. Diese Oden weisen fragend oder feststellend auf Widersprüche hin: „Wenn ihr Freunde vergeßt“ oder „kennest du Größers nicht?“ oder „Spottet ja nicht des Kinds, wenn es mit Peitsch' und Sporn / Auf dem Rosse von Holz muthig und groß sich dünkt“. Am Ende fassen sie die aufgedeckte Erfahrung wieder zusammen in einer Sentenz oder in einer Mahnung, wobei die Anlässe stark variieren. Sie reichen vom individuellen Erfahrungsbereich über die Auseinandersetzung mit der Autorität Goethes und Schillers („Wenn der Meister euch ängstigt, / Fragt die große Natur um Rath“) bis zur bitteren Zeitkritik der zuletzt gehörten Ode („...kömmt, / Aus Gedanken die That?“).

Die Disticha der nun folgenden Gruppe artikulieren genau zielende Kritik oder Lehre oder beides zugleich. Innerhalb unserer Darstellung bilden sie den Höhepunkt des Elements „Lessing-Tradition“ in Hölderlins Werk. Das Distichon hat ja als geschliffenste literarische Angriffswaffe eine lange Tradition seit der Antike.

*(Rezitation der Disticha 'Guter Rath' – 'Advocatus diaboli' – 'Die Vortreflichen' – 'Falsche Popularität' – 'Προς εαυτον' – 'Der zürnende Dichter' durch den Vortragenden)*

Friedrich Beißner nennt es zwar „unpassend, diese Epigramme ... mit dem Namen der Goethe-Schillerischen Xenien zu benennen“<sup>1</sup>, aber sie als Antwort auf die Xenien zu verstehen, dafür spricht so manches. Die Xenien, kritisches Gemeinschaftswerk Goethes und Schillers, waren Ende 1796 in Schillers 'Musenalmanach für das Jahr 1797' erschienen und hatten ein ungeheures Echo ausgelöst. Die ersten vier Disticha der eben gelesenen Gruppe sind nach Beißners Datierung „vermutlich 1797 entstanden“<sup>2</sup>, sind also kaum denkbar ohne den vorausgehenden Angriff der beiden Klassiker. Auch rückt sie ihre Thematik in den Rahmen der 1797 überall in Deutsch-

<sup>1</sup> Beißner in: Hölderlin, Große Stuttgarter Ausgabe I, 541.

<sup>2</sup> Beißner, aaO.



land erscheinenden Gegen-Xenien. Zwei von ihnen ('Advocatus diaboli' und 'Die Vortreflichen') wenden sich gegen die Klassiker, das zuletzt genannte in unüberhörbarer und durchgehender Ironie:

*Lieben Brüder! versucht es nur nicht, vortreflich zu werden  
Ehrt das Schicksaal und tragts, Stümper auf Erden zu seyn  
Denn ist Einmal der Kopf voran, so folget der Schweif auch  
Und die klassische Zeit deutscher Poëten ist aus.*

Das andere Distichon richtet sich gegen das Genie, das sich mit Despoten und Pfaffen gemein macht. Der mutmaßliche Angriff gegen die Klassiker am Hofe zu Weimar wird freilich verschleiert durch die Überschrift. 'Advocatus diaboli' meint ja: Der hier Sprechende redet aus hypothetisch eingenommener Anwaltsposition als Anwalt des Teufels, mit dem er sich keineswegs identifiziert: advocatus diaboli. Ob der Autor hier wirklich nur eine fingierte Gegenposition einnimmt, oder ob er nicht genau das sagt, was er eigentlich meint, diese Frage bleibt als Bewußtseinstachel beim Hörer zurück. Die Brechung intensiviert das Gemeinte:

*Advocatus diaboli  
Tief im Herzen haß ich den Troß der Despoten und Pfaffen  
Aber noch mehr das Genie, macht es gemein sich damit.*

Auch das erste Distichon der gelesenen Gruppe ist wohl als versteckter Angriff zu verstehen, als Angriff gegen Schiller, der ihm „in seinem Brief vom 24. November 1796 den guten Rat erteilt, die philosophischen Stoffe zu fliehen, also den Verstand im Gedicht nicht zu zeigen, und der Sinnenwelt näher zu bleiben“<sup>3</sup>. Im Vergleich mit vielen Disticha der Xenien ist seine dialektische Struktur sehr viel geschliffener als deren Bau. Die epigrammatische Waffe ist formal schärfer geworden. Jeder Denkschritt ist identisch mit einem rhythmischen Glied. Form erfüllt didaktische Funktion:

*Guter Rath  
Hast du Verstand und ein Herz, so zeige nur eines von beiden,  
Beides verdammen sie dir, zeigst du beides zugleich.*

Sehr präzis ist auch das vierte Distichon gebaut: 'Falsche Popularität'. Auf einen ironischen Ausruf

*O der Menschenkenner!*

<sup>3</sup> Beißner, aaO.

folgt Beschreibung einer bestimmten Verhaltensweise

*er stellt sich kindisch mit Kindern*

Am Ende wird der Widerspruch entlarvt. Wahrheit steht dem Irrtum entgegen: *Aber der Baum und das Kind suchet, was über ihm ist.*

Das folgende Distichon war „wohl für die Zeitschrift Iduna bestimmt, mit deren Gründung Hölderlin im Sommer 1799 umging.“<sup>4</sup> 'Ἄν σὺ σεαυτὸν', also 'An sich selbst', ist es überschrieben. Aber es ist sicher nicht nur 'An sich selbst' gerichtet, sondern Mahnung an alle. Bewußtes Sehen, Erkennen, ist das Thema, Erkennen von Leben, Erkennen von Kunst, wechselseitige Erhellung: Weltkenntnis ermöglicht Kunstkenntnis, weil in der Kunst Welt, Leben gezeigt wird:

*Lern im Leben die Kunst,*

Kunstkenntnis wiederum ermöglicht bewußtes Wahrnehmen, Erkennen von Leben, weil in der Kunst Urphänomene des Lebens gezeigt werden:

*im Kunstwerk lerne das Leben,*

So ist Erkenntnis des einen nicht ohne gleichzeitiges Wahrnehmen des anderen möglich:

*Siehst du das Eine recht, siehst du das andere auch.*

Dieses Distichon ist den Kunstwissenschaftlern aller Art und den Kunstjüngern gewidmet, deren Beschäftigung mit Werken der Kunst esoterisch bleibt, d. h. die Welt, die hier sichtbar gemacht wird, verleugnet.

Mit dem letzten Distichon unserer Gruppe, nicht von Hölderlin, sondern vom Herausgeber des ersten Drucks überschrieben 'Der zürnende Dichter', rechtfertigt Hölderlin diesen bisher kaum beachteten Teil seines Werks, indem er echte Kritik deutet als zugleich auflösend und aufbauend. So stehe dieses Distichon als Motto für die ganze Gruppe kritisch engagierter Gedichte:

*Fürchtet den Dichter nicht, wenn er edel zürnet, sein Buchstab  
Tödtet, aber es macht Geister lebendig der Geist.*

Nach dieser betonten Hinwendung zu kritischer Dichtung im Lebenswerk Hölderlins ist es notwendig, sich klarzumachen, daß dieser Teil auch aus heutiger Sicht nicht der letztlich für Hölderlin charakteristische ist. Er steht uns nur heute näher. Hölderlinverständnis nach Brecht orientiert sich auch

<sup>4</sup> Beißner, aaO.

an ihm. Aber die Frankfurter epigrammatischen Oden und die Disticha sind im Grunde mehr ein momentanes Sichtbarwerden des Unterstroms der „Lessing-Tradition“, der sich im Spätwerk wieder mischt mit der „Klopstock-Tradition“.

Wir kommen damit zur zweiten der zu Beginn gestellten Fragen: Was steht uns von diesem Teil des Hölderlinschen Lebenswerks, von der späten Dichtung, heute besonders nahe? Diese Frage ist kaum anders als persönlich zu beantworten. In allem Folgenden spreche ich also bewußt von meiner subjektiven Verstehensstufe aus: Im Augenblick, so meine ich, sind es nicht die späten Hymnen, Elegien und Oden, in denen wir uns wiederentdecken und unserer Probleme bewußt werden, sondern die kleinen lyrischen Gebilde an der Schwelle des Spätwerks. Auch hier ist das Hölderlinverständnis des Jahres 1970 anders orientiert als das des Jahres 1943. Es ist Hölderlinverständnis nach Bobrowski und Celan. Um diesen Standort und dessen Sehweise auf Hölderlin zu demonstrieren, fügen wir zwei Gedichte an Hölderlin von den genannten Lyrikern ein. Sie werden sicher auch ohne detaillierte Verstehenshilfen die Nähe zu Hölderlins späten Gedichten entdecken, vor allem in der Bildfolge, die Intensität schafft, indem sie vordergründige Kontinuität zerbricht. Vorstellungsimpulse ganz verschiedener Art, teils wörtliche, teils fast wörtliche Hölderlinzitate, schaffen die Atmosphäre der Tübinger Krankheitsjahre. Bobrowskis Gedicht ist noch mehr vom Gegenständlichen her wahrnehmbar. Es ist gewissermaßen optisch konturiert: 'Hölderlin in Tübingen'. Celans Gedicht "Tübingen. Jänner" hat alle Gegenständlichkeit abgestreift. In kristallischer Härte der Bild- und Versfügung zeigt es das Zerbrechen von Hölderlins Sprache, das Zurücksinken aus höchster Spannung in die gespenstische Maske seelenloser Monotonie, die aus dem Schlußvers spricht: „(Pallaksch. Pallaksch).“ Bei diesem Wort handelt es sich nach dem Zeugnis von Christoph Theodor Schwab um eine vom geisteskranken Hölderlin gebrauchte Wendung: „Das Wort pallaksch scheint bei ihm ja zu bedeuten.“ (Tagebuch 14. 1. 1841)

*(Rezitation von Johannes Bobrowski 'Hölderlin in Tübingen' und Paul Celan 'Tübingen. Jänner' durch Uta Kutter)*

Zeitgenössische „Klopstock-Tradition“ erscheint in den Gedichten dieser beiden Autoren. Nach der Beschäftigung mit ihrer Lyrik wurden mir plötzlich drei kleine lyrische Gebilde aus der Übergangszeit zum Spätwerk bedeutsam, drei hymnische Kleingedichte, die spätestens im Jahre 1803 entstanden sind, und die auf die Lyrik unserer Zeit vorausdeuten: 'Hälfte des Lebens' – 'Lebensalter' – 'Der Winkel von Hahrdt'.

Wie in der ersten Gruppe der Oden, bei 'Heidelberg', 'Der Abschied' und 'Lebenslauf', mischen sich in diesen drei Gedichten Anschauen und Nachdenken, Zeigen und Reflektieren. Ich versuche, sie als drei Varianten des Typs „reflektierende Dichtung“ zu deuten.

'Hälfte des Lebens' faßt die Erfahrung der Zeitlichkeit alles menschlichen Daseins aus ganz persönlicher Sehweise. Zwischen der Üppigkeit des Anfangsbilds

*Mit gelben Birnen hänget  
Und voll mit wilden Rosen  
Das Land in den See,*

und der Kargheit und Starre des Schlußbilds

*Die Mauern stehn  
Sprachlos und kalt, im Winde  
Klirren die Fahnen*

vollzieht sich ein aufhellender Bewußtseinsvorgang. Der hier spricht, wird sich aus dem Augenblick der Lebensfülle heraus bewußt, daß sein Dasein der Erstarrung entgegentreibt. Erfülltes Dasein, Leben im eigentlichen Sinne, ist für Hölderlin Leben in ausgleichenden Gegensätzen: Leben zwischen Trunkenheit und Nüchternheit.

*Ihr holden Schwäne,  
Und trunken von Küssen  
Tunkt ihr das Haupt  
Ins heilignüchterne Wasser.*

Eine kommende Lebensstufe wird ohne die Leben zeugende und Leben erhaltende Grundspannung sein, denn ihr wird die Üppigkeit der „Blumen“ und die Wärme des „Sonnenscheins“ ebenso fehlen wie die Kühle des „Schattens“. Diese Lebensstufe wird leblos, „sprachlos“, starr sein.

In mehreren, deutlich abgesetzten Schritten vollzieht sich das Bewußtwerden: Darstellung („gelbe Birnen“ – „wilde Rosen“) – Anrede („Ihr holden Schwäne“) – Frage („wo nehm' ich ... die Blumen...?“) und abschließende Darstellung. Das Schlußbild ist aufgeladen mit Sinnenergien, die durch vorausgehende Reflexion entbunden worden sind: Mit den sichtbaren Mauern wird zugleich eine unsichtbare, aber bestimmte Grenze wahrnehmbar:

*Die Mauern stehn  
Sprachlos und kalt, im Winde  
Klirren die Fahnen.*

Das Gedicht 'Lebensalter' variiert das Thema der Zeitlichkeit und den Vorgang des Bewußtwerdens dieser menschlichen Grundsituation in einer Sprache, die dem Verstehen wesentlich mehr Widerstände entgegengesetzt als die Sprache von 'Hälfte des Lebens'. Die Bilder runden sich äußerlich nicht mehr zu einem anschaulichen Gesamtbild oder zu zwei jeweils in sich geschlossenen Gegenbildern. Die Darstellung entbehrt der sichtbaren Geschlossenheit und weist damit einen Zug auf, den wir aus der modernen Lyrik von Trakl bis Celan kennen: Diskontinuität. Und doch ist Zusammenhang, d. h. konsequentes Fortschreiten in der Durchführung des Themas, Geschlossenheit der Struktur zu erkennen. Die hier artikulierte Bewußtseinsbewegung vollzieht sich freilich in anderer Stufenfolge als in 'Hälfte des Lebens'.

Dreifache Anrede an Zeugen einstiger Macht und Pracht bildet den Anfang. Sie gipfelt in einer Frage:

*Ihr Städte des Euphrats!  
Ihr Gassen von Palmyra!  
Ihr Säulenwälder in der Eb'ne der Wüste,  
Was seid ihr?*

Der nächste Schritt ist Darstellung, Darstellung aus Wissen: Macht und Pracht sind längst zerfallen:

*Euch hat die Kronen,  
Dieweil ihr über die Gränze  
Der Othmenden seid gegangen,  
Von Himmlischen der Rauchdampf und  
Hinweg das Feuer genommen;*

Darstellung ist auch der letzte Schritt: Der Sprechende – oder, wie der Literaturwissenschaftler sagt: das lyrische Ich – stellt sich selbst dar als den, der sich der Vergangenheit wie der Vergänglichkeit bewußt ist und aus der Distanz solcher Bewußtheit sich erinnert:

*Jetzt aber siz' ich unter Wolken (darin  
Ein jedes eine Ruh' hat eigen) unter  
Wohleingerichteten Eichen, auf  
Der Heide des Rehs, und fremd  
Erscheinen und gestorben mir  
Der Seeligen Geister.<sup>5</sup>*

<sup>5</sup> Die Lesart „darin / Ein jedes eine Ruh' hat eigen“ folgt einem Vorschlag Friedrich

Ich versuche, die Sinnkonturen dieser Verse nachzuzeichnen: „Wolken“ verschleiern, verdecken, sind Ort der Unsichtbarkeit, des Vergessenwerdens. Sie sind schon nahe: „Jetzt aber siz' ich unter Wolken“. „Wohleingerichtete Eichen“ weisen wohl auf Ordnung und Vergehen der Natur. Die „Heide des Rehs“ weckt – in mir! – die Vorstellung der Einsamkeit, Verlassenheit, der Trennung von allem und allen. Und von hier aus fügt sich auch der Schluß ganz leicht in den Sinnhintergrund ein:

*und fremd  
Erscheinen und gestorben mir  
Der Seeligen Geister.*

Geprägt ist dieses Gedicht durch ein von Anfang an intensiv vorhandenes Bewußtsein der Zeitlichkeit. Der Umschlag des „Weh mir“, das Bewußtwerden, fehlt ihm. Von Anfang an spricht ein Wissender, der sich absetzt von der Torheit derer, die irdisches Maß zerbrochen haben, die „über die Gränze / Der Othmenden“ gegangen sind. Und von daher gewinnt auch die Überschrift ihre präzise Bedeutung: 'Lebensalter'.

Das Thema des dritten Gedichts dieser Reihe ist nicht, wie in den beiden andern, eine Grunderfahrung individuellen Lebens, sondern erscheint zunächst als genau bestimmbare Örtlichkeit in der Nähe Nürtingens: 'Der Winkel von Hahrdt', in dem sich Herzog Ulrich „im Jahr 1519 nach dem Verlust seines Landes verborgen haben“ soll, „nachdem er mit dem Pferd von der Köngener Brücke gesprungen war“<sup>6</sup>. Aber im Fortschreiten des Texts löst sich das Gedicht von seinem anekdotischen Anlaß und kommt zu einer allgemein gültigen Wahrheit. Deutlich abgesetzte Stufen der thematischen Durchführung sind auch hier zu erkennen: Wieder bildet die Darstellung die erste Stufe, Darstellung eines Steilabfalls:

*Hinunter sinket der Wald,  
Und Knospen ähnlich, hängen  
Einwärts die Blätter, denen  
Blüht unten auf ein Grund,*

Es folgt ein Hinweis auf das Besondere dieses Talgrundes. Er sei „Nicht gar unmündig“. Das will sagen: nicht ganz ohne Mund, der etwas erzählen könnte. Die nächsten anderthalb Verse bringen die historische Erklärung:

Beißners zur Verbesserung dieser offensichtlich falsch überlieferten Stelle. S. Große Stuttgarter Ausgabe II, S. 661, 11.

<sup>6</sup> Beißner, aaO.

*Da nemlich ist Ulrich  
Gegangen;*

Und der Schluß läutert die Erinnerung an diesen von der Geschichte berührten Ort zu einem Erfahrungssatz von allgemeiner Gültigkeit. Anekdotisches wird in die Sentenz aufgehoben:

*oft sinnt, über den Fußtritt,  
Ein groß Schicksaal  
Bereit, an übrigem Orte.*

Hier tut wieder ergänzende Umschreibung not, wenn der Sinn nicht ins Dunkel unkontrollierbarer Assoziationen sinken soll: „über den Fußtritt“, d. h. über die zurückbleibende – ich erweitere: – kleine Spur sinnt ein großes Schicksal nach, das an übrigem Orte, und das bedeutet nach meinem, von Beißner abweichenden Verstehen, an einem andern Ort, bereit ist, sich zu erfüllen. Anders ausgedrückt: Auch ein unscheinbarer Ort kann die Spur eines großen Schicksals tragen, das anderswo sich verwirklicht. Der besondere poetische Reiz dieses Gedichts liegt in der angewandten Kontrasttechnik: Zufall der Geschichte steht neben zeitloser Wahrheit, Anekdotisches neben Gnomischem:

*Da nemlich ist Ulrich  
Gegangen; oft sinnt, über den Fußtritt,  
Ein groß Schicksaal  
Bereit, an übrigem Orte.*

Von den drei hymnischen Kleingedichten ist 'Der Winkel von Hahrdt' stilistisch das am weitesten in die Zukunft weisende. Es überspringt im Grunde 150 Jahre Geschichte der deutschen Lyrik. Aber das erkennen wir erst aus heutiger Sicht.

DREI KLANGSTUDIEN ZU FRIEDRICH HÖLDERLIN 1970  
FÜR SPRECHSTIMME UND KLAVIER

VON

KARL MICHAEL KOMMA

Die Anregung zur Komposition der 'Drei Klangstudien' ging von Ulrich Hötzer aus. Er hatte die 'Nachtgesänge' in den Mittelpunkt seines Nürtinger Vortrags 'Friedrich Hölderlin. Deutung aus heutiger Sicht' gestellt und wollte dabei die Musik nicht missen. An einer landläufigen Lied-Komposition dieser Gedichte war mir nicht gelegen. Sie ist heute nicht nur aus musikalischen Gründen unmöglich geworden, sondern verbietet sich geradezu angesichts des eigenen Wesens von Hölderlins Wort. Deutung ist hier nicht die Aufgabe der Musik. Ich wollte nur ein Klangmedium schaffen, das – vielleicht – Verdeutlichung ermöglicht. Dabei hatte ich Goethes Wort im Sinn, der 1829 an Zelter schrieb, daß die Musik in dessen Vertonungen seiner Lieder „wie ein einströmendes Gas den Luftballon mit in die Höhe“ nehme. Aber nicht einmal die so problematische Verwandlung des Wortstroms in einen Tonstrom, der Deklamation in die Melodie, suchte ich. Die Gedichte werden gesprochen. Die Studien sind melodramatische Gebilde. Der Sprecher ist gehalten, in einem Grundzeitmaß zu bleiben, das nicht starr, sondern agogisch frei aufzufassen ist. Es ist langsamer als das gewöhnliche Rezitations-Tempo. Dadurch wird der Vokalklang intensiver und die Konsonanten steigern in stärkerer Betonung das rhythmische Geschehen. Der Sprecher hat die Intonationen des Instruments, die stützenden Klänge abzuwarten, die als minimale Einstimmung, nicht als malende Begleitung gedacht sind. Immer wieder wird die Deklamationslinie rhythmisch oder melodisch gestützt. Daß an einigen Stellen die musikalische Phrasierung und Deklamation mit dem Enjambement in Widerspruch geriet, mag vom Standpunkt der gesprochenen Interpretation als ein Nachteil angesehen werden. In 'Hälfte des Lebens' erlischt mit dem Beginn der zweiten Strophe der Klang. Das Geräusch tritt an seine Stelle.





THEOLOGISCHE METRIK  
ÜBERLEGUNGEN ZU KLOPSTOCKS ARBEIT AM 'MESSIAS'<sup>1</sup>

VON

KLAUS WEIMAR

I

Im Jahre 1772, ein Jahr, bevor noch die letzten fünf Gesänge des 'Messias' im Druck vorlagen, erschien in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen eine überschwengliche Rezension der Oden Klopstocks, die mit dem Satz schloß: „Wir überlassen es unsern Lesern zur Überlegung, ob nicht eine Zeit bei der Nachwelt möglich ist, daß das Rad der Dinge da stehenbleibt, wo es heißt, Klopstock, der größte lyrische Dichter der Neuern, schrieb auch den Messias.“<sup>2</sup>

Das war von Johann Heinrich Merck als Provokation gemeint – uns kommt es vor wie eine rhetorische Frage. Denn seit den Tagen Mercks ist es durchaus üblich, die Oden höher zu schätzen als den 'Messias'. Auch die ästhetischen Einwände gegen den 'Messias' (Klopstock habe in vielerlei Hinsicht die Gattung verfehlt) sind im allgemeinen seit Herder<sup>3</sup> dieselben geblieben, und wie bei Herder scheinen sie uneingestandenmaßen darauf hinauszulaufen, daß einem die Klopstocksche Frömmigkeit in dieser Massierung unerträglich wird. Solche Abneigung ist jedermanns gutes Recht, zumal sie – wenn auch in negativer Weise – den Absichten Klopstocks entspricht. In einer Notiz zitiert Klopstock zustimmend eine Zuschrift über die Aufnahme des 'Messias': „Sein Lob ist allgemein, nur mit dem Unterschiede, daß ihn die Christen im Geist und in der Wahrheit, die Unchristen aber als bloßes Kunstwerk anschauen.“<sup>4</sup>

An der bloßen schönen Form sein Genüge zu finden, war immer schon unredlich, heute aber ist es unmöglich; denn selbst wenn es einem über ein paar Dutzend Verse hin gelingt, drängt sich die Frömmigkeit hervor, und eben die ist für viele anstößig. Ein jedes Urteil über den 'Messias' ist not-

<sup>1</sup> Vortrag vor der Gesellschaft für Deutsche Sprache und Literatur in Zürich.

<sup>2</sup> Joh. Heinr. Merck, Werke. Hrsg. von Arthur Henkel, Wiesbaden 1968, S. 530 f.

<sup>3</sup> Dieter Lohmeier, Herder und Klopstock (Ars poetica. Studien 4), Homburg 1968, besonders S. 110 ff.

<sup>4</sup> Klopstocks sämtliche sprachwissenschaftliche und ästhetische Schriften... hrsg. von A. L. Back und A. R. C. Spindler, 6 Bde., Leipzig 1830. V 101 f. (zit.: Back/Spindler).

wendig theologisch, und zwar nicht nur, weil es sich um eine durchgehend religiöse Dichtung handelt, sondern vor allem, weil die letzte theologische Pointe gerade in der künstlerischen Gestaltung liegt. Deshalb ist wohl auch die Frage falsch gestellt, ob hier die Dichtung zur Dienerin der Religion gemacht werde, oder ob die Religion der Dichtung aufhelfen solle. Der Scheinwiderspruch zwischen Autonomie der Dichtung und Priorität der Religion liegt über Leben und Werk Klopstocks, am deutlichsten über seinem Hauptwerk.

Schon die spärlichen Zeugnisse aus den Anfängen<sup>5</sup> sehen einmal so aus, als wollte der junge Mann nur irgend etwas schreiben, um zur Verherrlichung des Messias nach Kräften beizutragen, ein anderes Mal so, als gehe es ihm nur um das Ansehen deutscher Dichtung. Einerseits nennt die Dankode zum Abschluß des Werkes<sup>6</sup> als seinen größten Ruhm Rührung und Erbauung der Christen<sup>7</sup>, andererseits spricht er fast zur selben Zeit im Fragment 'Zur Geschichte unserer Sprache' von sich als von dem, der nach Luther und Opitz als erster wieder liebend und ernährend für die deutsche Sprache sorgte. „Auch hat sie, wie man erzählt, nur vor ihm getanzt.“<sup>8</sup> Schließlich – um den Widerspruch direkt zu fassen – hat er ausgerechnet bei seinem religiösen Epos an sprachlichen Dingen so ausschweifend gründlich gefeilt, wie sonst nie: von 1746 bis 1799, mehr als ein halbes Jahrhundert lang.

Und auch die Bezeichnung „religiöses Epos“ ist ein charakteristischer Notbehelf in diesem Dilemma; denn der 'Messias' ist in Hexametern geschrieben, nicht weil er ein Epos ist, sondern er wird Epos genannt, weil er in Hexametern geschrieben ist. Obwohl für den gewählten Stoff gar keine andere Möglichkeit als das Epos offenstand (der 'Messias' als Theaterstück oder als Roman wäre unmöglich gewesen), hat es doch eine ganze Weile gedauert, bis Klopstock seine erste Prosafassung in das epische Versmaß umgoß. Bezeichnenderweise steht der Untertitel 'Ein Heldengedicht' nur auf dem nicht autorisierten Separatdruck der ersten drei Gesänge von

<sup>5</sup> Am ausführlichsten immer noch bei Franz Muncker, Friedrich Gottlieb Klopstock. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften, Berlin 21900.

<sup>6</sup> Friedrich Gottlieb Klopstock, Oden. Hrsg. von Franz Muncker und Jaro Pawel, Stuttgart 1889, II 2.

<sup>7</sup> Oder, wie es ganz in seinem Sinne seine Grabschrift von Fr. L. Stolberg sagt: „Unten am Throne liegt / Sein großer Lohn ihm, eine gold'ne / Heilige Schaaale voll Christen- thränen“ (Jürgen Behrens, Einleitung zum Briefwechsel zwischen Klopstock und den Grafen Christian und Friedrich Leopold zu Stolberg (Kieler Studien zur deutschen Literaturgeschichte 3), Neumünster 1964, S. 48.

<sup>8</sup> Back/Spindler II 317.

1749<sup>9</sup>. Daß der 'Messias' wie ein traditionelles Epos aussieht, muß als eher zufällig betrachtet werden, und deshalb sollte man ihn auch nicht dabei behaften. Wichtiger und angemessener ist die Frage nach dem problematischen Beieinander von Religion und Dichtung.

Nimmt man allein die Erfordernisse der Dichtung als Maßstab, so sollte es durchaus möglich und erlaubt sein, daß ein Dichter die Geschichte Jesu wie jeden anderen historischen Stoff behandelt.

Vom Standpunkt des Glaubens aus wird die Sache freilich schwieriger – nicht einmal, weil diese Geschichte dichterische Behandlung etwa nicht vertrüge, sondern weil nicht klar ist, warum die Geschichte Jesu Christi es nötig haben sollte, dichterisch zur Sprache zu kommen. Wenn aber nicht klar ist, worin religiöse Dichtung den – mit den Worten Herders – einfältigen Bericht des Evangeliums übertrifft und vollendet, dann wird man einem Gläubigen nicht das Recht bestreiten können, sogar religiöse Dichtung – von weltlicher ganz zu schweigen – als ein unnützes, wenn auch vielleicht nicht schädliches Spielwerk zu verwerfen.

Dieses Recht bestreite ich, nicht nur, aber auch deswegen, weil mit der Legitimität der Dichtung auch die Dichtungswissenschaft steht und fällt, welche bei der Verwerfung der Dichtung selbst in den Geruch der Verworfenheit geriete.

Ich versuche eine Klärung als Auseinandersetzung von Predigt und Dichtung in drei Schritten.

1. Im 9. Gesang des 'Messias' eröffnet Moses eine Rede an Abraham mit den Worten:

*Zwar was ich dir sage,  
Weißt du alles; doch ist es gut, die gesehene Wahrheit,  
Wieder zu sehen*<sup>10</sup>.

Die Wahrheit der Geschichte Jesu muß wiederholt werden; sie muß immer wieder gesagt werden. Sie muß aber auch aus der Verfälschung, aus der Vergessenheit und der Vergangenheit wieder geholt werden. Sie hat, eben weil sie Geschichte ist, die Notwendigkeit vergegenwärtigender Verkündigung in sich. Dieser Notwendigkeit dienen Predigt und religiöse Dich-

<sup>9</sup> Titelblatt bei Ludwig Sickmann, Klopstock und seine Verleger Hemmerde und Bode; Archiv für Geschichte des Buchwesens 3 (1961) 1485. – Daß Klopstock später wiederholt sein Werk vor den Ansprüchen der traditionellen Epostheorie meinte verteidigen zu müssen, dürfte ein apologetisches Selbstmißverständnis sein. Die Versuche sind denn auch entsprechend mühsam ausgefallen.

<sup>10</sup> IX 247–9. – Ich zitiere immer nach den Verszahlen der Altonaer Ausgabe, leicht zugänglich im Abdruck der Ausgewählten Werke. Hrsg. von K. A. Schleiden, München 1962.

tung gleichermaßen, doch ist es bekanntlich nicht gut, wenn ein Prediger vom furor poeticus befallen wird.

2. In der Abhandlung 'Von der heiligen Poesie' führt Klopstock aus, die Bibel gebe von historischen Begebenheiten immer nur eine Skizze, die der Dichter zu einem Gemälde vollenden dürfe. „Er thut, in seiner Art, nichts weiter, als was ein anderer thut, der, aus den nicht historischen Wahrheiten der Religion, Folgen herleitet. Sie dachten, auf verschiedene Weise, über die Religion nach.“<sup>11</sup> In damaligen Begriffen: der Theologe ist für moralische Wahrheiten zuständig, der Dichter für historische. Beide treiben Auslegung, denn das Herleiten von Folgen gehört seit den Anfängen der pietistischen Hermeneutik unter dem Titel Applikation als vergegenwärtigende Anwendung zur Auslegung dazu<sup>12</sup>. Zur Applikation rechnet Klopstock offenbar die erfundenen Geistergespräche und die ausführlich geschilderte „heiße Teilname“ der Seelen<sup>13</sup> an der Geschichte Jesu, weil der Leser, sich mit ihnen identifizierend, mit ihnen auch die Anwendung vom berichteten Geschehen auf sein Leben macht. Ob damit alles gesagt ist, muß zunächst offenbleiben. Jedenfalls würde der 'Messias' sich dann nur in der Länge, nicht aber prinzipiell von Predigt und Erbauungsbuch unterscheiden, welche sich ähnlicher Mittel der vergegenwärtigenden Applikation bedienen. Und der 'Messias' hat ja in der Tat vieles von einem Erbauungsbuch<sup>14</sup> und ist auch oft als solches gelesen worden. Es wäre zwar hübsch, aber keineswegs unbedingt nötig, daß die Predigt- und Erbauungsliteratur auch einmal durch ein Gedicht bereichert würde.

3. So wäre denn das Feststellen weitgehender Ähnlichkeit zwischen Predigt bzw. Erbauungsliteratur und Bibeldichtung ein abschlägiger Bescheid auf die Frage, ob die Geschichte Jesu Christi es nötig habe, dichterisch zur Sprache zu kommen, – wenn nicht der scheinbar banale und obsoletere Unterschied bliebe: der zwischen Prosa und Poesie. Der Hexameter also – wenn überhaupt irgend etwas – muß die Rechtfertigung des 'Messias' leisten, der Vers die Rechtfertigung der Poesie.

Wenn das so ist, dann wird verständlich, warum sich Klopstock der Mühe jahrzehntelangen Arbeitens an den Versen des 'Messias' unterzogen hat, obwohl er den Grund dafür nicht hinreichend hat formulieren kön-

<sup>11</sup> Back/Spindler IV 86.

<sup>12</sup> Repräsentativ bei Johann Jacob Rambach, Institutiones hermeneuticae sacrae, editio quarta. Jena 1732, IV 3 § 2 sqq.

<sup>13</sup> Briefe von und an Klopstock. Hrsg. von J. M. Lappenberg, Braunschweig 1867, S. 401.

<sup>14</sup> Reinhold Grimm. Marginalien zu Klopstocks Messias; GRM NF 11 (1961), S. 274 bis 295.



nen. Aber es ist ja Pflicht des Interpreten, über das, was da steht, hinauszugehen und dem Autor zu dem zu verhelfen, was er allein nicht zu erreichen vermochte.

Klopstocks Arbeit an seinem 'Messias' hat seit Lessing<sup>15</sup> immer wieder einmal Aufmerksamkeit gefunden<sup>16</sup>. Unter den Interpreten besteht Einigkeit, daß Klopstock drei Absichten verfolgte: 1. wollte er eine nach seinem Gefühl theologisch nicht anstößige Darstellung geben; 2. wollte er alle Möglichkeiten der Sprache ausbeuten, um sprachliche Fülle und Eindringlichkeit und eine ihm und seinem Gegenstand angemessene stilistische Höhe zu erreichen; 3. wollte er gute und ausdrucksvolle Hexameter schreiben<sup>17</sup>.

Zweifellos sind diese Feststellungen richtig, aber ebenso zweifellos sind die drei Absichten für Klopstock nicht Selbstzweck, außer vielleicht bei einigen Oden. Beim 'Messias' jedenfalls sind die Absichten wiederum nur Mittel im Dienste des Endzweckes, des Sinnes der Dichtung, und dieser Sinn muß eine andere Qualität haben als die Summe der Mittelzwecke. Der Sinn einer Dichtung überschreitet die Grenzen dessen, was der Dichter mit ihr im Sinne hatte.

Es gilt als der Sinn des 'Messias', dem Leser intensive Empfindungen zu vermitteln, oder, wie Gerhard Kaiser unter Einbeziehung auch des theologischen Aspekts ausführt, den Leser an einer enthusiastisch-eschatologischen Liturgie teilnehmen zu lassen<sup>18</sup>.

Eher als eine Lösung ist dies eine letzte Verschärfung unseres Problems: was befähigt und berechtigt die Dichtung, an die Stelle des Gottesdienstes zu treten, ohne in der höchsten Frömmigkeit blasphemisch zu werden? Die Antwort muß wieder lauten: der Vers.

## II

Klopstocks Arbeit am 'Messias' ist so durchgreifend gewesen, daß – nach meiner vorsichtigen Schätzung<sup>19</sup> – im Durchschnitt mindestens jeder zweite der insgesamt fast zwanzigtausend Verse seine Gestalt verändert hat, und

<sup>15</sup> 19. Literaturbrief.

<sup>16</sup> Materialreich: Richard Hamel, Klopstock-Studien, Heft 1–3, Rostock 1879–80; Friedrich Petri, Kritische Beiträge zur Dichtersprache Klopstocks. Diss., Greifswald 1894. Ferner: G. C. L. Schuchard, Studien zur Verskunst des jungen Klopstock (Tübinger germanistische Arbeiten. 2), Stuttgart 1927.

<sup>17</sup> Am ausführlichsten Karl Ludwig Schneider, Klopstock und die Erneuerung der deutschen Dichtersprache im 18. Jahrhundert, Heidelberg 1960.

<sup>18</sup> Gerhard Kaiser, Klopstock. Religion und Dichtung, Gütersloh 1963, S. 190 ff.

<sup>19</sup> Ich stütze mich auf eine Sammlung von 5200 vollständig kollationierten Versen.

zwar durch „Glättung und Wegglättung vornämlich in Absicht auf das Silbenmaaß, und dann auch des Ausdrucks“<sup>20</sup>. Die Änderungen sind so verschiedenartig, daß sich bei der üblichen grammatischen Klassifikation kein Ende erreichen ließe. Ich beschränke mich darauf, einige systematisch<sup>21</sup> ausgewählte Beispiele gründlicher zu besprechen, um den Sinn der Veränderungen am Vers in Hinsicht auf die gestellte Frage nach der Rechtfertigung der Poesie durch den Vers zu explizieren.

Ich beginne mit einem relativ einfachen Beispiel, in dem sich durch die Bearbeitung nichts geändert hat als die Reihenfolge der Wörter. Es handelt sich um einen Vers aus der Einleitung zur bekannten Szene aus dem Johannes-Evangelium, in welcher der gekreuzigte Jesus ein geistiges Mutter-Sohn-Verhältnis zwischen Maria und Johannes stiftet.

1755 *Und er neigte sein göttliches Antlitz, sie anzureden,*

1780 *Und er neigte, sie anzureden, sein göttliches Antlitz*<sup>22</sup>.

Es scheint zunächst nur um einen Unterschied der Stilhöhe zu gehen. Aus einer fast umgangssprachlichen Satzfügung wird eine „poetische“, indem der finale Nebensatz mitten in den Hauptsatz gesetzt wird. Als Nebeneffekt verschwindet durch diese Operation ein versus spondiacus. Es geht aber noch um mehr. Ein Satz, der mit einem transitiven Prädikatsverb beginnt, gilt für Sprecher und Hörer erst dann als beendet, wenn das zugehörige Akkusativobjekt ausgesprochen ist. Das noch nicht genannte Objekt ist proleptisch gegenwärtig in der syntaktischen Spannung des auf sein Ende zielenden Satzes. Mit dem Abstand zwischen Prädikat und Objekt wächst auch die syntaktische Spannung. Daher bringt die zweite Fassung mehr Spannung in den Satz als die erste.

Dennoch gilt nicht einfach die Formel: je größer die Entfernung, desto größer die Spannung. Abgesehen davon, daß wachsende Entfernung von einem heiklen Punkte an zu Desintegration führt, spielt auch die Füllung des Zwischenraumes eine Rolle. Ich mache eine Gegenprobe und ersetze schlechten Gewissens den finalen Nebensatz durch eine metrisch gleichwertige adverbiale Bestimmung.

<sup>20</sup> Briefe (Lappenberg) S. 217.

<sup>21</sup> Wichtig sind mir syntaktische, metrische und semantische Änderungen. Daher habe ich die Beispiele so gewählt, daß nach Möglichkeit immer nur eine der Komponenten variiert. Schwierigkeiten und Unzulänglichkeiten ergeben sich auch, weil die Tradition der Literaturwissenschaft für solche mikrologischen Untersuchungen kein geeignetes Vokabular parat hält.

<sup>22</sup> IX 411. – Die Zahlen vor den Varianten sind die Jahreszahlen der jeweils ersten Ausgaben mit dieser Lesart.

[Und er neigte mit großer Mühe sein göttliches Antlitz.]

Die verzögernde Wirkung ist jetzt längst nicht so stark. Die bloße Entfernung bringt den Effekt also nicht. Vielmehr kommt er dadurch zustande, daß im eingeschobenen Nebensatz mit dem Akkusativobjekt „sie“ eine umgekehrte syntaktische Spannung einsetzt und sofort im Prädikat „anzureden“ ihre Erfüllung findet. In chiasmischer Verschachtelung wird ein gleichartiger, aber umgekehrt von Objekt zu Prädikat verlaufender Spannungsbogen aufgebaut und abgeschlossen. Die syntaktische Spannung des Hauptsatzes wird umgelenkt und wie durch eine umgebogene Feder verstärkt. Überdies muß der Hörer zweimal von einem Spannungsbogen zum anderen umschalten, so daß vor und nach dem Nebensatz Pausen entstehen, deren zweite einem musikalischen Trugschluß mit seinem dynamischen Potential gleicht.

So dauert der Vers der zweiten Fassung nicht nur in der Uhrzeit ein wenig länger, sondern auch – und das allein ist entscheidend – in der Erlebniszeit des Hörers, weil die innere Bewegung reicher geworden ist, ohne daß sich mehr geändert hätte als die Reihenfolge der Wörter.

Genaugenommen allerdings geht mit der Umkehrung der normalen Wortfolge auch eine Umkehrung der normalen Zeitfolge vor sich, indem nämlich vom Späteren (dem Anreden) gesprochen wird, bevor noch das Frühere (das Neigen) ganz berichtet ist, indem also die Zukunft mitten in eine Gegenwartshandlung hineintritt, welche in der Vergangenheitsform erzählt wird. Diese Deutung ist indessen vom Verdacht der Überinterpretation nicht ganz freizuhalten.

Wir haben gesehen, daß Klopstock durch syntaktische Manipulation das Zeiterlebnis des Lesers oder Hörers umgestaltet, wobei nicht die Quantität, sondern die Qualität der Zeit eine Rolle spielt. Mit seinen eigenen Worten: „Unserm Ohre ist bey Hörung der Länge nicht so wohl daran gelegen, wie viel Zeit der Redende, sondern wie er seine Zeit zubringt.“<sup>23</sup>

Die Veränderung der syntaktischen Spannung ist freilich nur ein Mittel. Eine andere Verfahrensweise zeigt das zweite Beispiel. David, der mit den Seelen der alttestamentlichen Väter auf dem Ölberg weilt, ist über den Anblick des Gekreuzigten sprachlos erschüttert, bis er endlich in die Worte des 22. Psalms, des Leidenspsalms ausbricht. Unmittelbar davor steht der Nebensatz:

1755 *Als ihm die Sprache zurückkam,*  
1780 *Als die Sprache zurück ihm kam*<sup>24</sup>,

<sup>23</sup> Back/Spindler III 118.

<sup>24</sup> X 687.

Wichtigstes Merkmal der 2. Fassung ist die Verlängerung der Dauer. Die Phrase hat jetzt vier statt vorher drei Betonungen, sie umfaßt dreieinhalb statt vorher drei Metren, oder in metrischer Terminologie: die Zäsur κατά τρίτον τροχαῖον ist zur Hephthemimeres geworden. Allein auch hier kommt es nicht auf die bloße Dauer an; denn mit einer anderen Umstellung, die ich versuchsweise ansetze, wäre mühelos eine Dauer von vier Metren zu erreichen:

[Als die Sprache ihm zurückkam,]

Damit wäre aber offenbar nichts gewonnen, und zwar aus zwei Gründen nicht. Erstens ist nämlich „Als die Sprache ihm zurückkam“ metrisch genauso eintönig wie „Als ihm die Sprache zurückkam“. Die hypothetische Variante besteht aus lauter zweisilbigen Daktylen, wie die der ersten Fassung aus lauter dreisilbigen<sup>25</sup>. Dagegen in der Form „Als die Sprache zurück ihm kam“ gibt es Abwechslung. Sie besteht aus einem zweisilbigen, einem dreisilbigen und wieder einem zweisilbigen Daktylus; d. h., die Bewegung der Worte wird im zweiten Metrum beschleunigt und im dritten wieder verlangsamt. Der Zeitverlauf wird durch verschiedene Grade der Schnelligkeit gegliedert, und daher wirkt der Vers auch in der Erlebniszeit des Hörers voller und länger, ohne daß die zweite Fassung an sachlicher Information mehr böte als die erste.

Zweitens ist meine hypothetische Variante nicht nur an metrischer Reichhaltigkeit, sondern auch an Künstlichkeit des Satzbaus unterlegen. Denn die zweite Fassung bekommt durch ihren ungewöhnlichen Satzbau, der sich immerhin an den Grenzen der Grammatikalität bewegt, das Ansehen größerer Würde, und auch das dürfte für den Hörer etwas verändern. Darauf wird noch zurückzukommen sein.

Die Wortstellung hat also einen Einfluß auf den syntaktischen und metrisch-rhythmischen Ablauf des Verses, und dieser wiederum auf das Zeiterleben des Hörers. Daß die Wortstellung dabei nur als Auslöser zu fungieren scheint, ist freilich eine Formalisierung, die sich nur deshalb einstellt, weil die bisherigen Beispiele in den Varianten keine Bedeutungsunterschiede aufwiesen.

Zum Ausgleich daher ein Vers, in dem nun das Metrum nach dem Schema bei der Überarbeitung gleich bleibt. Adam gibt seinem Wunsche Ausdruck, den Messias in statu exinanitionis zu sehen, wie es in der klassischen Christologie heißt, oder, wie Adam sagt, in „jener Gestalt der Erbarmung“,

<sup>25</sup> Bezeichnung nach Bruno Snell, *Griechische Metrik*, Göttingen 1962, S. 7, um den Streit über Daktylus, Trochäen und Spondeen zu vermeiden.

1751 *In der du mein gefallnes Geschlecht zu versöhnen beschloesst.*

1780 *Die du kohrest, in ihr mein gefallnes Geschlecht zu versöhnen.*

In der ersten Fassung<sup>26</sup> stimmen, wie damals so oft, Versiktus (In der du) und Satzakkzent (In dér du) nicht überein. Klopstock macht in hier allerdings recht zurückhaltender Weise Gebrauch von der „Licenz im deutschen Verse, die Accente zu radebrechen“, welche Breitinger in seiner „Critischen Dichtkunst“ statuiert hatte<sup>27</sup>. Diesen Mangel – wenn man das so nennen will – korrigiert die zweite Fassung, indem sie sinngemäß betont „Die du kóhrest, in ihr...“ Der Zusammenfall von Iktus und Akzent bringt bei gleichem metrischem Schema eine deutliche Profilierung: die Betonung auf „ihr“ wird stärker, sie hebt sich besser von den unbetonten Silben der Umgebung ab, während die Betonung auf „Die“ zugunsten von „kohrest“ zurücktritt. Dagegen wird in der ersten Fassung („In der du“) der Iktus forciert, weil er sich gegen den Akzent durchsetzen muß, ohne doch dem Wort „der“ die Betonung so weit nehmen zu können, wie es das Schema fordert. Wenn also Iktus und Akzent zusammenfallen, verstärken sie einander, wenn sie nicht zusammenfallen, kämpfen sie gegeneinander.

In dem sehr künstlichen daktylischen Versmaß hat nun die betonte Silbe den Charakter der Länge oder der größeren Dauer als die unbetonte, natürlich ungeachtet des Umstandes, ob sie nach griechischer oder lateinischer Messung lang ist. Ein gleichbleibendes, in Notenwerten ausdrückbares Verhältnis von betonter Länge und unbetonter Kürze läßt sich indessen gerade nicht festsetzen – es kann sogar eine „Kürze“ durchaus länger dauern als eine „Länge“. Vielmehr wirkt im Daktylus eine Hebungssilbe um so länger, je stärker der auf ihr liegende sinngemäße Satzakkzent ist. Dieses höchst komplizierte Zusammenspiel von Iktus, Akzent und Dauer scheint Klopstock mit seiner Prägung „begriffmäßige Sylbenzeit“<sup>28</sup> anvisiert zu haben. Die Wichtigkeit eines Wortes, sei es in syntaktischer, sei es in semantischer Hinsicht, bestimmt Schwere und „Dauer“ der Betonung, zusammen mit dem Iktus oder gegen ihn, und auf diese Weise kann sowohl die Funktion als auch der Bedeutungsgehalt eines Wortes den Zeitablauf eines Verses gestalten. Die Wichtigkeit syntaktischer Funktion hat das erste Beispiel gezeigt; von der Rolle des semantischen Gehalts kann das jetzige Eindruck geben. Ich mache noch einmal ein Experiment und ersetze das Wort „kohrest“ durch das metrisch äquivalente „wähltest“:

<sup>26</sup> I 494. – Der Erstdruck 1748 beendet die Zeile mit „...zu versöhnen beschloesst!“

<sup>27</sup> Johann Jacob Breitinger, *Critische Dichtkunst* (1740), Nachdruck Stuttgart 1966, II 436.

<sup>28</sup> Back/Spindler III 104, 117.

*Die du kohrest, in ihr mein gefallnes Geschlecht zu versöhnen.*

[Die du wähltest, in ihr mein gefallnes Geschlecht zu versöhnen.]

Derlei Beobachtungen lassen sich zwar nicht beweisen, aber mir scheint doch, daß „kohrest“ eine etwas stärkere Betonung erhalten muß als „wähltest“, und zwar einfach, weil es ein ungewöhnlicheres, ein überraschendes, nicht selbstverständliches Wort ist. Die Würde des Wortes dient als Zeichen für die Würde des Vorgangs. Fragen der Stilhöhe sind auch Fragen der Semantik, denn nur von großen Dingen spricht man gewählt, gemessen und langsam, und so gilt auch umgekehrt für den Hörer (bis zum lächerlichen Beweis des Gegenteils) der Schluß, daß große Worte von Wichtigem berichten. In diesen Zusammenhang gehört auch der ungewöhnliche Satzbau in den früheren Beispielen.

Satzbau und Wortwahl bieten im Falle der Abweichung vom Üblichen dem Hörer zusätzliche semantische Information. Sie beeinflussen die Schwere der Betonung und damit den Zeitablauf. Deutlich sichtbar wird in den Varianten Klopstocks Bestreben, nur wirklich wichtige Wörter durch den Iktus und den Satzbau zu unterstützen und unnötige Tonbeugungen zu beseitigen.

Es gibt allerdings auch das umgekehrte Verfahren, und das läßt sich am besten am Gebrauch des für Klopstock würdigsten und höchsten Wortes, des Wortes „Gott“, ablesen.

Ungefähr in der Mitte des ersten Gesanges erwarten die himmlischen Heerscharen die Kundgabe des göttlichen Willens. Nach langen Vorbereitungen ertönen Donner, und dann heißt es:

1755 *Als sie schwiegen, that Gott vorm Angesichte der Thronen  
Offenbarend sein Heiligthum auf.*

1780 *Als sie schwiegen, that vor der Thronen freudigem Blick Gott  
Offenbarend sein Heiligthum auf*<sup>29</sup>.

Das Wort „Gott“ tritt an die wahrscheinlich schwächste Stelle des Verses, an die unbetonte Stelle des letzten, katalektischen Metrums, an der überdies in regelrechten Versen praktisch nie einsilbige Wörter stehen. Aber offenbar ist das Gewicht dieses Wortes so groß, daß es die Senkung zu einer Hebung macht, mehr noch: daß es den Rhythmus des Verses zum Stehen bringt. Man vergleiche meine Veränderung:

[that vor der Thronen freudigem Blicke  
Gott offenbarend sein Heiligthum auf,]

<sup>29</sup> I 364.

mit dem Klopstockschen Wortlaut:

*that vor der Thronen freudigem Blick Gott  
Offenbarend sein Heiligthum auf.*

Klopstock setzt faktisch drei Hebungen hintereinander, und zwar so, daß die für die Erkenntnis der Versgrenze wichtige Pause nach dem Versende der Stärkung der zweiten, unregelmäßigen Hebung „Gott“ nutzbar gemacht wird. So gelingt es ihm, den Rhythmus so weit zum Stehen zu bringen<sup>30</sup>, daß das Wort „Gott“ fast zu einem nunc stans im Zeitablauf wird, aber doch nur so weit, daß die syntaktische und metrische Spannung weiterträgt in die Zukunft, in den nächsten Vers, welcher das Langerwartete, die Offenbarung Gottes dann mit gesteigertem Effekt bringt. Ähnlich in dem nicht umsonst fast leitmotivisch wiederkehrenden Vers<sup>31</sup>.

*Herr! Herr! Gott! barmherzig, und gnädig, und treu, und geduldig!*

Der Vers beginnt mit drei so schweren Wörtern unter dem Iktus und gegen ihn, daß der Zeitablauf wiederum mit dem Wort „Gott“ zum Stillstand kommt, und es dauert fast bis zum Ende des Verses, bis die normale Sprechgeschwindigkeit wieder erreicht ist.

Dasselbe gilt für die letzten Worte Jesu:

*Mein Gott! mein Gott! warum hast du mich verlassen?*<sup>32</sup>

Auch hier wird mit dem Worte „Gott“ der Gang des Verses unterbrochen.

Und noch ein letztes Beispiel von etwas anderer Art. Klopstock hat die ersten vier Verse des Prooemiums fünfzig Jahre lang unverändert gelassen, und obwohl diese Anfangsverse bereits historisch geworden und damit seiner Verfügung eigentlich entnommen waren, hat er sich dann doch entschlossen, in der Ausgabe letzter Hand den dritten und vierten Vers zu verändern.

1748 *Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,  
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,  
Und durch die er Adams Geschlechte die Liebe der Gottheit  
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuem geschenkt hat.*

1799 *Und durch die er Adams Geschlecht zu der Liebe der Gottheit  
Leidend, getödtet, und verherrlichtet wieder erhöht hat*<sup>33</sup>.

<sup>30</sup> Für die Oden: Irmgard Böger, *Bewegung als formendes Gesetz in Klopstocks Oden* (Germanische Studien 207), Berlin 1939, die allerdings den prinzipiell gleichen Erscheinungen eine andere Deutung gibt.

<sup>31</sup> X 782.

<sup>32</sup> X 1030.

<sup>33</sup> I 1–4.

Ausschlaggebend kann natürlich das Streben nach Verdeutlichung gewesen sein: „Adams Geschlechte“ in der ersten Fassung ist nicht sofort als Dativ zu erkennen. Entscheidend dürfte jedoch gewesen sein, daß der vierte Vers als Inhaltsangabe nicht vollständig ist, denn es fehlt der ganze 2. Teil des Werkes, der status exaltationis, Auferstehung und Himmelfahrt. Warum die vollständige Inhaltsangabe wichtig ist, wird noch zu erörtern sein.

Jedenfalls zeigt die metrisch-rhythmische Gestalt des neuen Verses, daß es Klopstock auf diese Vollständigkeit ankam. Durch die Dihärese vorher und die Zäsur nachher wird das an sich unbedeutende Wörtchen „und“ stark betont und isoliert. Es ist ein Stillstand der Bewegung zwischen zwei Pausen, aus dem dann das Wort „verherrlichtet“ wahrhaft triumphal hervorgeht.

Wieder ist es so, daß damit die Erwartung erfüllt wird; denn der christliche Hörer assoziiert mit gewisser Notwendigkeit schon bei den ersten Worten des vierten Verses kirchliche Formeln, etwa das „passus et sepultus est“ aus dem Symbolum Nicenum, und er weiß, daß es weitergehen muß: „et resurrexit“. Diese Erwartung, verbunden mit der Gewißheit der Erfüllung, wird aufgestaut in dem einen Wort „und“.

### III

Mit allen Mitteln versucht Klopstock, den Gang seiner Verse nach seinen Vorstellungen immer genauer zu lenken. Syntax und Semantik, Iktus und Akzent, in geringerem Maße wohl auch Satzmelodie und Wohlklang wirken zusammen, um das abstrakte Metrum als immer wiederkehrendes Maß der reinen Sukzession in vielfältiger Weise zu beleben und zu formen. Oder vielleicht sollte man eher sagen: alles wirkt zusammen, um der spannungslosen Alltagssprache taktmäßige Ordnung und gestalteten Zeitverlauf zugleich abzugewinnen. Dafür eignet sich in der Tat kein Sprechvers besser als der Hexameter, und Klopstock hat denn auch mit Nachdruck die überlegene Wandlungsfähigkeit seines Versmaßes verteidigt.

Daß er sich über seine Arbeit am Vers durchaus Rechenschaft ablegte, bezeugen seine metrischen Schriften mit einer theoretischen Gründlichkeit auch in Kleinigkeiten, wie sie sonst wohl bei bedeutenden Dichtern nicht anzutreffen ist.

Dabei sind ihm auch einige Einsichten gelungen, die meines Erachtens in der deutschen Verslehre noch nicht wieder eingeholt sind<sup>34</sup>, so etwa die

<sup>34</sup> Am ehesten noch bei Erwin Arndt, *Deutsche Verslehre. Ein Abriß*, Berlin 1962,

Aussagen über die wechselseitige Abhängigkeit von Betonung und Dauer. Klopstock spricht davon, daß im Verse „Zeitausdruck“ (also die Schnelligkeit der Bewegung) und „Tonverhalt“ (das Verhältnis der Betonungsgewichte) immer zugleich wirken, aber nur „unter der Einschränkung, daß keiner von beyden *merklich stärker*, als der andere sey. Denn in diesem Falle hört die Wirkung des schwächern auf.“<sup>35</sup> Das heißt: wenn z. B. mehrere schwere Betonungen nebeneinander stehen, geht die Schnelligkeit der „Wortbewegung“ – auch dies ein Klopstockscher Begriff – gegen Null, wie wir es mehrfach beobachtet haben<sup>36</sup>. Vergleicht man daneben seine Äußerungen über die „begriffmäßige Sylbenzeit“<sup>37</sup>, so möchte man mit Sicherheit Bemerkungen über die Bedeutung der Würde eines Wortes für die Wortbewegung erwarten. Eigenartigerweise findet sich aber so etwas nicht. Klopstock rügt zwar an alten „Theoristen“, daß sie einzelnen „künstlichen Füßen“ einen bestimmten Charakter zuschreiben. Er selbst aber behauptet dann von seinen „Wortfüßen“ einen ebensolchen Ausdruckscharakter und zitiert nach altbewährter Weise Belege, die natürlich einen entsprechenden Inhalt haben.

Dieses Versäumnis Klopstocks kann uns selbstverständlich nicht hindern, belehrt durch seine Verse die scharfe Trennung von metrischer Form und semantischem Gehalt zum Zwecke der Untersuchung für eine Notwendigkeit zu halten, weil nur so das Zusammenwirken beider beschrieben werden kann, ohne daß es die üblichen Verwechslungen gibt.

Metrum, Satzbau und Wortwahl verleihen der Sprache des Gedichts Zeitform und Bedeutung. Die Metrik als reflektierende Theorie und gegebenenfalls auch als Anleitung zur Praxis muß die Komponenten beschreiben, die für den Hörer die bedeutende Zeitform erzeugen. Aber obwohl im ‚Messias‘ die Wortwahl auch den Bereich der Theologie be-

S. 15 u. ö. – Der vielversprechende Untertitel der Arbeit von Blanka Horacek, Kunstprinzipien der Satz- und Vergestaltung. Studien zu einer inhaltsbezogenen Syntax und Metrik der deutschen Dichtersprache (Sitzber. Österr. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. 258, 1), Graz 1968, täuscht. Auf den Seiten 108–177 wird nur gezeigt, wie der als isoliert und primär angenommene Inhalt in gewissen Formen des Enjambements seine Entsprechung findet. – Über Bestrebungen in der englischen Metrik: Seymour Chatman, A Theory of Metrics (Janua linguarum. Series minor. 36), The Hague 1965. (Rez. von Roger Fowler, Linguistics 27 [1966], 49–64). – Aus der Romanistik: Hans Ludwig Scheel, Zur Theorie und Praxis der Versforschung I, Romanist. Jb. 18 (1967) 38–55.

<sup>35</sup> Back/Spindler III 180.

<sup>36</sup> Der andere, hier nicht interessierende Fall wäre, daß durch zu große Schnelligkeit keine Betonungen mehr präzise möglich sind. – Auf beiden Seiten liegt die Prosa.

<sup>37</sup> Back/Spindler III 115 ff.

rührt, genügt das noch nicht, um auch nur in diesem Fall von theologischer Metrik reden zu können.

#### IV

Die Zeit, von der ich spreche, ist diejenige, welche der Hörer oder Leser mit dem Gedicht zubringt, und da ist es, wie gesagt, nicht so wichtig, wie viel Zeit, sondern wie er sie zubringt. Ähnlich sei es, bemerkt Klopstock, „wenn uns jetzt eine Stunde langsam, und eine andere schnell vorübergeht. Es kommt dann gar nicht darauf an, was eine Stunde nach der Uhr, sondern was sie nach unserer Vorstellung ist.“<sup>38</sup>

„Kaufet die Zeit aus“, heißt es im Epheserbrief<sup>39</sup>, und dieser Spruch oder doch derselbe Gedanke spielt in der Laienbewegung des Pietismus eine große Rolle. Die Zeit des Lebens ist kurz, und man muß sie gut und fern von den Zerstreungen der Welt nutzen, um selig zu werden.

Wie verbringt der Leser seine Zeit mit dem Gedicht ‚Der Messias‘? Nun, da ist natürlich die Fülle der frommen Ereignisse, Reden und Empfindungen, aber darin unterscheidet sich ja das Gedicht nicht von einer zeitgenössischen Predigt oder einem Erbauungsbuch.

Doch es wirkt ja, wie die Interpretation der Varianten gezeigt haben soll, alles darauf hin, im Vers die Zeit des Lesenden zu gestalten<sup>40</sup>. Ich habe schon einige Male angedeutet, daß die Änderungen, wo immer es möglich erscheint, mit fortschreitender Klarheit einer bestimmten Zeitform zustreben; daß in der syntaktischen Spannung des auf sein Ende zielenden Satzes das Objekt proleptisch gegenwärtig sei; daß die abgemessene Zeit ohne Vermehrung der Information gefüllt werde; daß gegenrhythmische Stauungen die Sukzession aufhören lassen; daß Erwartung und Erfüllung in einem Wort konzentriert werden.

Eine Erwartung wird erregt und durch Hindernisse so gesteigert, daß das Erwartete selbst für einen Moment anwesend zu sein scheint. Aus den Erfahrungen der Vergangenheit speist sich die Erwartung einer Zukunft, welche im Augenblick der aufgehobenen Sukzession Gegenwart zu sein scheint. Der Augenblick selbst hält die Vergangenheit als Quelle der Erwartung und die Zukunft als Ziel der Erwartung in der Gegenwart als dem Ort der erwarteten Erfüllung zusammen. So wird die Gegenwart für den Moment zum Schein der Ewigkeit.

<sup>38</sup> Back/Spindler III 188.

<sup>39</sup> 5, 16.

<sup>40</sup> Daß man mit Vorteil „die Sache von der Seite ihrer Wirkung“ ansehe, betont Klopstock übrigens ausdrücklich: Back/Spindler III 189.

Diese Zeitform im Vers für den Leser ist selbstverständlich nicht in jedem Vers anzutreffen; dafür wird sie unterstützt durch den Aufbau des ganzen Werkes, denn die Form des Verses spiegelt den Aufbau des Gedichtes wie eine Monade das Universum. Zeitgenössische Leser kannten den gesamten Inhalt des 'Messias' schon im voraus. Es gibt da keinerlei Überraschungen, denn das Handlungsgerüst besteht aus biblischen Erzählungen, die meistens in einem möglichst genau (nach Luther) zitierten Bibelwort gipfeln. Schon nach wenigen Worten einer Szene weiß der Leser, welche Geschichte jetzt zu erwarten ist, aber auch diese gewisse Erwartung wird durch eingeschobene Ausrufe und Betrachtungen hingehalten und gesteigert und dann erfüllt. Endlich sind nicht nur die einzelnen Szenen, es ist auch das ganze Werk nach diesem Ablaufschema gebaut.

Das Prooemium umspannt Anfang und Ende. Leiden und Tod Jesu sind in zehn Gesängen berichtet, aber auf die Verherrlichung muß der Leser weitere zehn Gesänge warten. Im 20. Gesang wird über weite Strecken dann noch der regelmäßig wiederkehrende Hexameter zugunsten von unglaublich komplizierten Odenstrophen aufgegeben<sup>41</sup>, um die Spannung der Erwartung noch einmal auf ein Höchstmaß zu steigern, bis dann die im vierten Vers angekündigte Erfüllung, vorher oft genannt, im allerletzten Vers eintrifft:

*Indem betrat die Höhe des Thrones  
Jesus Christus, und setzete sich zu der Rechte des Vaters*<sup>42</sup>.

Eine voraus entworfene, von allen gekannte Zukunft wird in Augenblicken schon vor ihrem Eintreffen lebendig gegenwärtig. Auf dieselbe Weise war der „ewige Mittler“ in der „Gestalt der Erbarmung“ für eine kurze Weile auf der Erde, um die Erlösung und die „Zukunft des großen Gerichtes“ in der Versöhnung Gottes und der Menschen vorwegnehmend zu vergegenwärtigen.

Indem das Gedicht im Berichten die Struktur des berichteten Geschehens nachvollzieht, wird es selbst zum Abbild Christi, und indem die Zeit des Lesens in Augenblicken zur Ewigkeit formiert wird, zieht der Leser – um noch einmal Paulus zu zitieren – den „Herrn Jesus Christus an“<sup>43</sup>.

Man kann gewiß einwenden, daß dieser „Vorsmack der Ewigkeit“ nur ein trügerischer und vergänglicher Schein der Ewigkeit sei, weil ja doch die Zeit nicht wirklich still stehe, auch nicht in diesen Momenten.

<sup>41</sup> Es dürfte kein Zufall sein, daß die von Anfang an zeitlich genau kalkulierten Oden in allen Auflagen durchweg unverändert geblieben sind.

<sup>42</sup> XX 1143 f.

<sup>43</sup> Röm. 13. 14, Gal. 3. 27.

Das mag eine notwendige theologische Kritik sein, doch auch wenn man damals den Schein durchschaut hätte, hätte man wahrscheinlich nicht von ihm abgesehen.

Für unsere Zeit freilich sieht die Sache offenbar anders aus; dennoch darf man unter Verzicht auf theologische Auseinandersetzung bemerken, daß es kein Wunder und auch keine Schande ist, wenn ein Werk, das sich so tief in die Zeit seiner Leser eingelassen hat, mit ihr auch vergeht.

Klopstocks Arbeit an der Sprache des „Messias“ hat unmittelbar theologisch-ethischen Sinn. Sie ist praktische Lebensgestaltung, nicht nur Aufforderung zu späterer Praxis, wie Predigt und Erbauungsbuch. Damit ist auch das Problem der Applikation auf eine der Poesie allein eigene Weise gelöst: verkündigend vergegenwärtigt sie die vergangene Geschichte Jesu, indem sie durch den Vers der gegenwärtigen Zeit die forma Christi mitteilt<sup>44</sup>. Darum ist der Vers die Rechtfertigung der Poesie<sup>45</sup>, und darum muß die Metrik theologisch genannt werden, weil sie als Lehre vom ethisch wirksamen Vers die Rechtfertigungslehre der Poesie ist.

<sup>44</sup> Es läßt sich vielleicht schwer darüber streiten, aber ich glaube doch, daß für Klopstock und seine „Gemeinde“ dieses durch dichterische Mittel bewirkte Verweilen bei der „Sache“ (oder Verweilen der „Sache“ bei ihnen) die Hauptsache war, nicht die Person des Dichters. Was genialische Kreise von Jüngern aus ihm gemacht haben, ist wieder etwas anderes. Das Werk gehört – wie mir scheint – im vollen und besten Sinne zur Tradition europäischer Bibeldichtung (vgl. Max Wehrli, *Sacra Poesis: Biblepik als europäische Tradition*; in: M. W., *Formen mittelalterlicher Erzählung*, Zürich 1969, S. 51–72, und Sr. Raphaela Gasser, *Propter lamentabilem vocem hominis. Zur Theorie der Volkssprache in althochdeutscher Zeit*. Diss., Zürich 1970, S. 49 ff.).

<sup>45</sup> Eine andere Auffassung von der Aufgabe des Verses, gewonnen an Texten von Mallarmé: Hans-Jost Frey, *Der Vers als Zeichen*, *Neue Zürcher Zeitung* 4. 10. 1970, Nr. 460 (Fernaussgabe Nr. 272), S. 49 f.

VON

JÜRGEN LINK

1

Im Juli 1793, nach wenigstens einjähriger Arbeit am 'Hyperion', schreibt Hölderlin in einem Brief an Neuffer: „Was Du so schön von der *terra incognita* im Reiche der Poesie sagst, trifft ganz genau besonders bei einem Romane zu. Vorgänger genug, wenige, die auf neues schönes Land geriethen, u. noch eine Unermesslichkeit zu'r Entdeckung und Bearbeitung!“<sup>1</sup> Fünf weitere Jahre lang suchte Hölderlin, als armer Theologiestudent wider Willen wie als obskurer Hauslehrer, in angestrengter, einsamer, manchmal an Verbissenheit grenzender Arbeit, nach einem neuen Kontinent der Gattung Roman. Wieder und wieder brach er schon weit gediehene Entwürfe ab und begann von vorn. Was er eigentlich suchte und in der Endfassung womöglich fand, darüber schwieg er, so daß Ryan noch heute feststellen kann: „Hölderlins einziger Roman läßt sich seinem Gattungscharakter nach nicht leicht in die geschichtliche Entwicklung des deutschen Romans einordnen. Schon die ‚lyrisch‘ ausladende Sprache hat manchen dazu verführt, dem Werk den Charakter eines durchgeformten Romans überhaupt abzusprechen.“<sup>2</sup> Ryan möchte 'Hyperion' nicht als ‚lyrischen Roman‘ bezeichnen; er hält die Distanzlosigkeit des Erzählers der Erzählung gegenüber (wie etwa im 'Werther') für ‚lyrisch‘ und weist nach, daß der Erzähler des 'Hyperion', wiewohl Ich-Erzähler, dennoch distanziert erzählt<sup>3</sup>. Ryan sieht in dieser Distanz wie im ‚offenen‘ Charakter des 'Hyperion' Züge, die er in Friedrich Schlegels ‚romantischer‘ Theorie des Romans wiederzufinden glaubt.

Es ist jedoch nicht sicher, ob der Eindruck eines ‚lyrischen‘ Romans, den schon Susette Gontard hatte<sup>4</sup>, auf der Annahme fehlender Erzähldistanz

<sup>1</sup> Friedrich Hölderlin, Sämtliche Werke, Große Stuttgarter Ausgabe, hrsg. von Fr. Beißner, Bd. 6, Stuttgart 1954, S. 87.

<sup>2</sup> Lawrence Ryan, Hölderlins 'Hyperion': Ein ‚romantischer‘ Roman? Über Hölderlin, Frankfurt 1970, S. 175 ff. (Zitat S. 175).

<sup>3</sup> Ryan, S. 176 f.

<sup>4</sup> („Beym Durchlesen fällt mir ein, daß Du Deinen lieben Hyperion auch einen

beruhte. Vieles spricht vielmehr dafür, daß andere, zweifelsfrei vorhandene Merkmale des Romans zu diesem Urteil führten: da sind etwa die kunstvolle Rhythmisierung sowie die durchgehende Vermeidung des Hiats, die die Hölderlinsche Romanprosa von gewöhnlicher Romanprosa stark unterscheiden; und da ist, sich jedem Leser unbewußt stark einprägend, eine große Anzahl bildhafter Vergleiche, wie sie sich ebenfalls in keinem anderen Prosaroman finden.

Hölderlin hat keine Aussagen zur Romanstruktur des 'Hyperion' hinterlassen, es sei denn, man wollte folgende Stelle aus dem erwähnten Brief an Neuffer heranziehen: „Ich fand bald, daß meine Hymnen mir doch selten in dem Geschlechte, wo doch die Herzen schöner sind, ein Herz gewinnen werden, u. diß bestärkte mich in meinem Entwurfe eines griechischen Romans. Laß Deine edlen Freundinnen urteilen, (...), ob mein Hyperion nicht vielleicht einmal ein Plätzchen ausfüllen dürfte, unter den Helden, die uns doch ein wenig besser unterhalten, als die wort- und abenteuerreichen Ritter.“<sup>5</sup> Hölderlin sagt hier zumindest klar, welche Struktur er für seine 'terra incognita' im Bereiche des Romans ausschließt: es ist dies die Struktur des trivialen Ritterromans, die durch das Prinzip der Reihung vieler Abenteuer sowie durch Figuren gekennzeichnet ist, die lange Monologe halten. Statt dessen will Hölderlin einen „griechischen Roman“: das bedeutet möglicherweise nur: einen Roman, der in Griechenland spielt; es heißt vielleicht: einen Roman nach Art des 'Agathon' – es kann jedoch auch eine besondere stilistische Eigenart meinen.

In diesem Zusammenhang ist der offenbarste Irrweg aufschlußreich, auf den Hölderlin bei seiner Suche nach der 'terra incognita' geriet: es ist die Verfassung. Allein die Tatsache, daß Hölderlin in einer bestimmten Phase seiner Arbeit glauben konnte, 'Hyperion' könne auch in Versen geschrieben werden, gibt Aufschluß über die Richtung seiner Suche. 'Hyperion' wäre dann ein Versroman, d. h. eine Unterart des Versepos geworden. Für das klassische Versepos aber sind die poetischen Regeln des festen Rhythmus, der Vermeidung des Hiats und der epischen Vergleiche charakteristisch: wie, wenn eben die Anwendung solcher Regeln auf den Prosaroman dem 'Hyperion' seine originelle Struktur verliehe? Wenn auch *das* mit „griechischer Roman“ gemeint wäre? Es wäre dann die Einstufung als ‚lyrischer Roman‘ einfach terminologische Unschärfe: gemeint wäre ein ‚poetischer Roman‘. Ein poetisches Epos ist, im Gegensatz zu einem ‚lyri-

Roman nennst, ich denke mir aber immer dabey ein schönes Gedicht.“) Die Briefe der Diotima, hrsg. v. C. Viëtor, Leipzig 1923, S. 30.

<sup>5</sup> Bd. 6, S. 86.

schen Epos', keinesfalls eine *contradictio in adiecto*: poetische Epen gibt es seit der 'Ilias' – ein ‚poetisches Prosaepos‘ (und darauf liefe diese Einstufung für den 'Hyperion' hinaus) wäre jedoch ebenfalls paradox. Dieser Widerspruch kommt durch die Verwechslung von rhythmisierter Prosa (wie im 'Hyperion') und Poesie zustande. Eine solche Prosa bleibt Prosa, wenn sie außer dem entscheidenden Kriterium des regelmäßigen Zeilenneuansatzes<sup>6</sup> auch bereits alle übrigen Eigenschaften der Poesie besitzt.

Die Hypothese, die im folgenden entfaltet und überprüft werden soll, erscheint damit klar: es könnte sein, daß die eigenartige Struktur des Hölderlinschen Romans in einer Synthese von Versepos und Prosaroman bestände. Man könnte sich dann kaum eine größere Kluft zwischen These und Antithese denken: hier die 'Ilias' und ihre Nachfolger bis zum 'Messias', dort der bürgerliche Briefroman des 18. Jahrhunderts; hier das historisch-politische Nationalepos, dort die private Gefühlswelt bürgerlicher Briefschreiber; hier die stilisiert poetische Sprache und die monumentale Komposition, dort die naturalistische Fiktion des ‚Sich-etwas-vom-Herzen-Schreibens‘.

Ein Merkmal des Hölderlinschen Romans scheint dieser Hypothese schon jetzt zu entsprechen: Ryans Beobachtung, daß im 'Hyperion' der Briefschreiber nicht aus dem Augenblick, aus der Distanzlosigkeit Werthers, sondern aus dem Überblick am Ende des Geschehens schreibt. Das könnte als Synthese zwischen der Distanzlosigkeit des bürgerlichen Briefromans und der absoluten Distanz des homerischen, ‚allwissenden‘ Erzählers gedeutet werden.

Zunächst soll die Hypothese jedoch grundsätzlicher entfaltet werden, und zwar am Beispiel des epischen (homerischen) Vergleichs.

## 2

Die Struktur des epischen Vergleichs wird sich exemplarisch am Beispiel der 'Ilias' untersuchen lassen. Dabei ist es möglich, an Wolfgang Schadewaldts Beobachtungen anzuknüpfen: „Wer genauer hinblickt, unterscheidet in fast allen Homerischen Gleichnissen mit hinlänglicher Deutlichkeit zwei Elemente: ein substantielles, den ‚Gleichnisträger‘, (...) und sodann ein modifizierendes (...).“<sup>7</sup> Er spricht außerdem von dem „im Gleichnis-

<sup>6</sup> Dazu Jean Cohen, *Structure du langage poétique*, Paris 1966, S. 57 f.

<sup>7</sup> Wolfgang Schadewaldt, *Die homerische Gleichniswelt und die kretisch-mykenische Kunst*. In: *Von Homers Welt und Werk*, 4. Aufl., Stuttgart 1965, S. 148.

vorgang herrschende(n) Fortschritt vom Allgemein-Typischen zum Besonderen (...).“<sup>8</sup> Beide Hinweise lassen sich bestätigen und, wie sich zeigen wird, in ein allgemeines Modell des epischen Vergleichs einbeziehen. Ein solches Modell müßte klären, wie es dem Epiker gelingt, mit Hilfe der Synthese zweier ‚Sphären‘, von denen die eine die der ‚Handlung‘ ist, eine Art ‚zweistimmiger‘ Erzählweise zu erreichen.

Die der Musik entlehnte Metapher der ‚Zweistimmigkeit‘ bleibt unpräzise: sie ist durch eine Strukturanalyse zu begründen. Dabei ist die Frage nach der Binnenstruktur des einzelnen Vergleichs zu unterscheiden von der nach der Funktion aller Vergleiche insgesamt für die epische Struktur insgesamt.

Als Beispiel für einen einzelnen epischen Vergleich diene 'Ilias' VIII, 306–308:

So wie die Staude des Mohns im Garten zur Seite das Haupt neigt  
Unter den lastenden Körnern und Regenschauern des Frühlings:  
Also neigt' er zur Seite das Haupt, vom Helme belastet<sup>9</sup>.

Es handelt sich um die parataktische Fügung zweier Glieder, die durch die Verweisrelation ‚wie – so‘ einander zugeordnet sind. Das Merkmal syntaktischer Autonomie beider Glieder zeigt sich besonders deutlich in der Wiederholung des Verbs, die noch in Hölderlins 'Hyperion'-Prosa an einigen Stellen wiederkehrt. Das Verb (Schadewaldts ‚Modifikation‘) bildet das entscheidende Kettenglied des epischen Vergleichs: es verklammert seine beiden Bestandteile und scheidet sie gleichzeitig. Durch die Wiederholung verbindet es, durch das verschiedene Tempus trennt es: in dem einen Gliede erscheint es nämlich im Präsens, in dem anderen im ‚epischen Präteritum‘<sup>10</sup> (griech. Aorist). Das eine Glied ist integrierender Bestandteil derjenigen epischen Sukzession im engeren Sinne, die man auch als ‚Handlung‘<sup>11</sup> oder neuerdings als ‚Geschichte‘<sup>12</sup> bezeichnet hat.

<sup>8</sup> Schadewaldt, S. 149.

<sup>9</sup> Homer, *Ilias*, übersetzt von Johann Heinr. Voss, bearbeitet von Hans Rupé, Darmstadt 1960, S. 135. Die Seitenangaben im folgenden beziehen sich auf diese Ausgabe.

<sup>10</sup> S. Käte Hamburger, *Die Logik der Dichtung*, Stuttgart 1968, S. 59 ff.

<sup>11</sup> Am klarsten hat bereits Lessing den Begriff ‚Handlung‘ in diesem allgemeinen Sinne definiert: „Eine Handlung nenne ich, eine Folge von Veränderungen, die zusammen Ein Ganzes ausmachen.“ (Sämtliche Schriften, hrsg. v. Lachmann/Muncker, Bd. 7, Stuttgart 1891, S. 429.) Dieser Begriff von Handlung ist nicht auf eine Gattung (etwa das Drama) beschränkt, Lessing entwickelt ihn an der Fabel.

<sup>12</sup> Die „Geschichte“ („l'histoire“) ist allerdings nicht ganz mit dem hier Gemeinten deckungsgleich. Zwar setzt auch sie in großen Zügen eine bestimmte sukzessive Anordnung voraus, nicht jedoch die konkret realisierte, die bereits Elemente des „discours“



Gemeint damit ist die Gesamtheit sukzessiver epischer Elemente, die als zeitliche Projektion einer geschlossenen und identischen Konstellation von Figuren und Konflikten zwischen diesen Figuren verstanden werden kann. Da Ausdrücke wie ‚Handlung‘ und ‚Geschichte‘ durch ihre Verwendung in anderen Zusammenhängen vor unpräzisen Assoziationen nicht hinreichend geschützt erscheinen, sei für das Gemeinte der Terminus ‚epische Linie‘ vorgeschlagen. Es läßt sich dann sagen, daß das eine Glied des epischen Vergleichs integrierender Bestandteil der jeweiligen epischen Linie ist. Es ist gekennzeichnet durch das Tempus der epischen Linie, meistens das ‚epische Präteritum‘. Es ließe sich nicht aus der Linie herauslösen oder an einen anderen Platz der Linie versetzen, ohne daß der Sinn der gesamten Linie modifiziert würde.

Das der Linie zugehörige Glied besteht seinerseits im wesentlichen aus zwei Elementen: dem Subjekt und dem Prädikat. Obwohl der enge grammatische Sinn dieser Termini häufig ebenfalls zutrifft, ist hier ein komplexerer Sachverhalt gemeint: Subjekt ist der jeweilige Träger, dasjenige, was Schadewaldt den ‚substantiellen Gleichnisträger‘ nennt; Prädikat ist der jeweilige Zustand bzw. die jeweilige Modifikation des Trägers<sup>13</sup>. In dem ‚Ilias‘-Beispiel ist der Träger durch ein Personalpronomen repräsentiert, gemeint ist Gorgythion. Der Träger in dem der Linie zugehörigen Glied ist also eine Figur (es könnte auch ein Ding sein) aus der Figurenkonstellation des Epos, er ist also individueller Träger. Das zugehörige Prädikat lautet:

neigt‘ er zur Seite das Haupt, vom Helme belastet.

Für sich genommen, ist auch das Prädikat individuelle Aussage: das zeigen die individualisierenden Artikel, das zeigt vor allem das individualisierende Präteritum.

Diese Individualität des Prädikats der Linie wird jedoch teilweise aufgehoben, wenn das andere Glied des Vergleichs ins Spiel kommt: dieses zweite Glied steht außerhalb der jeweiligen epischen Linie: es könnte herausgelöst werden, ohne daß die Linie unverständlich würde. Es kann daher als ‚extralineares‘ Glied des Vergleichs bezeichnet werden. Das Tempus des extralinearen Gliedes ist das Präsens. Dieses Präsens steht in

enthält. Vgl. Tzvetan Todorov, „Les catégories du récit littéraire“, in: *Communications*, Bd. 8, 1966, S. 125 ff. („Il ne faut pas croire que l'histoire corresponde à un ordre chronologique idéal.“ – S. 127 – „Dans l'histoire, plusieurs événements peuvent se dérouler en même temps; mais le discours doit obligatoirement les mettre à la suite l'un de l'autre.“ – S. 139).

<sup>13</sup> „Prädikat“ wird also im Sinne von Todorovs „prédicat“ verwendet („Les catégories du récit littéraire“, S. 133 ff.).

direkter Opposition zum jeweiligen Tempus der Linie (das auch ein ‚historisches‘ Präsens sein könnte): es ist nicht individualisierend, sondern generalisierend, es ist das Tempus des ständig Wiederkehrenden bzw. des ständig Gleichen. Der generalisierende Charakter des extralinearen Gliedes zeigt sich auch an Träger und Prädikat: der Träger gehört nicht zur Figurenkonstellation der Linie, es handelt sich vielmehr um ein Element der extralinearen und meistens sogar der werktranszendenten ‚Realität‘:

So wie die Staude des Mohns im Garten zur Seite das Haupt neigt.

Der Artikel des Trägers ist hier nicht individualisierend, sondern generalisierend, er kann durch den unbestimmten Artikel ersetzt werden:

Wie wenn ein Mann eine Natter gewahrt und erschrocken zurückfährt (...).  
(*Ilias* III, 33; S. 46)

Als Träger erscheinen also Repräsentanten ihrer jeweiligen Gattung.

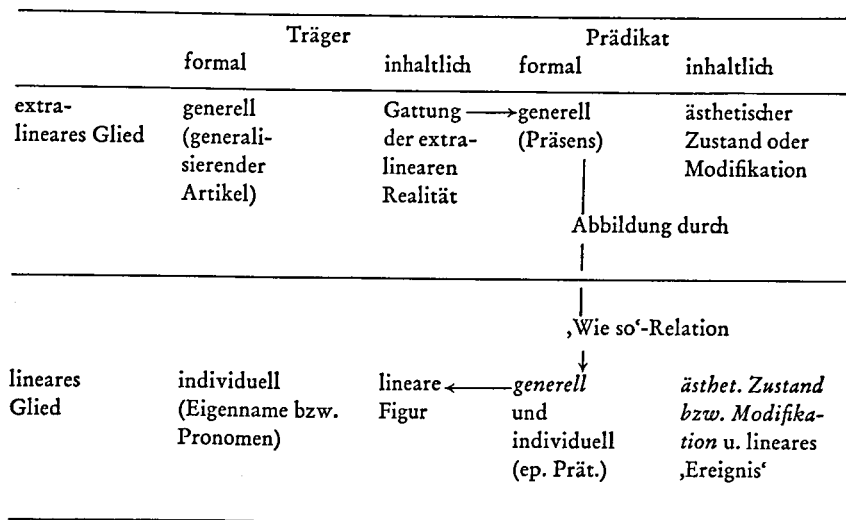
Was das Prädikat des extralinearen Gliedes angeht, so scheint es äußerlich dem Prädikat des linearen Gliedes völlig gleich zu sein: dadurch, daß es als Prädikat eines generellen Trägers fungiert, erhält es jedoch dessen generalisierenden Charakter selbst mitgeteilt.

Die Verklammerung beider Glieder geschieht durch die ‚wie – so‘-Relation und die formale Gleichheit der Prädikate: ‚wie der Mohn das Haupt neigt, so neigte Gorgythion das Haupt‘. Die ‚wie-so‘-Relation postuliert die Isomorphie beider Prädikate, sie bildet dadurch bestimmte Eigenschaften des extralinearen Prädikats auf die Linie ab<sup>14</sup>. Dabei handelt es sich vor allem um die ästhetische Qualität des extralinearen Prädikats sowie um seine generalisierende Qualität. Die Binnenstruktur des epischen Vergleichs läßt sich also folgendermaßen schematisieren (s. S. 164):

Folgende Erklärungen sind zusätzlich notwendig: da das Prädikat des extralinearen Gliedes außerhalb der Sukzession individueller Ursache-Folge-Ketten steht, wird ausschließlich seine Erscheinung betont, seine Qualität ist also vor allem ästhetisch. Diese Qualität wird, zusammen mit der der Generalität, auf das Prädikat der Linie abgebildet, das dadurch einen gleichzeitig individuellen wie generellen Charakter erhält. Vom Prädikat aus überträgt sich dieser Doppelcharakter dann auch auf den Träger: die individuelle Figur wird unter ein Allgemeines subsumiert.

Ein einziger epischer Vergleich in einem Epos bliebe ein Kuriosum – sobald die Frequenz der epischen Vergleiche jedoch eine bestimmte Schwelle

<sup>14</sup> Der Vergleich postuliert die Isomorphie, dadurch stellt er sie her. Es ist also gegenstandslos, nach der ‚Exaktheit‘ der Gleichnisse zu fragen wie Bowra (*Tradition and Design in the Iliad*, Oxford 1930, S. 117).



Hoch im Bogen gekrümmt, und speit den Schaum des Gewässers:  
Also zogen gedrängt die Danaer, Haufen an Haufen,  
Rastlos jetzt in die Schlacht. (IV, 422-428; S. 69)

Gleichwie ein Hund den grimmigen Keiler oder den Löwen  
Hurtigen Laufes verfolgt und wütend packt an den Schenkeln  
Oder den Hüften von hinten, und stets der Wendungen achtet:  
Also verfolgte der Held die hauptumlockten Achaier.  
(VIII, 338-341; S. 136)

Siehe, wie Schnitter, einander entgegenstrebend, die Schwaden  
Niedermähen auf den Fluren des reichbegüterten Mannes,  
Weizen oder auch Gerste, und sinkend sich häufen die Garben:  
Also stürmten Achaier und Troer gegeneinander  
Mordend, und keiner von ihnen gedachte schmähdlich zu fliehen.  
(XI, 67-71; S. 180 f.)

überschreitet, erregen sie die Aufmerksamkeit des Hörers bzw. Lesers in so starkem Maße, daß es gerechtfertigt erscheint, die Gesamtheit aller extralineaeren Glieder in einem Epos ihrerseits als eine wichtige Teilstruktur dieses Epos aufzufassen. Die Frequenz epischer Vergleiche soll auf folgende Weise ermittelt werden: es wird das Verhältnis der Gesamtheit der extralineaeren Glieder eines Gesangs (gemessen in Versen) zur Gesamtzahl der Verse bestimmt. In der 'Ilias' ergibt sich dabei eine mittlere Frequenz von etwa 5 Prozent, wenn auch einige Gesänge eine doppelt so hohe Frequenz besitzen<sup>15</sup>. Eine durchschnittliche Frequenz von 5 Prozent reicht also aus, um die Aufmerksamkeit jedes Lesers in starkem Maße auf die epischen Vergleiche zu lenken.

Es kann nun die Frage gestellt werden, wie die extralineaeren Elemente ihrerseits strukturiert sind. Folgende Beispiele mögen als Anhaltspunkt dienen:

Wie wenn die Meeresflut zum hallenden Felsengestade,  
Wog' an Woge, sich stürzt, vom Zephyroswinde getrieben;  
Fern auf der See zuerst erhebt sie sich, aber am Strande  
Platzt sie tosend alsbald und bäumt sich über den Klippen,

<sup>15</sup> Die Schwankungen liegen zwischen 0 Prozent (1. Gesang) und 13 Prozent (11. Gesang); einige weitere Beispiele: 3,7 Prozent (2. Gesang), 5,8 Prozent (3. Gesang), 6,4 Prozent (4. Gesang), 10 Prozent (12. Gesang), 6,5 Prozent (13. Gesang), 2,8 Prozent (14. Gesang), 8,5 Prozent (15. Gesang).

Je ein Vergleich ist aus dem physikalischen, dem biologischen und dem sozialen Bereich entlehnt, dennoch ist ihr Grundcharakter der gleiche: immer betont Homer die Gesetzmäßigkeit, Zwangsläufigkeit, Determiniertheit des Geschehens. Seine Naturgleichnisse geben daher fast ausschließlich die Wirkungen der Schwerkraft auf die Elemente Wasser, Erde und Luft wieder: die Tiergleichnisse zeigen die Instinktdeterminiertheit, während die Gleichnisse aus dem sozialen Leben den Automatismus gesellschaftlicher Mechanismen, den Druck der Großen auf die vielen Gleichartigen spiegeln. Dieses durchgehende Gesetz der „pesanteur“<sup>16</sup> bildet Homer mit Hilfe der Vergleiche auch auf die Linie seines Epos ab. Die durchgehende Determiniertheit hebt jede Freiheit und damit jede eigentliche Individualität im Ansatz auf. Diese entindividualisierende Tendenz zeigt sich auch in Homers Vorliebe für kollektive Erscheinungen: der Schwarm (von Bienen oder Vögeln) und das Gestöber (von Schneeflocken oder Staub) dominieren, Individualität bedeutet nur Herausragen aus der Masse (wie etwa der Löwe), bleibt damit selbst ans Kollektiv gebunden wie die Stellung des Sklavenhalters an seine Sklaven. Es ergibt sich folgendes Schema:

	physikalischer Bereich	biologischer Bereich	sozialer Bereich
Determiniertheit	freier Fall	Instinkt	Automatismus
Kollektivität	Gestöber	Schwarm	Masse

<sup>16</sup> Das erklärt die Vorliebe Simone Weils für die 'Ilias': vgl. *La pesanteur et la grâce*, Paris 1948, S. 16 f., 125, 178 und passim.

Diese sechs Grundtypen extralinearer Prädikate und Träger bilden insgesamt eine das Epos mitkonstituierende Opposition zu der individuellen Figurenkonstellation und der entsprechenden individuellen epischen Linie. Die Linie wird durch die epischen Vergleiche ‚überdeterminiert‘<sup>17</sup> und tritt dadurch insgesamt unter das Gesetz der strikten Determiniertheit.

Diese These soll nun einer weiteren Prüfung unterzogen werden, und zwar anhand einer Betrachtung der mythischen Teilstruktur des Epos. Homers Figurenkonstellation ist nach der Opposition sterblich vs. unsterblich in zwei Teilmengen zu untergliedern. Jeder dieser Teilmengen entspricht ein Teil der epischen Linie, wobei beide Teile intermittieren und vielfach verknüpft sind. Es handelt sich daher nicht um zwei getrennte Linien, sondern nur um Segmente einer Linie. Die ‚himmlischen‘ Segmente scheinen nun, so sagt der Text, die *causae* für den Hauptteil der Linie (Kampf um Troja) zu liefern. Die Götter sind scheinbar frei, sie ‚wollen‘ und sie ‚planen‘. Allerdings wird ihre ‚Freiheit‘ dadurch eingeschränkt und praktisch aufgehoben, daß sie nur im Rahmen des ‚Schicksals‘ verwirklicht werden kann.

Noch grundsätzlicher hebt Homer die ‚Freiheit‘ seiner Götter poetisch auf, indem er ihre ‚Handlungen‘ durch extralinear Prädikate überdeterminiert:

Und er selbst, wie ein Falke die schnellen Schwingen zum Fluge  
Breitet auf schroffer Klippe des Felsens in schwindelnder Höhe;  
Sausend strebt er zu Tal, einen anderen Vogel verfolgend:  
So entwich vor den beiden der Erdschütterer Poseidon.

(XIII, 62–65; S. 217)

Auch die ‚Handlungen‘ der Götter gleichen dem freien Fall, dem Instinkt eines Falken. Dadurch erweist sich der Olymp als integrierender Bestandteil der epischen Figurenkonstellation, während nur die extraliniaren Prädikate und Träger wirklich außerhalb stehen: sie bilden den eigentlichen ‚Olymp‘, sie stellen das eigentliche Herz des Epos dar; könnte es sprechen, so würde es sagen: Alles erleidet Zwang, aber alles streng Determinierte ist schön.

### 3

Die Grundstruktur der ‚Ilias‘ blieb für das ‚hohe‘ europäische National-epos maßgebend: die Römer erhielten nach diesem Vorbild ihre ‚Aeneis‘, die Portugiesen ihre ‚Lusiaden‘, die Franzosen ihre ‚Franciade‘ und

<sup>17</sup> Vgl. Louis Althusser, „Über die materialistische Dialektik“, in: Für Marx, dt. Frankfurt 1968, S. 146 ff.

‚Henriade‘. Daneben entstand, von Dante bis zu Milton<sup>18</sup>, eine Tradition ‚hoher‘ christlicher Versepen, die sich in ihrer Struktur allerdings weitgehend ebenfalls an Homer und Vergil anschlossen. Es waren, wenn man so will, ‚Nationalepen‘ der *civitas Dei*. In diese Reihe gehört auch Klopstocks ‚Messias‘, vielleicht das einzige deutsche ‚hohe‘ Epos, das eine Zeitlang ein Publikum besaß<sup>19</sup>.

Klopstock übernahm von Homer nicht nur den Hexameter: er entlieh ihm auch die Dichotomie der Figurenkonstellation in ‚Sterbliche‘ und ‚Unsterbliche‘, nur daß er anstelle des griechischen Olymp einen aufgeplusterten christlichen Seraphim- und Satans-Apparat setzte. Wie bei Homer, so bildet auch bei Klopstock der epische Vergleich eines der ins Auge fallenden Stilmerkmale; seine numerische Frequenz ist ähnlich hoch, zwischen 5 und 10 Prozent (z. B. 3. Gesang: 7,1 Prozent, 4. Gesang: 7,4 Prozent).

Wichtiger als solche Ziffern ist die Feststellung, daß vielleicht noch eindeutiger als bei Homer die Gesamtheit der extraliniaren Glieder streng strukturiert ist und eine wichtige Teilstruktur des Epos darstellt. Klopstocks Vergleiche besitzen eine viel geringere Variationsbreite als die Homers: wie Leit motive kehren wenige Bilder ständig wieder.

Die Vergleiche aus der Natur lassen sich sämtlich auf die Binäropposition Gewittersturm vs. Säuseln zurückführen. Diese Opposition ist alttestamentarischer Herkunft<sup>20</sup>; sie wird von Klopstock in ‚Messias‘ XI, 216–223 sowie in der ‚Frühlingsfeyer‘ fast wörtlich aus der Bibel übernommen. Die Bibelstelle zeigt auch, daß diese Opposition ihrerseits Ausdruck der Opposition göttliches Strafgericht vs. göttliche Gnade ist. Beide Erscheinungsformen der ‚göttlichen Gerechtigkeit‘ werden im ‚Messias‘ also mit Hilfe der Naturgleichnisse auf die epische Linie abgebildet:

<sup>18</sup> Milton plante zunächst ein politisches Epos (vgl. Albert C. Baugh, *A Literary History of England*, 2. Aufl. London 1967, S. 689f.) Auch nach der Entscheidung für das christliche Thema blieb der aktuelle Zeitbezug gewahrt: in den extraliniaren Gliedern der Gleichnisse (vgl. Bowra, *Tradition and Design*, S. 121).

<sup>19</sup> Vgl. die Messias-Episode in *Dichtung und Wahrheit* (Goethe, *Sämtliche Werke*, Jubiläumsausgabe, Stuttgart und Berlin o. J., Bd. 22, S. 91 ff.).

<sup>20</sup> 1. Kön. XIX, 11–12: „Er sprach, Gehe er aus, und tritt auff den Berg fur dem HERRN, und sihe, Der HERR gieng fur uber, und ein grosser starcker Wind, der die Berge zureis und die Felsen zubrach fur dem HERRN her, Der HERR aber war nicht im winde. Nach dem winde aber kam ein Erdbeben, Aber der HERR war nicht im Erdbeben. Und nach dem Erdbeben kam ein Fewr, Aber der HERR war nicht im fewr. Und nach dem Fewr kam ein still sanftes Sausen“ (Martin Luther, *Bibelübersetzung*, hrsg. v. Bindseil/Niemeyer, Halle 1845, Bd. 2, S. 282 f.).

Satan hört' es und sah bestürzt durch die Öffnung des Grabmals.  
So sehn Gottesläugner, der Pöbel, aus dunklen Gewölben,  
Wenn am donnernden Himmel das hohe Gewitter heraufzieht,  
Und in den Wolken der Rache gefürchtete Wagen sich wälzen.  
(II, 133–136)

(...) So wie ein Mann, der ein Sünder ist, zitternd  
Stehet und bleich wird, wenn über ihm nah der Donner des Herrn ruft  
Also war die Versammlung.  
(IV, 230–232)

#### Demgegenüber das Säuseln der Gnade:

Asnath schien in Schummer zu sinken. So schwebt in der Aue  
Leicht ein werdender Duft, den der Mond in Silber wandelt,  
Wie sie des Grabes Staub mit zweifelndem Schweben berührte.  
(XI, 1150–1152)

Die gleiche Opposition drückt sich in der sozialen Welt als Opposition von rächendem Tod in der Schlacht und erlösendem Tod aus. (Bei Klopstock erscheinen die Figuren immer wieder in der Situation des Todes, da nach der christlichen Auffassung ihr Wesen erst dann endgültig hervortritt<sup>21</sup>.)

(...) Wie tief in der Feldschlacht  
Sterbend ein Gottesleugner sich wälzt; der kommende Sieger  
Und das bäumende Roß, der rauschenden Panzer Getöse  
Und das Geschrei und der Tödtenden Wuth und der donnernde Himmel  
Stürmen auf ihn; er liegt und sinkt mit gespaltenem Haupte  
Dumm und gedankenlos unter die Todten und glaubt zu vergehen;  
Dann erhebt er sich wieder und ist noch, und denkt noch und fluchet,  
Daß er noch ist, und spritzt mit bleichen, zuckenden Händen  
Himmelan Blut; Gott flucht er und wollt' ihn gerne noch leugnen.  
Also betäubt sprang Kaiphas auf (...).  
(IV, 4–13)

Dem steht der begnadete Tod des Christen bzw., wie es oft auch heißt, des „Weisen“, gegenüber:

Aber es stand der Messias vor seinen Jüngern und sah sie  
Tief im Schlafe. Noch füllte der Ernst des hohen Jakobus  
Glühendes Antlitz. So schlummert ein Christ, wenn dem Tode er naht.  
Ruhig und ernst.  
(V, 470–473)

<sup>21</sup> Ingrid Strohschneider-Kohrs hat gezeigt, wie Klopstock dem Sterbensvorgang sogar ein ganzes Drama abgewinnt (Klopstocks ‚Der Tod Adams‘. Zum Problem der poetischen Form in empfindsamer Zeit, in: DVjs, Bd. 39, 1965, S. 165 ff.). „Das absolut Ungewöhnliche des Adam-Dramas liegt darin, daß Klopstock mit rigoroser Ausschließlichkeit die Empfindung des Todes, die Erfahrung des Sterbens zum Thema der Darstellung erhebt“ (S. 180). Der ‚Adam‘ entstand zur gleichen Zeit wie die Golgatha-Gesänge des ‚Messias‘ (S. 180), Strohschneider-Kohrs entnimmt den Begriff für die eigenartige „actio“ (S. 188) des Dramas einem extralineaeren Glied des Messias: „Thaten der Seele“ (S. 188, Anm. 159).

Wie dem sterbenden Weisen, indem des Todes Gefühl ihm  
Jede Nerve beschleicht, die festlichen Augenblicke  
Theurer werden, als Tage vordem: denn der Richter gebietet  
Nun den letzten Gehorsam und Tugend, welche, geboren  
Noch aus brechendem Herzen, ihn auf erhabnere Stufen  
Seiner Vollendung erhebt; er zählt die bessern Minuten  
Tiefanbetend und krönt mit Thaten sie, Thaten der Seele,  
Die durch ewigen Lohn der schauende Richter begnadigt,  
Also wurde die Stunde des großen, mystischen Sabbath  
Festlicher (...).  
(VI, 1–10)

Die Erscheinungsformen der ‚göttlichen Gerechtigkeit‘ antworten auf menschliches Verhalten. Auch das menschliche Verhalten ist von einer grundlegenden Binäropposition bestimmt, von der Opposition Trotz vs. Demut. Die Trotzigen, die Rebellen, sind bei Klopstock Atheisten (IV, 4–12; VII, 554–58), Eroberer (IV, 605–616) und ‚Tyrannen‘ (XI, 1073 bis 1080). Dem steht die Demut des christlichen Bürgers gegenüber:

Philo sprach's, trat grimmig zurück. Allein Nikodemus  
Stand mit niederschauendem Angesicht. So, wie ein Mann steht,  
Welcher den Unterdrücker erduldet und in sich den Vorzug  
Und die Erhabenheit seiner Tugend und Unschuld empfindet;  
Ernst ist in seinem Gesichte, tief in der Seele der Himmel.  
(IV, 377–381)

Das letzte Beispiel mit seinem Odoardo-Galotti-Motiv zeigt die Verflechtung des christlichen Themas mit der politischen Realität des 18. Jahrhunderts im extralineaeren Bereich: Klopstock blendet die Opposition trotziger Sünder vs. demütiger Christ über die Opposition Tyrann vs. Patriot (vgl. auch VIII, 410–415), hinter der sich wiederum die Opposition Aristokrat vs. Bürger verbirgt. Klopstocks spätere Haltung zur Französischen Revolution läßt sich schon hier voraussehen: für ihn ist der anti-feudal eingestellte Patriot seinem Wesen nach frommer Christ. Die Realität zeigte ihm statt dessen atheistische, luziferisch rebellierende bürgerliche Patrioten: die Fronten verkehrten sich, und Klopstock wurde vom begeisterten Anhänger zum glühenden Gegner der Revolution.

Der ‚Messias‘ zeigt eine neue Verwendungsmöglichkeit des extralineaeren Bereiches: die Problematik des bürgerlichen Intellektuellen im 18. Jahrhundert wird mittels epischer Vergleiche auf die Linie des christlichen Heilsgeschehens abgebildet. Dadurch wird das fernliegende Thema unmerklich aktualisiert, und zwar auf viel poetischere Weise, als es etwa schwerfällige ‚Moral‘-conclusiones vermocht hätten. Hölderlin wird diese Möglichkeit im ‚Hyperion‘ aufnehmen und weiterentwickeln.

Eine weitere Neuerung bringt der 'Messias': über die Abbildungsfunktion der epischen Vergleiche hinaus wird eine Spiegelung des extralineaeren Bereichs in der Linie eingeführt. Die Struktur des extralineaeren Bereichs läßt sich folgendermaßen schematisieren:

	menschliches Verhalten		göttliche Gerechtigkeit	
	Trotz	vs. Demut	Strafgericht	vs. Gnade
Natur	/		Gewittersturm	vs. Säuseln
soziale Welt	trotziger Atheist (Tyrann)	vs. demütiger Christ (Patriot)	Tod als Verdammung	vs. Tod als Erlösung

Die Opposition trotziger Atheist vs. demütiger Christ des extralineaeren Bereichs spielt nun auch eine wichtige Rolle im linearen Bereich. Die zentrale Opposition der Figurenkonstellation, Satan vs. Christus, ist mit ihr identisch. Weitere Oppositionen wie z. B. Philo vs. Nikodemus schließen sich an. Es stellt sich schließlich heraus, daß praktisch alle Figuren der Linie auf die Opposition Trotz vs. Demut zurückzuführen sind. Daraus ergibt sich die Monotonie<sup>22</sup>, fast Monomanie des Werks, die es außerhalb eines pietistisch-kleinbürgerlichen Publikums nahezu unlesbar macht<sup>23</sup>. Diese Monotonie wird dadurch verstärkt, daß die ‚Handlungs‘-Episoden der epischen Linie ebenfalls fast sämtlich die extralineaere Opposition Tod als Verdammung vs. Tod als Erlösung reproduzieren: die wichtigsten sind der Tod des Judas und der Tod Jesu.

4

Das 18. Jahrhundert, in dessen Verlauf die bürgerliche Intelligenz nach und nach alle aristokratischen ‚Vorurteile‘ über den Haufen warf, mußte auch die ‚Niveau‘-Lehre der Gattungen revolutionieren. Am deutlichsten geschah das im Drama, wo das bürgerliche Trauerspiel (in Prosa, mit

<sup>22</sup> Strohschneider-Kohrs hat dieses Phänomen als „Prinzip der intensivierenden Wiederholung“ auch im Adam-Drama beobachtet (S. 189), und zwar gerade auch in der Figurenkonstellation, in der die Opposition Seth vs. Kain (S. 192 f.) der Opposition demütiger Christ vs. trotziger Atheist weitgehend entspricht.

<sup>23</sup> Vgl. den Teufel bei Grabbe: „Es ist doch gut, daß ich mein altes, unfehlbares Schlafmitteldchen, Klopstocks Messias, mitgebracht habe! Ich brauche nur drei Verse darin zu lesen, dann bin ich so müde wie der Daus!“ (Christian Dietrich Grabbe, Werke und Briefe, hist.-krit. Ausgabe, Werke Bd. 1, Emsdetten 1960, S. 234).

bürgerlichen Helden und Familienthematik) die ‚hohe‘ Tragödie verdrängte.

Was die ‚haute tragédie‘ für das Drama bedeutete, das war das ‚hohe‘ Versepos für das Epos. Dem bürgerlichen Trauerspiel mußte also ein ernstes Prosaepos mit bürgerlichen Helden und Familienthematik entsprechen. Dieses Prosaepos wurde von Richardson in Gestalt des bürgerlichen Briefromans entwickelt. Mit der ‚Nouvelle Héloïse‘, den ‚Liaisons dangereuses‘ und dem ‚Werther‘ erreichte das neue Genre seine Höhepunkte. Der Briefroman erlaubte es, die wichtigsten Figuren in der Ich-Perspektive episch vorzuführen. Das war notwendig, um dem neuen Typ epischer Abenteuer (private, psychologische und soziale Konflikte) mit der notwendigen inneren Spannung und dem notwendigen Ernst darzustellen. Die absolute Distanzlosigkeit des ‚Schreibens aus dem Augenblick‘ wirkte wie ein Vergrößerungsglas, das noch die feinsten psychischen Erschütterungen auf die Höhe des Epos zu heben vermochte.

Tzvetan Todorov hat am Beispiel der ‚Liaisons dangereuses‘ gezeigt, wie der Briefroman die Tendenz besitzt, die Illusion wirklicher Briefe zu geben: das geschieht vor allem durch die zahlreichen eingestreuten Elemente, die auf das Briefschreiben selbst verweisen<sup>24</sup>. Man kann hinzufügen, daß die Sprache entsprechend einfach und ‚natürlich‘ sein muß, daß außerdem Signale der ‚Direktheit‘ des Schreibens gattungsadäquat sein werden. Man kann sich also kaum eine epische Struktur denken, die entfernter als die des Briefromans vom Versepos wäre. Der epische Vergleich paßt nicht zum Briefroman: er ist weder vom (fiktiven) bürgerlichen Briefschreiber noch von der ‚direkten‘, distanzlosen Weise seines Schreibens aus zu motivieren. Es überrascht daher nicht, daß die Briefromane nahezu keine epischen Vergleiche kennen. Auf dem Boden dieser Struktur ist der ‚Hyperion‘ grundsätzlich angesiedelt: und doch ist er ihr fremd, wie bereits die Tatsache seiner zahlreichen epischen Vergleiche ausweist.

Wenn Hölderlin im ‚Hyperion‘ den epischen Vergleich zu einem wichtigen Strukturelement des Prosaeromans macht, so gibt es in der Tradition des Briefromans also keine Beispiele dafür. Sucht man dennoch nach Vorläufern, so wird man auf jene Reihe ‚griechischer‘ Prosaeromane verwiesen, die mit Fénelons ‚Télémaque‘ einsetzt. ‚Télémaque‘ ist ein politischer Roman in Prosa, der im übrigen viele Strukturmerkmale des homerischen Versepos direkt übernimmt. Dazu gehört ein mythischer Teil der Figurenkonstellation ebenso wie entsprechende mythische Segmente der epischen

<sup>24</sup> Tzvetan Todorov, Littérature et signification, Paris 1967, S. 17, 39 ff.

Linie. Dazu gehört auch der epische Vergleich. Seine Frequenz ist allerdings niedriger als in der 'Ilias', viel niedriger als im 'Hyperion', aber doch hoch genug, um die Aufmerksamkeit zu erregen. Die extralineaeren Glieder sind teilweise direkt von Homer übernommen:

Seulement à un lion de Numidie que la cruelle faim dévore,  
et qui entre dans un troupeau de faibles brébis, il (Mentor)  
déchire, il égorge, il nage dans le sang. (S. 5)<sup>25</sup>

Pendant ce trouble, je courais çà et là dans le sacré bocage,  
semblable à une biche qu'un chasseur a blessée: elle court  
à travers des vastes forêts pour soulager sa douleur; mais la  
flèche qui l'a percée dans le flanc la suit partout; elle porte  
partout avec elle le trait meurtrier. Ainsi je courais en vain  
pour m'oublier moi-même (...). (S. 22)

Il périsait: tel qu'une fleur, qui, étant épanouie le matin,  
répandait ses doux parfums dans la campagne, et se flétrit  
peu à peu vers le soir; ses vives couleurs s'effacent; elle  
languit, elle se dessèche, et sa belle tête se penche ne pou-  
vant plus se soutenir: ainsi le fils d'Ulysse était aux portes  
de la mort. (S. 37)

A ces paroles, toute l'arrogance de ce favori tomba, comme un  
rocher qui se détache du sommet d'une montagne escarpée. (S. 84).

In diesen Bildern herrscht wie bei Homer das Prinzip der 'Schwerkraft': alles Natürliche – Steine, Blumen, Tiere – ist durch das Gesetz des 'Falls' determiniert. Das ist das eine Glied der Binäropposition, die dem extralineaeren Bereich im 'Télémaque' zugrunde liegt; das andere Glied ist das Prinzip des geistigen Widerstands. Dieses zweite Prinzip, das stoisch-christliche Züge zeigt, kommt z. B. in folgenden Vergleichen zum Ausdruck:

Seulement à un rocher escarpé qui cache son front dans les  
nues, et qui se joue de la rage des vents, Mentor, immobile  
dans ses sages desseins, se laissait presser par Calypso.  
(S. 36)

Tel qu'un grand arbre que tous les vents conjurés attaquent,  
et qui demeure immobile sur ses profondes racines, en sorte  
que la tempête ne fait qu'agiter ses feuilles; de même Mentor,  
non-seulement ferme et courageux, mais doux et tranquille,  
semblait commander aux vents et à la mer. (S. 34)

Mentor, semblable à un habile jardinier qui retranche dans  
ses arbres fruitiers le bois inutile, tâchait ainsi de retran-  
cher le faste inutile qui corrompait les mœurs: il ramenait  
toutes choses à une noble et frugale simplicité. (S. 72)

<sup>25</sup> Zitiert nach: Fénelon, Œuvres, Bd. 3, Paris 1837.

Das Bild vom unbeweglichen Felsen taucht häufig auf (z. B. S. 86, S. 93): es steht, ebenso wie der fest verwurzelte Baum und der Gärtner, für die Kraft des Geistes, die den natürlichen Determinationen der 'Schwerkraft' mit Erfolg trotzt. Fénelon hat in den Baum-Vergleich am Schluß ein weiteres, deutliches Signal gesetzt: „(Mentor) semblaît commander aux vents et à la mer“ – das ist eine neutestamentliche Anspielung<sup>26</sup>.

Die Binäropposition natürliche Determiniertheit vs. geistiger Widerstand entspricht der Opposition der beiden Hauptfiguren der epischen Linie: Télémaque vs. Mentor-Minerva; man kann auch sagen, daß diese Figuren die Opposition passions vs. raison inkarnieren.

Der 'Télémaque' ist eine Staats- und Regierungsdoktrin des 'aufgeklärten Absolutismus' in Romanform. Sein Zweck setzt den künstlerischen Ambitionen Grenzen. Vielleicht war die Prosaform überhaupt nur eine didaktische Entscheidung, da alle übrigen Strukturelemente vom Versepos übernommen wurden. Immerhin ist dadurch eine epische Struktur entstanden, die der des 'Hyperion' objektiv verwandt ist<sup>27</sup>.

In Frankreich ist ein weiterer wichtiger 'griechischer Roman' die 'Voyage du jeune Anarchasis en Grèce' des Abbé Barthélemy, die am Vorabend der Revolution (1788) erschien und ein europäischer Erfolg ersten Ranges wurde<sup>28</sup>. Es ist ein moderner bürgerlicher Roman über das klassische Griechenland. Perspektivzentrum ist ein fiktiver junger Skythe namens Anarchasis, der sich durch alle Eigenschaften eines aufgeklärten Intellektuellen des 18. Jahrhunderts auszeichnet. Die Figurenkonstellation und die epische Linie werden folglich von jedem mythischen Überrest befreit. An die Stelle der Er-Erzählung tritt die Ich-Perspektive, allerdings nicht in der Form der absoluten Distanzlosigkeit des Briefromans oder des Tagebuchromans, vielmehr in der des überschauenden Rückblicks nach mehreren Jahren, in den distanzlose Tagebuchauszüge eingestreut werden (z. B. Kapitel XI in Band 2, S. 141 ff.). Mit den übrigen Elementen

<sup>26</sup> Vgl. Mt VIII, 27; Mk IV, 41; Lk VIII, 25.

<sup>27</sup> Hat Hölderlin den 'Télémaque' gelesen? Das erscheint nicht unwahrscheinlich, wenn man daran denkt, daß dieser Roman ein wichtiges pädagogisches Instrument des Bürgertums darstellte. Goethe las ihn als Kind in der Neukirchschens Übersetzung (Jubiläumsausgabe, Bd. 22, S. 37, 91). Viele vertraute Vorstellungen Hölderlins begegnen schon im 'Télémaque', sie sind allerdings allgemein im aufgeklärten Bürgertum des 18. Jahrhunderts verbreitet: da ist z. B. das utopische Land Betica, in dem alle Menschen „frei und gleich“ sind (S. 49); da ist Télémaques Reise von Hellas nach Hesperien („Hespérie“); da ist schließlich der Steuermann „Achamas“ (S. 51), den Hölderlin als Adamas erinnert haben könnte, sollte er Fénelons Roman als Kind gelesen haben.

<sup>28</sup> Vgl. „Notice sur l'abbé Barthélemy“, in: Abbé Barthélemy, Voyage du jeune Anarchasis en Grèce, Bd. 1, Paris 1830, S. 18.

SPRACHFORM		ERZÄHLSTRUKTUR			
		ER-FORM		ICH-FORM	
		Distanz (+)	Distanz (-)	Distanz (+)	Distanz (-)
		Mythos (+) antik mod.	Mythos (-) antik mod.	Mythos (+) antik mod.	Mythos (-) antik mod.
VERS ,hoher' Vers	( ep. Vergleich + ep. Vergleich -	Ilias	ZONE A (klass. Versepos)	ZONE B (mod. Versepos)	
mitdl. Vers	( ep. Vergleich + ep. Vergleich -			Vers- Hyperion	
PROSA rhythm. Prosa	( ep. Vergleich + ep. Vergleich -		ZONE C (griech. Roman)	Hyperion ZONE D (bürgerl. Roman)	
Normal- prosa	( ep. Vergleich + ep. Vergleich -	Télé- maque	Agathon	Anar- chasis	Wer- ther

des Versepos fällt im 'Anarchasis' auch der epische Vergleich. Wenn der 'Anarchasis' also auf der einen Seite an den 'Hyperion' heranzuführen scheint (Ich-Perspektive; Synthese aus Distanz und Distanzlosigkeit; sprachliche Nähe zum bürgerlichen Briefroman; Aufgabe des Mythos; Thematik der griechischen Demokratie), so entfernt er sich von ihm gerade in den Merkmalen, die der 'Hyperion' mit dem 'Télémaque' teilt, darunter vor allem den epischen Vergleichen.

Wielands 'Agathon' war schon 1766 erschienen; er steht chronologisch wie strukturell zwischen 'Télémaque' und 'Anarchasis': wie der 'Télémaque' eine, allerdings mit langen Ich-Segmenten durchsetzte, Er-Erzählung, gibt er auf der anderen Seite wie 'Anarchasis' den mythischen Teil der Figurenkonstellation und die epischen Vergleiche auf. Man sieht an der Struktur des 'Agathon' und des 'Anarchasis', wie der 'griechische Roman' immer stärker von dem dominierenden epischen Genre des 18. Jahrhunderts, dem Briefroman, überdeterminiert wird, wie dadurch fast alle Elemente des Versepos aus ihm verschwinden.

Ordnet man die bisher erwähnten distinktiven Merkmale der Romanstruktur derart an, daß 'Ilias' und 'Werther' als polare Extreme der Matrix erscheinen, so ergibt sich folgendes Schema (S. 174):

Zur zusätzlichen Erläuterung: es soll nicht geleugnet werden, daß die Aufteilung der distinktiven Merkmale auf zwei Achsen ('Erzählstruktur' und 'Sprachform') eine gewisse Vereinfachung und Einebnung mit sich bringt; ebenso ist die hierarchische Anordnung der Kategorien auf beiden Achsen selbstverständlich bestreitbar: ihre Zweckmäßigkeit wird sich immer nur an den Ergebnissen ablesen lassen.

Aus dem Schema ergibt sich immerhin, daß außer 'Hyperion' alle übrigen 'griechischen Romane' des 18. Jahrhunderts entweder die Erzählstruktur der 'Ilias' ('Télémaque') oder die Sprachform des 'Werther' en bloc übernehmen – sie greifen jeweils nur auf der zweiten Achse zu differenzierten Lösungen. Die Sonderstellung des 'Hyperion' wird dadurch augenfällig: er allein steht nahezu in der Mitte zwischen 'Ilias' und 'Werther'. Zwar gehört er grundsätzlich noch zur Zone des bürgerlichen Romans (nur die Verfassung hätte ihn in eine andere Zone, die Zone der Wielandschen modernen Versepen versetzt); er ist jedoch dort situiert, wo sowohl der Übergang zum 'griechischen Roman' wie zum klassischen Versepos, strukturell gesehen, nah liegt. Wie diese Synthese gelang, ist nun ausführlich zu untersuchen.

Zunächst sind einige Thesen nachträglich zu belegen, mit denen bisher schon gearbeitet wurde: so die, daß die epischen Vergleiche im 'Hyperion' eine wichtige Rolle spielten. Dazu ist eine Definition epischer Vergleiche im 'Hyperion' notwendig, da sie nur in einigen Fällen genau die homerische Struktur reproduzieren. Einige Beispiele:

(...) und wie in Ein frolokend Gewitter die Riesenbilder, die  
 Wolken des Himmels sich vereinen, so vereinten sich, so wurden  
 Ein unendlicher Sieg in mir die hundertfältigen Siege der Olym-  
 piaden. (S. 18)<sup>29</sup>

(...) und oftmals lag ich, wo kein Auge mich bemerkte, unter  
 tausend Thränen da, wie eine gestürzte Tanne, die am Bache  
 liegt (...). (S. 18)

(...) und die Zukunft reizt mich, wie eine klare Wassertiefe  
 uns reizt (...). (S. 105)

Hier ist sowohl die Wie-so-Relation (jedenfalls im ersten Beispiel) als auch die syntaktische Autonomie beider Teile (besonders deutlich in der Wiederholung des Verbs) gegeben, weshalb denn auch die Parallelität zu Homer schon aufgefallen ist<sup>30</sup>.

Das zweite und dritte Beispiel zeigen durch die Auslassung des ‚so‘ bereits, wie Hölderlin die epischen Vergleiche ihrer Schwerfälligkeit zu berauben sucht: sie würden wie erratische Blöcke in der Briefprosa stehen, wenn sie nicht mittels Ellipsen abreviiert würden. Die Redundanzen fallen: das ‚so‘ ist überflüssig, wenn das ‚wie‘ gegeben ist; das Verb läßt sich durch Synonyme variieren („und wie die Sonne des Himmels sich

<sup>29</sup> Zitiert nach der Großen Stuttgarter Ausgabe, Bd. 3, Stuttgart 1957.

<sup>30</sup> Hans-Heinrich Schottmann, *Metapher und Vergleich in der Sprache Friedrich Hölderlins*, 2. Aufl. Bonn 1962, S. 280: „Die Eigenständigkeit des Bildes führt, wie bei Homer, zur Lockerung und schließlich zur Auflösung des syntaktischen Zusammenhangs.“ Schottmann geht bei seiner Entwicklung von Strukturtypen Hölderlinscher Vergleiche (S. 251 ff.) vom abreviierten Vergleich zum ausführlichen Vergleich über statt umgekehrt, zudem behandelt er epische und lyrische Vergleiche unterschiedslos. Die Synchronie aller extralineaeren Glieder eines Werks wird an keiner Stelle zum Problem. Aus all diesen Gründen wird die Erörterung von Strukturfragen immer wieder auf psychologisierende Mutmaßungen gelenkt: „Diese Art des Vergleichs (...) erreicht hier eine große Stimmungsichte.“ (S. 251); „Vom Hyperion und den Oden an wird so eine große Stimmungsintensität bei völliger Stimmungseinheit und Geschlossenheit des Bildes erreicht.“ (S. 256) „Im Hyperion sagen diese kurzen prädikativen Vergleiche oft ein Gefühl aus.“ (sic S. 265)

wiederfand im tausendfachen Wechsel des Lichts, das ihr die Erde zurückgab, so erkannte mein Geist sich in der Fülle des Lebens, die ihn umfing“; Brief I, 6) oder überhaupt nur einmal nennen:

Wie die Mittagssonne vom blaiden Himmel, funkelte sein  
 großes ewiglebendiges Auge vom abgeblühten Gesichte mich  
 an. (S. 106)

Die Transformation ergibt sich ohne Schwierigkeit: ‚wie die Mittagssonne vom bleichen Himmel funkelt, so funkelte sein Auge...‘. Träger und Prädikat sind ausführlich genug gegeben, um die Ellipse des Verbs zuzulassen; die syntaktische Autonomie des extralineaeren Gliedes bleibt durch das Komma klar genug signalisiert. Das ‚wie‘ und die Abtrennung durch Komma stellen also die notwendigen distinktiven Merkmale für epische Vergleiche im 'Hyperion' dar.

Einige Stichproben zeigen, daß die Frequenz extralineaerer Elemente im 'Hyperion' überraschend hoch ist<sup>31</sup>: 15 Prozent in Brief I, 5; 13 Prozent in I, 6; 7 Prozent in III, 9; 9,5 Prozent in III, 11. Es handelt sich also um eine Frequenz, die im Durchschnitt doppelt so hoch liegt wie in Klopstocks 'Messias', die in einem Prosaroman also um so stärker auffallen muß.

Mehr als vielleicht jedes andere Merkmal macht die hohe Frequenz epischer Vergleiche den ‚Hyperion‘ zu einem Sonderfall unter den Romanen: dieses Merkmal wird am stärksten zu seiner Einstufung als ‚lyrischer Roman‘ beigetragen haben. Es zeigte sich allerdings, daß der epische Vergleich kein ‚lyrisches‘, sondern ein durchaus episches Strukturelement darstellt, ein Element des ‚hohen‘ Versepos.

Diese Einschätzung läßt sich durch eine Betrachtung der extralineaeren Glieder bei Hölderlin erhärten: bewußt knüpft der 'Hyperion' dabei an die 'Ilias' an. Da ist das Bild vom gefällten Baum:

(...) da fiel er zu Boden und glich der Pappel,  
 Die in dem sumpfigen, weiten Wiesengelände gewachsen,  
 Glatten Stamms, nur oben entsproßen ihr grünende Äste;  
 Jetzt aber hat sie der Wagner gefällt mit blinkendem Eisen,  
 Um sie zum Speichenkranz für den prächtigen Wagen zu biegen;  
 Welkend liegt sie nun dort am Ufer des rinnenden Baches:  
 So Anthemions Sohn Simoeisios, als ihn der hehre  
 Ajas gefällt. ('Ilias', IV, 482-488; S. 71)

<sup>31</sup> Es wird hier das Verhältnis extralineaeren Textes zum Gesamttext in Zeilen der Großen Stuttgarter Ausgabe bestimmt. Bei Bruchteilen zählen eine halbe Zeile und darüber als volle Zeile, zum Ausgleich zählen Bruchteile von weniger als einer halben Zeile gleich Null.



Hölderlin nimmt dieses Bild in 'Hyperion' I, 5 auf, wenn er es auch inhaltlich völlig transformiert (darüber unten):

(...) und oftmals lag ich, wo kein Auge mich bemerkte, unter tausend Thränen da, wie eine gestürzte Tanne, die am Bache liegt und ihre welke Krone in die Fluth verbirgt.

Hölderlin hat nicht einmal die Baumart neu gebildet, da sich bei Homer auch die Tanne findet:

So voll Kraft, von Aeneas' gewaltigen Händen bewältigt,  
Sanken die zwei, gleich Tannen mit hochgewachsenen Wipfeln.  
(*Ilias*, V, 559 f.; S. 88)

Diese Übernahme ist kein Einzelfall: wenn Hölderlin die Biene (I, 1), den Nordwind (I, 4), das Gewitter (I, 5), den Orkan (I, 5) und den Gebirgsbach (I, 7) in Vergleichen verwendet, so erkennt der Leser darin homerische Vorbilder wieder. Durch diese Anspielungen stellt sich der 'Hyperion' bewußt in die Tradition der 'Ilias': als Prosaroman tritt er in die Nachfolge des Versepos.

Aber 'Hyperion' steht nicht auf altgriechischem, er steht „auf neu-griechischem Boden“ (S. 67): wenn er Homer evoziert, dann nur, um ihn vollständig umzuwerten, ‚umzukehren‘, zu revolutionieren. Am auffälligsten ist das vielleicht bei der Umbildung kollektiver zu individuellen Erscheinungen. Homer stellt Bienenschwärme dar, Hölderlin dagegen die einzelne Biene:

(...) wie die Biene unter Blumen, fliegt meine Seele oft hin und her zwischen den Meeren (...). (S. 7)

(...) wenn ich oft, begraben in Lust und Schönheit, bei einem reizenden Geschäfte sie belauschte, und um die leiseste Bewegung, wie die Biene um die schwankenden Zweige, meine Seele schweift' und flog (...). (S. 61)

Der Artikel ist auch hier, dem Charakter des extralineaeren Gliedes entsprechend, generalisierend: auch hier repräsentiert der Träger seine Gattung; aber in die Gattung selbst trägt Hölderlin das Postulat der Individualität hinein. Das gilt vor allem für den biologischen Bereich:

(...) wie die junge Pflanze, wenn sie der Morgensonne sich aufschließt, und die kleinen Arme dem unendlichen Himmel entgegenstrekt. (S. 10 f.)

Das gilt selbst für den physikalischen Bereich:

(...) wie ein geistig Wasser, das aus der Tiefe der Berge quillt, und die geheime Kraft der Erde uns mittheilt in seinem krystallinen Tropfen. (S. 12)

So wie homerische Assoziationen dazu dienen, den Gattungscharakter zu signalisieren, so dient hier eine christliche Assoziation („geistig Wasser“: vgl. Joh. IV, 5–14) der Individualisierung eines physikalischen Phänomens.

Am klarsten zeigt sich das Vorherrschen der Individualität in den Bildern des sozialen Bereichs. Wenn bei Homer die Reihe der Schnitter (es waren Sklaven...) wie eine Maschine vorwärtsrollt, so irrt bei Hölderlin der einzelne Ährenleser über das Feld (S. 115).

Wie der Arbeiter in den erquickenden Schlaf, sinkt oft mein angefochtenes Wesen in die Arme der unschuldigen Vergangenheit. (S. 10)

Das ist nicht der kollektive, seine Klasse repräsentierende ‚Gesamtarbeiter‘ späterer Proklamationen, das ist durchaus der einzelne, als Handwerker gesehene Arbeiter.

Der extralineaere Bereich ist also bei Hölderlin, im Gegensatz zu Homer, durchgehend durch Individualisierung gekennzeichnet. Statt Kollektivität wird Individualität mit Hilfe der Vergleiche auf die epische Linie abgebildet.

Ähnlich tritt an die Stelle der homerischen Determiniertheit bei Hölderlin das Gegenteil: die Freiheit. Sie erscheint in dreifacher Form: in positiver Form als spontane freie Bewegung („da ich wandelt' unter herrlichen Entwürfen, (...) da ich glücklich, wie die Fische des Oceans, in meiner uferlosen Zukunft weiter, ewig weiter drang“, S. 118); häufig in der Form der Negation als Eingesperrtsein („Sind wir denn, wie leibeigene Knechte, an den Boden gefesselt, den wir pflügen? sind wir, wie zahmes Geflügel, das aus dem Hofe nicht laufen darf, weils da gefüttert wird?“ S. 122); schließlich in der Form der Negation der Negation als befreiender Ausbruch. Letztere Form ist die dominierende, sie begegnet vor allem als Bild vom erfrischenden Bad:

Dort hinunter! dacht' ich, dort wanderst du auch einmal hinunter, und mir war, wie einem Schmachttenden, der in's kühlen- de Bad sich stürzt und die schäumenden Wasser über die Stirne sich schüttet. (S. 11)

Wie ein blutender Hirsch in den Strom, stürzt' ich oft mitten hinein in den Wirbel der Freude, die brennende Brust zu kühlen (...). (S. 19)

(...) ha! und die Zukunft reizt mich, wie eine klare Wassertiefe uns reizt, hinein zu springen und das übermüthige Blut im frischen Bade zu kühlen. (s. o.)

Befreiung ist hier Ausbruch aus einem ‚Gefängnis‘-Element in ein ‚Freiheits‘-Element. Nicht nur das Wasser, auch die Luft kann als solches fungieren:

Mir war, wie einem, der im Rauch ersticken will, und Thüren und  
Fenster einstößt, um sich hinauszuhelfen, so dürstet' ich nach  
Luft und Freiheit.  
(S. 35)

Das Element der Freiheit ist rein; das getrübe Element, hier der Rauch, bildet als ‚Gefängnis‘-Element die Binäropposition dazu – beim Wasser ist das der Sumpf:

Mir ist, als würd' ich in den Sumpf geworfen (...) (S. 7).

Statt durch Determiniertheit ist der extralineare Bereich bei Hölderlin also durch Freiheit bestimmt, und zwar durch Freiheit in dialektisch-triadischer, dreifacher Gestalt, so wie es der revolutionären Theorie der bürgerlichen Aufklärung entsprach: auf die Phase der ursprünglichen, natürlichen Freiheit folgte eine Epoche despotischer Vergewaltigung, aus der man durch einen Ausbruch die neue Freiheit gewinnen wollte. Seit 1789 war die Befreiung der Gefangenen aus dem Bastille-Gefängnis reales Symbol dieses Ausbruchs; seitdem wurde der Austritt des Gefangenen aus ‚dumpfer Kerkerluft‘ in ‚freie Luft‘ das mächtigste Symbol der bürgerlichen Revolution, das seine bleibendste Gestalt in Beethoven-Sonnleithners Gefangenenchor gewann:

O welche Lust, in freier Luft  
Den Atem leicht zu heben!  
Nur hier, nur hier ist Leben,  
Der Kerker eine Gruft.

Hölderlins sehr weitgehendes Engagement für die Ideen der bürgerlichen Revolution ist – im Anschluß an Lukács – neuerdings häufiger hervorgehoben worden<sup>32</sup>, wobei die Diskussion sich allerdings hauptsächlich um

<sup>32</sup> Vgl. Georg Lukács, „Hölderlins Hyperion“, in: Goethe und seine Zeit, Bern 1947, S. 110 ff. (1934 entstanden). Lukács gebührt das unbestreitbare Verdienst, als erster deutlich Hölderlins enge politische und ideologische Nähe zur Großen Revolution behauptet zu haben, und das aufgrund rein ‚werkimmanenter‘ Methode: die seither zutage geförderten Fakten haben seine Ansicht weitgehend bestätigt. – Maurice Delorme, Hölderlin et la Révolution française, Monaco 1959. – Pierre Bertaux, „Du nouveau sur Hölderlin“, in: EG 1965, S. 172 ff. – ders., „Hölderlin und die Französische Revolution“, in: Hölderlin-Jahrbuch 1967/68, S. 1 ff. – ders., Hölderlin und die Französische Revolution, Frankfurt 1969. – Werner Kirchner, Der Hochverratsprozeß gegen Sinclair. Ein Beitrag zum Leben Hölderlins, Marburg 1949. – ders., Hölderlin. Aufsätze zu seiner Homburger Zeit, Göttingen 1967. – Interessant auch, daß Lukács' These kurz danach innerhalb des damaligen Reiches bestätigt wurde, und zwar malgré son auteur, der aus den Fakten einen ganz anderen politischen Sinn herauslas: Christian Waas, „Franz

biographische Fakten oder Mutmaßungen drehte<sup>33</sup>, während bisher nur in Ansätzen versucht wurde<sup>34</sup>, die neuen Thesen durch die Werkanalyse zu überprüfen.

Es läßt sich in der Tat zeigen, daß die erwähnte ‚Freiheit‘ in Hölderlins ‚Hyperion‘ nicht irgendeine allgemeine Freiheit, vielmehr die historisch-konkrete Freiheit des 18. Jahrhunderts ist. Das wird besonders an der ersten Phase der Triade deutlich: die ursprüngliche Freiheit ist bei Hölderlin, ganz wie bei Rousseau<sup>35</sup>, unbehelligte Spontaneität. Typisch dafür sind die Pflanzengleichnisse:

Wer will die Traube nicht lieber voll und frisch, so wie sie  
aus der Wurzel quoll, als die getrokneten gepflückten Beere, die  
der Kaufmann in die Kiste preßt und in die Welt schickt?

(S. 57)

Was bei der Pflanze ungehemmtes, spontanes Wachstum, das ist im gesellschaftlichen Bereich das (wie im ‚Emile‘) ungehindert sich entfaltende Kind. Das Kind ist ein bei Homer eher seltenes Bild, bei Hölderlin gehört es zu den am häufigsten verwendeten: „wie ein Kind, das nichts vom nächsten Augenblicke weiß“ (S. 38), heißt es, oder: „wie ein Kind, zärtlich und glaubig“ (S. 38), oder: „wie Kinder etwas sagen, weder im Scherze noch im Ernste“ (S. 57). Diese kindliche Spontaneität wird im ‚Hyperion‘ sogar dem physikalischen Bereich mitgeteilt:

Sie müssen heraus, sie müssen hervorgehn, wie die jungen Berge  
aus der Meersfluth, wenn ihr unterirdisches Feuer sie treibt.

(S. 88)

Freiheit im Sinne von Nicht-Intervention, wie sie offenbar im ‚Hyperion‘ verstanden ist, ist die Freiheit von 1789, wirtschaftlich wie politisch und kulturell gesehen.

Wilhelm Jung und die Homburger Revolutionsschwärmer 1792–94“, in: Festschrift für H. Jacobi, Homburg v. d. H. 1936, S. 31 ff.

<sup>33</sup> So vor allem Kirchners wichtige Forschungen; außerdem: Adolf Beck, „Hölderlin als Republikaner“, in: Hölderlin-Jahrbuch, Bd. 15, 1967/68, S. 28 ff. Beck's These, Hölderlin habe mehr den Girondisten als den radikalen Jakobinern zugeneigt, erscheint plausibel. Allerdings sah Hölderlin bei den Girondisten wohl vor allem ihren ‚antiautoritären‘ Zug: ihren Föderalismus statt des jakobinischen Zentralismus, ihre ‚griechischen‘ Sitten statt der strengen ‚vertu‘ Robespierres. Am ehesten wird man Hölderlin als einen ‚Antiautoritären‘ bezeichnen können.

<sup>34</sup> Am überzeugendsten die Empedokles-Interpretation von Bertaux (Hölderlin und die Französische Revolution 1969, S. 107 ff.).

<sup>35</sup> Hermann August Korff hat Hölderlin in den Kontext eines ‚deutschen Rousseauismus‘ gestellt: Geist der Goethezeit, 6. Aufl., Leipzig 1964, Bd. 3, S. 108.

Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erscheinen, so verschlüsselt zwar, daß es bisher übersehen werden konnte, an beschwerter Stelle am Schluß des Romans:

Ihr Quellen der Erd'! ihr Blumen! und ihr Wälder und ihr  
Adler und du brüderliches Licht! wie alt und  
neu ist unsere Liebe! – Frei sind wir, gleichen  
uns nicht ängstig von außen; wie sollte nicht wechseln die  
Weise des Lebens? wir lieben den Äther doch all' und innigst  
im Innersten gleichen wir uns. (S. 159)

Nach dem gescheiterten revolutionären Freiheitskrieg vergewissert sich Hyperion hier, am Ende seines Aufenthaltes in Deutschland, der Existenz von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in der Natur selbst. Dieser retour à la nature ist sein Trost für die Zwischenzeit, in der solche Postulate in der sozialen Welt der Menschen nicht realisierbar sind. Das Postulat der Gleichheit wird allerdings interpretiert, und zwar in einem anti-jakobinischen Sinne: nicht die äußere Gleichheit wird gefordert, nur die Respektierung jener wesenhaften Gleichheit, die in der gemeinsamen ‚Liebe zum Äther‘ besteht. Damit scheint eben jene freie, spontane Eigenbewegung eines jeden Individuums gemeint zu sein, die nicht gehemmt werden dürfe. Hölderlin hätte dann auf der Seite der liberalen Revolutionäre gestanden (etwa der Girondisten), die unter Gleichheit eben ‚Gleichheit der Entwicklungsmöglichkeiten durch Nicht-Intervention‘ verstanden<sup>36</sup>.

Der genaue Sinn von Gleichheit und Brüderlichkeit im ‚Hyperion‘ geht aus der Stelle im Schlußkapitel allein nicht hervor. Es soll deshalb die Frage gestellt werden, ob und wie auch diese beiden Postulate sich in den extraliniaren Elementen der epischen Vergleiche spiegeln.

Es hatte sich herausgestellt, daß Hölderlins Vergleiche im Gegensatz zu denen Homers individuelle und nicht kollektive Phänomene hervorheben. Das schließt jedoch nicht aus, daß nicht auch im ‚Hyperion‘ überindividuelle Gruppen begegneten:

Wie eine Schwester, wenn aus jeder Eke ein Geliebtes ihr entgegenkömmt, und jedes gerne zuerst begrüßt seyn möchte, so war das stille Wesen mit Aug und Hand beschäftigt (...). (S. 56)

Dieses Bild steht für Brüderlichkeit (besser: ‚Schwesterlichkeit‘) im ursprünglichen Sinne des Wortes: für die in der Familie existierende Brüder-

<sup>36</sup> Das wird auch durch mehrere Briefstellen nahegelegt (vgl. Bertaux, Hölderlin und die Französische Revolution, 1969, S. 61).

lichkeit. Kennzeichnend dafür ist, daß nicht die vertikalen Strukturen der Familie (Vater-Kind) in den Blick kommen, sondern die horizontalen, ja daß die Autorität repräsentierenden Eltern gar nicht erscheinen<sup>37</sup>. Dieses Bild steht gleichzeitig für Gleichheit in Hölderlins Sinne: gleiche Spontaneität. Ein ähnlicher Vergleich bestätigt diese Deutung:

Wie, wenn die Mutter schmeichelnd fragt, wo um sie her ihr  
Liebste sey, und alle Kinder in den Schoos ihr stürzen, und  
das Kleinste noch die Arme aus der Wiege streckt, so flog und  
sprang und strebte jedes Leben in die göttliche Luft hinaus  
(...). (S. 49)

Auch hier erscheint nicht der Vater, sondern die Mutter, allerdings ganz ähnlich gezeichnet wie eine ältere Schwester, nicht als Repräsentantin von Autorität. Die erste Form, in der Gleichheit und Brüderlichkeit auftreten, ist also wiederum eine natürliche Gegebenheit, die sich spontan, ohne soziale Organisation, herausbildet. Wiederum begegnet diese Art von Gleichheit und Brüderlichkeit auch im außermenschlichen Bereich:

Wie ein frohlokend Gewitter, die Riesenbilder, die Wolken  
des Himmels sich vereinen (...); (S. 18)  
Wie die Sonne des Himmels sich wiederfand im tausendfachen  
Wechsel des Lichts, das ihr die Erde zurückgab (...). (S. 21)

Wiederum entspricht dieser ersten Form eine zweite, die ihre Negation darstellt:

(...) du wirst seyn wie der Kranich, den seine Brüder zurück-  
ließen in rauher Jahreszeit, indeß sie den Frühling suchen im  
fernen Lande. (S. 16)

Die Verbannung des einzelnen aus der Gemeinschaft seiner Brüder postuliert dialektisch eben die ‚Brüderschaft‘ (S. 156), so wie die Enterbung die Gleichheit postuliert:

O ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn  
er nachdenkt, und wenn die Begeisterung hin ist, steht er da,  
wie ein misrathener Sohn, den der Vater aus dem Haus stieß,  
und betrachtet die ärmlichen Pfennige, die ihm das Mitleid  
auf den Weg gab. (S. 9)

Verbannung und Enterbung begegnen in vielerlei Gestalt:

(...) wie einer, dem ein Laut aus seiner Muttersprache ent-  
fährt, in einem Land, wo sie nicht verstanden wird (...). (S. 41)

<sup>37</sup> Das Vorbild dafür ist das Genrebild von Lotte und ihren Geschwistern aus dem ‚Werther‘: es stellt eine starke Strukturänderung gegenüber den bürgerlichen Trauerspielen (etwa Lessings) dar, in denen Vater-Tochter-Konflikte dominieren.



zusammenfassen: „Was lebt, ist unvertilgbar, bleibt in seiner tiefsten Knechtsform frei, bleibt Eins und wenn du es scheidest bis auf den Grund, bleibt unverwundet und wenn du bis ins Mark es zerschlägst und sein Wesen entfliegt dir siegend unter den Händen.“ (S. 141) Jede der drei Hauptfiguren der Linie hat das Recht auf eine solche Schlußrede, jede der drei sagt das gleiche: daß der Tod nicht sei, daß der Mensch ewig bleibe – jeder der drei sagt es jedoch mit anderen Worten. Bei Diotima lautet die entsprechende Stelle folgendermaßen: „Ich werde seyn; ich frage nicht, was ich werde. Zu seyn, zu leben, das ist genug, das ist die Ehre der Götter; und darum ist sich alles gleich, was nur ein Leben ist, in der göttlichen Welt, und es giebt in ihr nicht Herren und Knechte. Es leben umeinander die Naturen, wie Liebende; sie haben alles gemein, Geist, Freude und ewige Jugend.“ (S. 148)

Bei Diotima läßt sich am klarsten sehen, wie wiederum die drei Postulate der Revolution ihrer Aussage zugrunde liegen, allerdings in geänderter Reihenfolge: zuerst die Gleichheit („und darum ist sich alles gleich“), dann die Freiheit („es giebt in ihr nicht Herren und Knechte“), schließlich die Brüderlichkeit („sie haben alles gemein...“). Bei Alabanda steht demgegenüber an erster Stelle die Freiheit („bleibt in seiner tiefsten Knechtsform frei“), es folgen undifferenziert Brüderlichkeit und Gleichheit („bleibt Eins und wenn du es scheidest bis auf den Grund“) – es wäre nun zu erwarten, daß in Hyperions Schlußwort die Brüderlichkeit an die erste Stelle rückte: genau das ist der Fall, wie die schon oben zitierte Stelle aus dem Schlußbrief ausweist<sup>38</sup>.

Die Figurenkonstellation der Linie ist also folgendermaßen strukturiert: die drei Figuren sind gleich, da jede von ihnen die Dreieinigkeit der revo-

<sup>38</sup> Die Parallelität der drei Stellen könnte übrigens zu einer neuen Hypothese über den Sinn der Schlußworte „So dacht ich. Nächstens mehr“ führen: zur These nämlich, daß darauf nur Hyperions Tod folgen kann. Dem widerspräche keineswegs Ryans These, auf die Verbannung nach Deutschland folge Hyperions Dichterexistenz (Ryan, Hölderlins 'Hyperion'. Exzentrische Bahn und Dichterberuf, Stuttgart 1965, S. 229 ff.): die Dichterexistenz erfüllt sich im Schreiben der Briefe, sie ist am Schluß des Romans also bereits vergangen. Vgl. auch den Beginn des Zweiten Buches aus Band II: „(...) und dann, du letzter meiner Lieben! komm mit mir heraus zur Stelle, wo ein neuer Tag uns anglänzt.“ Ein Tag des irdischen Lebens kann damit nicht mehr gemeint sein. (Wilhelm Böhm's Deutung der Schlußwendung als 'Hysteron-Proteron' läßt sich leider nicht halten; wenn er schreibt: „Der letzte Brief schließt mit Dingen, die durch die Kritik an seinem Anfang überholt sind“ – „So dacht' ich. Nächstens mehr.' Die Ganzheit des Hyperionromans“, in: Hölderlin. Gedenkschrift zu seinem 100. Todestag, hrsg. v. Paul Kluckhohn, S. 226 –, dann gilt das, wenn überhaupt, nur für die referierten Gedanken, nicht aber für das Schlußwort selbst. Dieses Schlußwort ist in der Tat das letzte Wort Hyperions, es kann nicht durch den Anfang aufgehoben werden.)

lutionären Postulate repräsentiert. Eben deshalb sind sie Brüder; und doch bleiben sie frei, da jede von ihnen diese Dreieinigkeit in individuell verschiedener Gestalt, mit wechselnder Dominante, repräsentiert. Aus diesem Grund sind Konflikte unter ihnen unvermeidlich – Konflikte, die eine spannungsreiche epische Linie ergeben, die den 'Hyperion' vor der langweiligen Monotonie des 'Messias' bewahren.

Und doch hat Hölderlin von Klopstock gerade die Ineinsbildung von extralinearem und linearem Bereich übernommen. Wie im 'Messias', so entsprechen auch im 'Hyperion' sämtlichen Elementen des extralinearen Bereichs Elemente der Linie. Die Individualität kehrt wieder in der Individualität, ja im Individualismus der Figuren, bis hin zur individuellen Perspektive des Briefromans. Die Triade der Freiheit ist in Hyperions Jugend, seiner Verbannung nach Deutschland und dem griechischen Freiheitskampf nachgebildet. Den drei Phasen von Gleichheit und Brüderlichkeit entsprechen: das Idyll von Kalaurea, das Zerwürfnis mit Alabanda, die zweite Freundschaft mit Alabanda. Schematisch ließe sich das folgendermaßen darstellen:

	Freiheit			Gleichheit/Brüderlichkeit		
	urspr.	Negation	Negation d. Negation	urspr.	Negation	Negation d. Negation
Hyperion allein	Hyp.s Jugend	Verbannung n. Deutsch- land				
Hyperion – Alabanda			griech. Freiheits- kampf	Zerwürfnis	zweite Freund- schaft	
Hyperion – Diotima				Idyll von Kalaurea	Zerwürfnis	

Zur Erläuterung: das Schema nimmt nur die entscheidenden Episoden der Linie auf. Es ließe sich zweifellos weiter differenzieren, möglicherweise jeweils in triadischer Form<sup>39</sup>: man könnte etwa Hyperions Einsamkeit

<sup>39</sup> Eine besondere Untersuchung müßte zum Thema ‚Hölderlin als Dialektiker‘ geschrieben werden. Eine Bochumer Proseminararbeit von Reinhart Meyer wies überzeugend die dialektische Triade als Kompositionsprinzip des 'Hyperion' nach. Vgl. auch Martin Walser, Hölderlin zu entsprechen; in diesem Bande S. 14: „Da uns das dialek-

nach dem Abschied von Adamas als erste, seine Rückkehr von Smyrna nach Tina und seine dortige ‚Krankheit‘ als zweite Verbannung auffassen, der dann die nach Deutschland als dritte folgen würde. Deutlich zeigt das Idyll von Kalaurea die Merkmale der ursprünglichen Gleichheit und Brüderlichkeit: Diotimas Familie ist eine Familie ohne Vater; sie geht zudem über die natürlichen Grenzen unmerklich hinaus und bezieht einen Freundeskreis ein. Eine solche spontan, natürlich entstandene brüderliche Gesellschaft konnte inmitten des ‚heillosen Jahrhunderts‘ nur auf einer ‚Insel‘ existieren. Die Negation der Negation im Verhältnis Hyperion–Diotima scheint zu fehlen; es ließe sich allenfalls an die Episode des Schlußbriefes denken, in der die wieder Natur gewordene Diotima mit Hyperion spricht: „Bei den Meinen, rief sie, bin ich, bei den Deinen (...)“ (S. 158) Hyperions „sanfter Schrecken“ wäre dann als vorweggenommener Tod zu deuten – und der Tod würde die Negation der Negation darstellen.

Auch die Frage nach dem ‚Realismus‘ des ‚Hyperion‘ läßt sich an Hand des Schemas stellen: ohne große Schwierigkeit läßt sich jeder wichtigen Episode des Romans eine entsprechende, isomorphe Episode in Hölderlins Leben zuordnen:

	Freiheit			Gleichheit/Brüderlichkeit		
	urspr.	Negation	Negation d. Negation	urspr.	Negation	Negation d. Negation
Hölderlin allein	Höld.s Jugend	Verbannung n. Deutsch- land				
Hölderlin – Sinclair			schwäb. Freiheits- kampf	Zerwürfnis?	Ver- söhnung?	
Hölderlin – Susette				Driburger Idyll	Trennung	

tische Vermögen und das Vermögen der Dialektik durch geschichtliche Erfahrung seitdem bekannter geworden sind, bringt die Ausschließlichkeit, mit der er (Hölderlin, J. L.) seine Sache auf Vermittlung stellt, ihn uns nur näher.“ Zu warnen ist allerdings vor einer Verharmlosung des Begriffs ‚Vermittlung‘ in bezug auf Hölderlin, wie er bei Walser anklingt: der Ausgang des ‚Hyperion‘ nicht minder als der Ausgang von Hölderlins Leben beweist, daß dieser Dialektiker antagonistische Widersprüche nicht ‚vermitteln‘ zu können glaubte, es sei denn allenfalls im Tode.

Nur das Element ‚Verbannung nach Deutschland‘ ist zwischen beiden Strukturen identisch, es allein brauchte nicht ‚übersetzt‘ zu werden: ein weiteres Argument dafür, daß ‚Hyperion‘ vor allem ein Nationalepos darstellen möchte.

Wie sich aus dem ersten der beiden Schemata sehen läßt, geschieht die Distribution der Episoden auf die Linie mit ihrer sukzessiven Ordnung nicht schematisch, sondern nach Erfordernissen der epischen Abwechslung und ‚Spannung‘. Man erinnert sich an den Neuffer-Brief, in dem Hölderlin keinen Anstand nimmt zu bekennen, daß der ‚Hyperion‘ zur Unterhaltung des schönen Geschlechts gedacht sei, wenn auch nicht zu der Unterhaltung, die Ritterromane gewähren. An dieser Konzeption hat sich grundsätzlich nichts geändert, wie die ‚Vorrede‘ zur Schlußfassung zeigt: „Wer blos an meiner Pflanze riecht, der kennt sie nicht, und wer sie pflückt, blos um daran zu lernen, kennt sie auch nicht.“ (S. 5) Also: ‚Hyperion‘ ist kein philosophisches oder ideologisches Kompendium, sondern ein Roman – wenn auch kein Trivialroman.

‚Hyperion‘ ist allerdings ein bürgerlicher Briefroman. Wenn die Elemente des ‚hohen‘ Nationalepos in Versen auch unverkennbar sind, wie sich herausstellte, so bleibt ‚Hyperion‘ an der ‚Oberfläche‘ doch ein Roman vom Typ der ‚Nouvelle Héloïse‘ und des ‚Werther‘. ‚Ilias‘ und ‚Messias‘ auf der einen, der ‚Werther‘ auf der anderen Seite mußten vermittelt, ja mußten nahtlos verschmolzen werden. Für jedes einzelne Element der epischen Struktur mußte die Synthese geleistet werden. Schon zu Beginn wurde angedeutet, wie diese Synthese im Falle der epischen Perspektive erreicht wurde. Zu vermitteln waren die absolute Distanziertheit Homers mit der absoluten Distanzlosigkeit Werthers: das Ergebnis ist der rückblickend, als „Eremit in Griechenland“ (das heißt auch: Eremit nicht ‚in Christo‘, sondern ‚in Homero‘<sup>40</sup>) Briefe schreibende Hyperion. Was die Sprache angeht, so war die Verssprache mit der ‚natürlichen‘ Briefsprache zu vermitteln: das Resultat ist die einerseits hiatfreie, rhythmisierte und mit epischen Vergleichen durchsetzte, andererseits jedoch häufig schlichte und kurzatmig-parataktische Sprache des ‚Hyperion‘. Die epischen Vergleiche selbst wiederum konnten nur in elliptisch-abbreviiert Form in eine solche Sprache bruchlos eingehen.

<sup>40</sup> Wenn Korff zitiert: „Der Eremit von (gesperrt von mir, J. L.) Griechenland“ (S. 117), so ist das mehr als ein Druckfehler, es ist eine Verfälschung; die mehr ‚geistesgeschichtlich‘ verfahrenen Interpreten sollten überhaupt genauer lesen: es ist fatal, wenn Ryan im ‚Hyperion‘ einen „Befreiungskrieg gegen die Russen“ (Hölderlins ‚Hyperion‘, S. 161) gefunden zu haben glaubt.

Zum ‚hohen‘ Versepos gehören auch ein ‚himmlischer‘ Teil der Figurenkonstellation und entsprechende mythische Segmente der epischen Linie. Hölderlin hat in seiner Lyrik Götter und Mythen imaginiert, im ‚Hyperion‘ treten jedoch keine Götter oder mythischen Gestalten auf. Anders als Klopstock wußte Hölderlin genau, daß nach der bürgerlichen Aufklärung das Epos grundsätzlich nur noch ‚realistisch‘ sein kann, daß grundsätzlich die Götter ihr Recht auf epische (nicht lyrische) Darstellung verloren haben. Deshalb seine historisch wichtige und (für einen so typischen und großen Vertreter ‚hoher‘ Poesie) wahrhaft revolutionäre Entscheidung gegen das Versepos und für den Prosaroman in seiner damals am weitesten ‚realistischen‘ Form, gegen den mythologischen Apparat und für die historisch-‚realistische‘ Darstellung<sup>41</sup>.

Dennoch hat Hölderlin auch für die mythischen Segmente einen Ersatz gefunden: es ist das die leitmotivartige Verwendung der Elemente Erde, Luft und Feuer<sup>42</sup>. Die entsprechenden Episoden sind einerseits fest in die epische Linie integriert, sie haben durchgehend eine ‚realistische‘ Bedeutung. Außerdem stehen sie jedoch für ein Geistig-Allgemeines. Als Beispiel diene die Episode der Ankunft Hyperions in Kalaurea („schöne Luft“<sup>43</sup>):

O Schwester des Geistes, der feurigmächtig in uns waltet und  
lebt, heilige Luft! (...) (S. 50)

Das Bild der spielenden Kinder steht für die spontane Brüderlichkeit von Individuen (man beachte die Differenzierung): Element dieser Brüderlichkeit ist die Luft, der irdische Ausfluß des Äthers. Die Luft ist das leitmotivartig wiederkehrende Element Hyperions. Demgegenüber ist das Element Diotimas die Erde: es ist das Element der Gleichheit<sup>44</sup>; Alabandas Element

schließlich ist das der Freiheit, das Feuer<sup>45</sup>. Es ergibt sich also folgende Zuordnung:

geistiges Prinzip	Freiheit	Gleichheit	Brüderlichkeit
leitmotiv. Element	Feuer	Erde	Luft
Figur	Alabanda	Diotima	Hyperion

Man hat darauf hingewiesen, daß Hölderlin in seinem Leitmotiv-Geflecht bewußt alte mythische Vorstellungen mitassoziiert<sup>46</sup>; entscheidend bleibt aber, daß er einige (längst nicht alle!) Götter der Griechen zwar mitassoziiert, daß er sie aber nicht auftreten oder gar reden läßt: er war kein ‚Irrationalist‘ bzw. Obskurantist, er stand auf dem Boden der bürgerlichen Aufklärung<sup>47</sup>.

Der strukturelle Ort des ‚Hyperion‘ als Resultat einer komplexen Synthese soll zum Schluß noch einmal schematisch dargestellt werden. Zu diesem Zweck wird aus dem in Abschnitt 4 gegebenen Schaubild nur die Zone des bürgerlichen Romans (D) herausgelöst und zusätzlich differenziert (nach den nun entwickelten Kategorien) (S. 192):

‚Hyperion‘ ist also innerhalb der Zone des bürgerlichen Romans in jenem Bezirk (a) situiert, der dem Versepos am nächsten steht; innerhalb des Bezirks a neigt er jedoch relativ stark zur Zone d (Teilbezirk a‘). Das ist das Ergebnis der vielfachen Mediationen zwischen den extremen Polen der ‚Ilias‘ und des ‚Werther‘; genau an dieser und an keiner anderen Stelle

die Gleichheit allgemein als Eigenschaft der Erde konnotiert. Die Erde ihrerseits dient als Leitmotiv Diotimas (Binder, S. 153).

<sup>45</sup> Vgl. Schottmann, S. 24.

<sup>46</sup> So etwa den Mythos vom Hieros Gamos (Binder, S. 154); vgl. auch Paul Böckmann, Hölderlin und seine Götter, München 1935, bes. S. 113 ff.; Böckmanns Buch ist typisch für die irrationalistische Fehldeutung der Hölderlinschen ‚Götter‘: „Auch Griechenland kann in seinem Vorbildcharakter nur dann verharren, wenn es als letztes Wunschbild jenseits des Alltäglichen bestehen bleibt und wenn der Gläubige nur die Nachfolge sucht, nicht aber die Beruhigung und Erfüllung“ (S. 120 f.). Nichts wäre irriger als anzunehmen, Hölderlins ‚Götter‘ wohnten in einer metaphysischen ‚Hinterwelt‘, s. dazu auch Walsers Vortrag.

<sup>47</sup> Vgl. die Stelle in ‚Hyperion‘ I, 3 (S. 12), die er nur aus Zensurgründen durch eine Anmerkung zum Schein abschwächte, und die nichts anderes besagt als die entschiedene und unwiderrufliche Absage Hölderlins an alle Metaphysik. Dazu auch Bertaux, Hölderlin und die Französische Revolution, 1969, S. 154 f.

<sup>41</sup> Das typische synchrone Gattungssystem des ‚hohen‘ Dichters besteht aus Versepos, ‚hoher‘ Tragödie in Versen und Lyrik in Oden- und Hymnenform. In Deutschland sind Klopstock und Platen (sein Versepos blieb in Anfängen stecken, vgl. auch Anm. 53) Beispiele. Bei Klopstock fällt die Prosaform seiner Tragödie aus dem Rahmen (dazu Strohschneider-Kohrs, S. 200 f.), bei Hölderlin die Prosaform seines Epos. In beiden Fällen verrät sich die bürgerliche Moderne als geheime Antithese, die die These der ‚hohen‘ Poesie überdeterminiert.

<sup>42</sup> Vgl. dazu auch Bertaux, Hölderlin und die Französische Revolution, 1969, S. 159, sowie Schottmann, S. 23 ff.

<sup>43</sup> Wolfgang Binder, „Hölderlins Namenssymbolik“, in: Hölderlin-Jahrbuch 1961/62, S. 172.

<sup>44</sup> Wichtig in diesem Zusammenhang ist Brief II, 4, als Hyperion und Diotima vom „Leben der Erde“ sprechen: „sie sei ein herrlich lebend Wesen, sagten wir, gleich göttlich, wenn ihr zürnend Feuer oder mildes klares Wasser aus dem Herzen quille“ (S. 54). Diese Stelle wendet sich gegen die Bibel-Stelle aus dem 1. Buch der Könige, in der nur die Sanftheit, nicht jedoch der Aufruhr für göttlich erklärt wird. Darüber hinaus wird jedoch





VON

ROLF ZUBERBÜHLER

1

In der ‚Klassischen Walpurgisnacht‘ läßt Goethe die Greife, nachdem sie Mephisto als „kluge Greise“ begrüßt hat, folgendermaßen antworten:

*Nicht Greisen! Greifen! – Niemand hört es gern  
Wenn man ihn Greis nennt. Jedem Worte klingt  
Der Ursprung nach wo es sich her bedingt:  
Grau, grämlich, griesgram, greulich, Gräber, grimmig,  
Etymologisch gleicherweise stimmig,  
Verstimmen uns.<sup>1</sup>*

Worauf dann Mephistopheles beflissen auf die Wurzel grei- „im Ehrentitel Greifen“ hinweist und mit dieser Etymologie – Greif komme von „greifen“ – die Zustimmung der Fabelwesen findet. Daß dieses etymologische Intermezzo kein bloßer Schnörkel ist, sondern wesentlich zur ‚Klassischen Walpurgisnacht‘ gehört, machen die Vorstufen deutlich. Nach einem Entwurf zur Ankündigung der ‚Helena‘ sollte die nahe Verwandtschaft der thessalischen Zauberin Erichtho, die Pompeius im Jahre 48 v. Chr. nach dem Ausgang der Schlacht bei Pharsalos befragt haben soll, mit dem sagenhaften athenischen König Erichthonius oder Erechtheus, halb Mensch, halb Schlange, etymologisch bewiesen werden<sup>2</sup>; das Altertum weiß natürlich nichts von einer solchen Verwandtschaft. In einem anderen Paralipo-

\* Der Aufsatz ist die leicht veränderte und um den Novalis-Teil erweiterte Fassung eines Vortrags, welcher am 21. November 1970 in der Evangelischen Akademie Hofgeismar gehalten wurde.

<sup>1</sup> Faust II v. 7093 ff.; WA 15, 1, 114. – Es wird nach folgenden Ausgaben zitiert: *Goethe*: Goethes Werke, Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, Weimar 1888–1912 (WA); *Fichte*: J. G. Fichte – Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Herausgegeben von Reinhard Lauth und Hans Jacob, Stuttgart-Bad Canstatt 1964 ff. (SW); *Novalis*: Schriften, Herausgegeben von Paul Kluckhohn und Richard Samuel, Darmstadt 1960 ff. (HKA); *Hölderlin*: Sämtliche Werke, Große Stuttgarter Ausgabe, Herausgegeben von Friedrich Beißner, Stuttgart 1946 ff. (StA).

<sup>2</sup> Paralipomenon 123; WA 15, 2, 203.

lands, im ‚Exil‘ spielen: so spiegelt sich auch hierin die Phase der Negation als die in Deutschland dominierende Phase. Ein deutsches Nationalepos in der klassischen Form der Vergestalt und der Er-Erzählung hätte andere als bürgerliche Helden und ein anderes als ein bürgerliches Publikum erfordert: zu Hölderlins Zeit war also kein solches Epos möglich. Als Platen dreißig Jahre später dennoch ein solches Epos schreiben wollte, scheiterte er nicht nur und nicht einmal in erster Linie an poetischer Unfähigkeit, vielmehr an objektiv-historischen Bedingungen<sup>53</sup>.

Hölderlin wußte, daß die wahren nationalen Helden Deutschlands Männer wie seine Freunde, daß sie bürgerliche Intellektuelle waren. Er wußte, daß ihre Unfähigkeit, sich mit der Mehrheit ihres Volks zu verbinden (vgl. Diotimas und Hyperions Gespräch über die ‚Erziehung des Volkes‘ in Athen sowie den griechischen Freiheitskampf), die nationale Tragödie und damit den Gegenstand eines nationalen Epos darstellten. Konsequenterweise wählte er als Genre das typische Genre des gebildeten Bürgertums, den Briefroman.

Aber ‚Hyperion‘ ist kein Briefroman wie die anderen – er ist nur insofern Briefroman, als er als Briefroman die Negation und gleichzeitig Negation der Negation des Versepos darstellt: Negation, insofern Hyperion ein Verwandter Werthers ist; Negation der Negation, insofern es sich dennoch nicht um einen privaten, sondern um einen öffentlichen, einen politischen Roman handelt. Gewirkt in Deutschland hat allerdings fast ausschließlich der erste Aspekt: man hat ‚Hyperion‘ schließlich sogar für einen ‚romantischen Roman‘<sup>54</sup> erklärt. Den zweiten, entscheidenden Aspekt sähe nur „Bellarmin“, d. h. ein deutsches Publikum, das Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit unter sich verwirklicht hätte. Nur ein solches Publikum verstünde, daß man von öffentlichen, von politischen Dingen sprechen kann wie von Liebe, nur ein solches Publikum würde die ‚terra incognita‘ wirklich betreten haben, die Hölderlin vor hundertfünfundsiebzig Jahren entdeckte.

<sup>53</sup> Darüber handelt ein Abschnitt im Anhang meiner Bochumer Dissertation, J. L.

<sup>54</sup> Vgl. Anm. 2; auch Korff, S. 109.

menon werden Mysterien, Mystifikationen, Indisches, Ägyptisches, Etymologisierung und „neuere Symbolik“ gleichermaßen verspottet<sup>3</sup>. Damit dürfte klar sein, gegen wen sich Goethes Etymologie-Satire richtet: es ist vor allem Creuzer mit seiner ‚Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen‘, deren erster Band 1810 erschien; gleichermaßen sind jedoch auch Görres und Schelling mitbetroffen.

Bei Creuzer feiert nun allerdings die etymologische Interpretation wahre Triumphe. Schon der Symbolbegriff mit seinen Momenten des Totalen, des Unergründlichen, Notwendigen und Momentanen wie auch der Begriff des Mythischen wird aus der Sprachgeschichte entwickelt<sup>4</sup>; so ist zum Beispiel die Urbedeutung von „*Mythos*“ „der noch nicht ausgesprochene, sondern im Gemüthe verschlossene Gedanke“; das griechische Wort soll mit dem deutschen „Gemüth“ verwandt sein<sup>5</sup>. Das erste Amt des Priesters war das „*Deuten*“ – in einem ursprünglichen Sinne: das Hindeuten, Hinzeigen auf die Zeichen des Göttlichen<sup>6</sup>. Wenn dieser Priester später Göttliches bildlich darstellte, also *erzeugte*, dann *bezeugte* er damit zugleich die Macht der Götter und seine eigene Andacht; die Sprache als „die treueste Urkunde der Völker“<sup>7</sup> gebe von diesen ursprünglichen Verhältnissen noch Kunde durch die lautliche Identität von „zeugen“ (generare) und „zeugen“ (testari)<sup>8</sup>. Unsicherheit besteht bezüglich des Namens der griechischen Götter. Sie heißen θεοὶ nach der Wurzel τίθημι „setzen“, weil sie, wie Herodot berichtet, „alle Dinge in Wohlordnung gesetzt, und Alles in Eintheilung gebracht“<sup>9</sup>. Oder der Name leitet sich her von θέειν „eilen“ und damit von der Bewegung der Himmelskörper (Creuzer erinnert auch an die chinesische Benennung des Himmels, Tien); oder von δέος „Furcht“; oder von θεάω „schauen“ (die Götter wären dann die Aufseher, oder man nannte sie so, weil sie nur in der Kontemplation erkannt werden); oder das Wort ist ägyptischen Ursprungs; oder es hängt schließlich zusammen mit dem äolischen Namen des höchsten Gottes, Δεῦς oder Σδεῦς, woraus dann Zeus und θεός geworden wäre<sup>10</sup>.

Die Voraussetzung für diese Sprachbetrachtung bildet der Glaube, daß die Verbindung der alten religiösen Zeichen mit dem Bezeichneten, wie Creuzer sagt, „ursprünglich und göttlich“ sei, daß „alle Symbolik, wodurch die Priesterschaft das höhere Wissen abspiegelt, nicht auf willkürlicher, menschlich veranstalteter Bezeichnung“ beruhe, „sondern eben auf jener

uranfänglichen Verbindung selbst“<sup>11</sup>. Deshalb ist der Autor stetsfort auf der Suche nach der – wie er es nennt – „eigentlichsten Bezeichnung“ oder „Urbedeutung“.

Von Goethe nun wird diese gesamte Praxis mitsamt den Gegenständen, womit sie sich beschäftigt, in den halbhellen Orkus des Ungebildeten und „Fratzenhaften“ verwiesen. Eine solche Sprachbetrachtung ist für ihn verworrenere „Mystizismus“. Gegen die Ursprungsgläubigkeit der Romantiker setzt er die Helle der Gegenwart, gegen die andächtige Hingabe an den Sprachgeist das Recht des Subjekts. Für Goethe ist die Sprache nicht φύσει, sondern θέσει, nicht von Natur, sondern durch Setzung. Das Wort ist keine Definition des Bezeichneten. Es ist vielmehr bloßes Zeichen, Zeichen und nicht Symbol, und nicht auf das Zeichen, sondern auf das Bezeichnete kommt es an, den Geist, den Sinn, der jenseits des Wortkörpers liegt – „Wort und Zeichen sind nichts gegen lebendiges Anschauen“. Die Sprache ist ein Mittel, ein Werkzeug. „Nicht die Sprache an und für sich ist richtig, tüchtig, zierlich, sondern der Geist ist es, der sich darin verkörpert.“<sup>12</sup> „Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern, aus was für Elementen er bestehe.“<sup>13</sup> Das Xenion ‚Etymologie‘ spricht diesen Standpunkt per contrarium aus:

*Ars, Ares wird der Kriegesgott genannt,  
Ars heisst die Kunst und A... ist auch bekannt.  
Welch ein Geheimniß liegt in diesen Wundertönen!  
Die Sprache bleibt ein reiner Himmelshauch,  
Empfunden nur von stillen Erdensöhnen;  
Fest liegt der Grund, bequem ist der Gebrauch,  
Und wo man wohnt, da muß man sich gewöhnen.  
Wer fühlend spricht, beschwätzt nur sich allein;  
Wie anders, wenn der Glocke Bimbam bammelt,  
Drängt alles zur Versammlung sich hinein!  
Von Können kommt die Kunst, die Schönheit kommt vom Schein.  
So wird erst nach und nach die Sprache festgerammelt,  
Und was ein Volk zusammen sich gestammelt,  
Muss ewiges Gesetz für Herz und Seele sein“<sup>14</sup>.*

Für Goethe ist es purer Hohn, sich das eigene Denken und Empfinden von einer derart durch die Pfähle der Etymologie „festgerammelten“ Sprache

<sup>3</sup> Paralipomenon 176; WA 15, 2, 233.

<sup>4</sup> Friedrich Creuzer, Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen, Erster Band, Leipzig 1810, p. 41 ff.

<sup>5</sup> l. c., p. 52.

<sup>6</sup> l. c., p. 9 f.

<sup>7</sup> l. c., p. 10.

<sup>8</sup> l. c., p. 14 f.

<sup>9</sup> l. c., p. 2.

<sup>10</sup> l. c., p. 178 f.

<sup>11</sup> l. c., p. 42.

<sup>12</sup> Goethe, Maximen und Reflexionen, Hamburger Ausgabe Bd. 12, Nr. 1021.

<sup>13</sup> l. c., Nr. 1020.

<sup>14</sup> WA 5, 1, 47.

diktieren zu lassen. Diese Diktatur wäre der Tod für das Leben des Geistes. Der Menge freilich mag es sehr „bequem“ scheinen, der eigenen geistigen Tätigkeit enthoben zu sein, besonders wenn sich das mit Frömmigkeit entschuldigen läßt. Die Apotheose der Etymologie ist aber gleichzeitig die Inthronisation der baren Willkür. Denn wie schon gesagt ist für Goethe die Sprache kein Naturphänomen, sondern bloß ein Produkt der Geschichte, und seine Skepsis der Geschichte gegenüber ist bekannt. In der Sprache, die „ein Volk zusammen sich gestammelt“, zeigen sich keine organischen Bildungsgesetze.

Aber der Vers vom Gebammel der Glocke, das eine andächtige Gemeinde zusammenruft, beweist nur, wie epidemisch der Hang zum Etymologisieren seit Klopstock und Herder geworden war. Wie vom Verhältnis der Deutschen zur Französischen Revolution erhielt man auch hier ein falsches Bild, wenn man einseitig von den Klassikern ausginge. Wir haben Creuzer, Görres und Schelling genannt. Man könnte auch Fichte, Novalis, Hegel und eine Legion von kleineren Geistern zitieren. Goethe, als Anwalt der Mitte, wehrt sich gegen eine Verschiebung des Gleichgewichts zwischen Ich und Welt zum Objektiven oder Subjektiven hin. Bei Creuzer aber (geboren 1771) ließ sich bereits der Ansatz erkennen, der bei Hölderlin voll entfaltet ist. Von Mystizismus allerdings kann bei Hölderlin keine Rede sein.

## 2

Ehe wir uns jedoch Hölderlin zuwenden, wollen wir einen Blick auf Novalis werfen. Bei Novalis wird, viel deutlicher als bei Hölderlin selbst, die beiden gemeinsame Ausgangsbasis für dieses Etymologisieren sichtbar. Der große Anreger ist Fichte.

Fichte hatte im Mai 1794 seine Lehrtätigkeit in Jena aufgenommen. Bereits im August dieses Jahres begann Hölderlin in Waltershausen mit dem Studium der neuen Transzendentalphilosophie. Vom November 1794 an war er, bis zu seiner Flucht aus Jena, Hörer von Fichtes Vorlesungen. Im Mai 1795 fand das denkwürdige Zusammentreffen von Fichte, Hölderlin und Novalis bei Immanuel Niethammer statt. „Viel über Religion gesprochen und über Offenbarung und daß für die Philosophie hier noch viele Fragen offen bleiben.“<sup>15</sup> Auch Novalis hat sich vermutlich wie Höl-

<sup>15</sup> Niethammers Tagebuch; cf. Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte, Jg. 1, 1948, p. 7.

derlin mit der ‚Wissenschaftslehre‘ schon bald nach deren Erscheinen zu beschäftigen begonnen<sup>16</sup>. Die Aufzeichnungen, die wir unter dem Titel ‚Fichte-Studien‘ kennen, stammen aus der Zeit vom Herbst 1795 bis zum Sommer 1796<sup>17</sup>; wie Hölderlin versucht Novalis darin – beide sind Angehörige einer im Pietismus aufgewachsenen Generation –, über die Sphäre des Ichs und des Bewußtseins hinaus vorzustoßen zu einer nicht ich-haften absoluten Sphäre, die bei Hölderlin „Seyn“<sup>18</sup>, bei Novalis schließlich „Gott“ heißt: „Spinotza stieg bis zur Natur – Fichte bis zum Ich, oder der Person. Ich bis zur These Gott.“<sup>19</sup> Niethammer suchte sowohl Hölderlin als auch Novalis zur Mitarbeit am ‚Philosophischen Journal‘ zu gewinnen.

Fichte nun hat nicht nur mit seinem Aufsatz ‚Von der Sprachfähigkeit und dem Ursprung der Sprache‘<sup>20</sup> in die zeitgenössische sprachtheoretische Diskussion eingegriffen, sondern auch die Terminologie seiner ‚Wissenschaftslehre‘ fortlaufend einer kritischen Reflexion unterzogen. „Es ist merkwürdig“, heißt es beispielsweise in einer Anmerkung zu § 4, „daß im gemeinen Sprachgebrauche das Wort *relativ* stets richtig, stets von dem gebraucht worden, was bloß durch die Quantität unterschieden ist, und durch weiter nichts unterschieden werden kann; und daß man dennoch gar keinen bestimmten Begriff mit dem Worte *Relation*, von welchem jenes abstammt, verbunden“<sup>21</sup>. „Es wäre zu wünschen, daß das Wort Leiden weniger Nebenbedeutungen hätte. Daß hier nicht an schmerzhaftes Empfindung zu denken sey, braucht wohl nicht erinnert zu werden... *Leiden* ist die bloße Negation des so eben aufgestellten reinen Begriffs der Thätigkeit; und zwar die quantitative...“<sup>22</sup>. Fichtes Ideal, das er allerdings in der ‚Wissenschaftslehre‘ zu realisieren weder willens noch vermögend ist<sup>23</sup>, wäre eine vollkommen systemhafte Sprache, deren geschlossene Begrifflichkeit die äußerliche Entsprechung zur inneren Logik der Deduktion darstellte, „ein nach allen seinen abgeleiteten Theilen nothwendiges, und als nothwendig zu erweisendes System der philosophischen Terminologie, vermittelt der regelmäßigen Fortschreitung nach den Gesetzen der metaphorischen Bezeichnung transcendentaler Begriffe; bloß Ein Grundzeichen als willkürlich vorausgesetzt, da ja nothwendig jede Sprache von Willkühr ausgeht.“<sup>24</sup> In der Richtung dieses Ideals geht es aber bereits, wenn

<sup>16</sup> Hans-Joachim Mähl in HKA 2, 30 f.

<sup>17</sup> l. c., p. 31 ff.

<sup>18</sup> StA IV 216 f.; cf. III 236, 15 ff.

<sup>19</sup> HKA 2, 157.

<sup>20</sup> Im ersten Band von Niethammers ‚Philosophischem Journal einer Gesellschaft Teutscher Gelehrten‘, 1795; SW I 3, 97–127.

<sup>21</sup> SW I 2, 292 Anm.

<sup>22</sup> SW I 2, 293.

<sup>23</sup> SW I 2, 252.

<sup>24</sup> Anmerkung in der zweiten Auflage der Schrift ‚Über den Begriff der Wissenschaftslehre‘, 1798; SW I 2, 118.

Fichte in § 3 der ‚Wissenschaftslehre‘ die gesuchte Vereinigung von Ich und Nicht-Ich im Begriff der ‚Theilbarkeit‘ findet<sup>25</sup>, indem dieser Begriff seine Rechtfertigung nicht nur als Gegensatz zur ‚Vereinigung‘ erhält, sondern auch im Hinblick auf die Kategorie des ‚Urtheils‘ als ‚Ur-Theilung‘, wie sie dann bei Hölderlin erscheint<sup>26</sup>. Entsprechend definiert Fichte den Begriff ‚Ursache‘ als ‚Ur-Realität, positive schlechthingesetzte Realität, welches durch jenes Wort treffend ausgedrückt wird‘<sup>27</sup>. Den ‚That-sachen‘ im empirischen Bewußtsein setzt er die ursprüngliche ‚That-handlung‘ des absoluten Ich entgegen<sup>28</sup>. ‚Reflexion‘ wird nach der Wurzel reflectere ‚zurückbeugen‘ als eine ‚nach innen ... gehende Thätigkeit‘ bestimmt; das Gegenteil ist ‚Produktion‘<sup>29</sup>. ‚Verstand‘ ist für Fichte dasjenige Vermögen, ‚worin ein wandelbares besteht, gleichsam verständigt wird‘, und daher ‚mit Recht‘ so heißt<sup>30</sup>. ‚Der Verstand ist Verstand, bloß insofern etwas in ihm fixirt ist; und alles, was fixirt ist, ist bloß im Verstande fixirt.‘<sup>31</sup>. Auch das Wort ‚Gegenstand‘ bezeichnet nach Fichte ‚vortrefflich, was es bezeichnen soll. Jeder Gegenstand einer Thätigkeit, insofern er das ist, ist nothwendig etwas der Thätigkeit entgegengesetztes, ihr wider- oder gegenstehendes.‘<sup>32</sup> Auch ‚Wirklichkeit‘ und ‚wirken‘<sup>33</sup>, ‚Trieb‘ und ‚treiben‘<sup>34</sup> gehören selbstverständlich zusammen. Man darf annehmen, daß Fichte im mündlichen Vortrag über diese knappen, in der ‚Handschrift für seine Zuhörer‘ niedergelegten sprachlichen Erläuterungen weit hinausgegangen ist<sup>35</sup>.

All dies kehrt nun bei Novalis wieder. Seine philosophischen Studien aus den Jahren 1795/96 sind voll von solchen etymologischen Reflexionen in Fichtes Manier. ‚Der Gegenstand‘, notiert er sich etwa, ‚entsteht durch ein Entgegensetzen ... Vom Gegensatze heißt es, er wird gesetzt – vom Gegenstande – er entsteht. Beyde Ausdrücke haben sehr viel charakteristisches.‘<sup>36</sup> ‚Zustand‘, lesen wir etwas später, ‚drückt vortrefflich das eigenste Wesen des bisher sogenannten Gegensatzes aus. Zustand und Gegenstand‘<sup>37</sup>. ‚Setzen ist das Verbum von Gesetz‘<sup>38</sup>. ‚Voraussetzen ist ein sehr willkommener Ausdruck. Setzen muß in dem Sinne gebraucht werden, den es in dem Ausdrücke hat: ich setze den Fall. Es ist die Handlung

der Hypothese.‘<sup>39</sup>. ‚Reflexion ist ein sehr ausdrucksvoller Namen.‘<sup>40</sup> ‚Treffende Bedeutung des Worts = Inhalt – / Enthalten, Verhältniß – Beziehen. Vorenthalten etc.‘<sup>41</sup> ‚Existenz / bedeutungsvolle Etymologie dieses Worts‘<sup>42</sup> – denn es ist abgeleitet von ex-sistere ‚heraustreten‘; ‚Existenz‘ bedeutet demzufolge das Zum-Vorschein-Kommen, das Heraustreten des absoluten Ich aus seiner bewußtlosen Sphäre dadurch, daß es sich ein Nicht-Ich entgegensetzt. Als genaues Pendant zum lateinischen ex-sistere versteht Novalis das Wort ‚entstehen‘, indem er das Präfix ‚ent-‘ als Trennungspartikel („von etwas weg“) auffaßt: ‚Entstehn drückt in seinem Doppelsinn die höchste filosofische Wahrheit aus – die Entäußerung des Ich, um sich zu vollenden – So wird es klar, wie es durch seine Entstehung, entsteht. Es findet sich, außer sich. Diese Findung wird zur Ein- Innenfindung in der Wirklichkeit.‘<sup>43</sup> Das absolute Ich wird durch diese ‚Ent-stehung‘ zum empirischen, bewußten, empfindenden Ich. Die Prägung ‚Ein-‘ oder ‚Innenfindung‘ schließt sich wiederum eng an Fichte an, der die ‚Empfindung‘ als ‚Insichfindung‘ interpretiert hatte. ‚Nur das fremdartige wird gefunden‘, heißt es bei Fichte, ‚das ursprünglich im Ich gesetzte ist immer da. Die aufgehobne vernichtete Thätigkeit des Ich, ist das Empfundne. Sie ist empfunden, fremdartig, inwiefern sie unterdrückt ist, was sie ursprünglich, und durch das Ich selbst gar nicht seyn kann. Sie ist empfunden, etwas im Ich – inwiefern sie nur unter Bedingung einer entgegengesetzten Thätigkeit unterdrückt ist, und, wenn diese Thätigkeit wegfiel, selbst Thätigkeit, und reine Thätigkeit seyn würde.‘<sup>44</sup>

In all den angeführten Fällen liegt die Abhängigkeit von Fichte offen zutage. Fichtes Anliegen ist richtig erkannt, wenn sich Novalis im ‚Allgemeinen Brouillon‘ notiert: ‚Kritick der Sprache – Vorarbeit des WissenschaftsLehrers‘<sup>45</sup>. Auch in der ‚Theorie des Zeichens‘<sup>46</sup>, der Untersuchung des Zusammenhangs zwischen Zeichen und Bezeichnetem einerseits und dem Hörer andererseits, ist Novalis von Fichte abhängig<sup>47</sup>. Fichtes Sprachtheorie scheint übernommen zu sein, wenn es später heißt: ‚Die ganze Sprache ist ein Postulat. Sie ist positiven, freyen Ursprungs. Man mußte

<sup>25</sup> SW I 2, 272.

<sup>27</sup> SW I 2, 294.

<sup>29</sup> SW I 2, 371.

<sup>31</sup> l. c.

<sup>33</sup> SW I 2, 411.

<sup>35</sup> Dies eine von Wolfgang Binder ausgesprochene Vermutung.

<sup>36</sup> HKA 2, 199 („Gegenstand“ vom Verf. hervorgehoben).

<sup>37</sup> HKA 2, 208.

<sup>28</sup> StA IV 216, 1 ff.

<sup>28</sup> SW I 2, 255.

<sup>30</sup> SW I 2, 374.

<sup>32</sup> SW I 2, 393. Cf. Hölderlin StA VI 164, 82 f.

<sup>34</sup> SW I 2, 425.

<sup>38</sup> HKA 2, 241.

<sup>39</sup> HKA 2, 199 (Hervorhebung vom Verf.).

<sup>40</sup> HKA 2, 201 (Hervorhebung vom Verf.).

<sup>41</sup> HKA 2, 213.

<sup>42</sup> HKA 2, 199.

<sup>43</sup> HKA 2, 150 („Entstehn“ vom Verf. hervorgehoben). Sprachgeschichtlich gesehen, hat sich in „ent-stehen“ altes „in-“ mit „ent-“ vermischt; cf. Duden, Etymologie, Mannheim 1963, p. 138.

<sup>44</sup> SW I 3, 150.

<sup>45</sup> HKA 3, 384.

<sup>46</sup> HKA 2, 155.

<sup>47</sup> cf. Hans-Joachim Mähl in HKA 2, 43 f.

sich einverstehen, bey gewissen Zeichen gewisse Dinge zu denken, mit Absicht etwas Bestimmtes in sich zu construiren.“<sup>48</sup>

Indessen machen die begleitenden Ausrufe des Erstaunens – „bedeutungsvolle Etymologie dieses Wortes“, „ein sehr ausdrucksvoller Namen“, „ein sehr willkommner Ausdruck“ – doch schon hinreichend deutlich, daß diese sprachlichen Reflexionen bei Novalis in einem ganz anderen geistigen Medium erfolgen. Beurteilt Fichte die Sprache kritisch auf ihre Tauglichkeit für sein System, verwirft, lobt oder definiert er neu, so entdeckt Novalis, von Fichtes Forderung nach Systemhaftigkeit der Sprache ausgehend, ihren wunderbaren Beziehungsreichtum. Die Bauelemente der Sprache, zum Beispiel Präfixe oder Suffixe, werden ihm deshalb wichtig: „Be – ver – ge – ent – er – zer – ein ... eit. ung. en. iß. etc.“<sup>49</sup>. Es geht Novalis weniger um den „bestimmten Begriff“ als vielmehr darum, das Wort in ein bedeutungsvolles Spiel von Bezügen zu setzen:

*Stimme – Stimmung – stimmen – bestimmen – einstimmen*<sup>50</sup>.

*Beystand. Widerstand. Vorstand. Anstand. Umstand. / Hinterstand. Nebenstand. Mitstand. Abstand. / Verstand, Bestand. Entstand. Gestand. Erstand. Herstand. Hinstand. Einstand. / Zweyfeldn*<sup>51</sup>.

Durch diese Verknüpfung wird das einzelne Wort gleichsam, um eine spätere Formel Hardenbergs zu gebrauchen, „in Geheimnisstand erhoben“. Das Etymologisieren ist bereits eine Vorform jener späteren „Operation“, die „dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein“ zu geben vermag<sup>52</sup>. Nicht so sehr der Begriff selbst als sein Bezug, die „Derivation“, wird deshalb wesentlich:

*Wahr – derivation von wahren – Wahrnehmen – beharrlich ergreifen. / Nehmen – ist active Receptivität*<sup>53</sup>.

Das Wahre wäre demnach das Währende, Bleibende. „Nur das *Bleibende* ist unsrer ganzen Aufmerksamkeits werth – das Fortwährend Nützliche.“<sup>54</sup>

<sup>48</sup> HKA 2, 558.

<sup>49</sup> HKA 2, 226.

<sup>50</sup> HKA 2, 283. Zu Novalis' Auffassung der „Stimmung“ cf. Manfred Dick, Die Entwicklung des Gedankens der Poesie in den Fragmenten des Novalis, Bonn 1967, p. 269 ff.

<sup>51</sup> HKA 2, 227.

<sup>52</sup> HKA 2, 545.

<sup>53</sup> HKA 2, 214 (Hervorhebung vom Verf.). „Währen“ gehört sprachgeschichtlich zu „Wesen“; vgl. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 18. Auflage, bearbeitet von Walther Mitzka, Berlin 1960, s. v.

<sup>54</sup> HKA 2, 235.

„Setzen – *Derivation von Springen. Herrlich bedeutungsvoll – Charakter des Transitus vom Gegengesetzten zum Entgegengesetzten – von Extrem zu Extrem. Dies ist auch sichtbar im Ausdruck – sich Setzen – Übergang von Bewegung zur Ruhe*<sup>55</sup>.

Wenn das Ich das Nicht-Ich setzt – muß man diese Etymologie erläutern –, so handelt es sich dabei nicht um einen kontinuierlichen Übergang, einen „Transitus“, sondern vielmehr um einen „Sprung“. Im Moment des Setzens springt das Entgegengesetzte vom Entgegengesetzten ab, wie ein Pferd mit einem „Satz“ über einen Graben „setzt“<sup>56</sup>. In gleicher Weise „springt“ nach einer späteren Aufzeichnung „das Werck vom Meister ab in mehr, als Raumdistanzen“<sup>57</sup>.

*Derivation Gottes von Gattung*<sup>58</sup>,

heißt es in den philosophischen Studien weiter, und diese Etymologie wird durch eine andere Notiz folgendermaßen erklärt:

*Das Allgemeine jedes Augenblicks bleibt, denn es ist im Ganzen. In jedem Augenblicke, in jeder Erscheinung, wirkt das Ganze – die Menschheit, das Ewige ist allgegenwärtig – denn sie kennt weder Zeit noch Raum – wir sind, wir leben, wir denken in Gott, denn dis ist die personifizierte Gattung. Es ist nicht in unserm Sinn ein Allgemeines, ein Besondere. Kannst du sagen es ist hie, oder dort? Es ist alles, es ist überall; In ihm leben, weben und werden wir seyn. Alles Ächte dauert ewig – alle Wahrheit – alles Persönliche*<sup>59</sup>.

Weil es Novalis weniger um die präzise Begriffsbestimmung als vielmehr um den Aufweis geheimnisvoller sprachlicher Bezüge zu tun ist, zeichnet er sich – wie die eben genannten Beispiele zeigen – auch durch eine unbegrenzte Kühnheit und Kombinationsfähigkeit in der Wortableitung aus. Hier schon gefällt sich Novalis darin, „Fremdlinge zusammen zu bringen“<sup>60</sup>. Und so wenig es ihm um die „Anstrengung des Begriffs“ geht, so wenig ist auch für ihn das Etymologisieren, wie etwa für Creuzer, ein bloß historisches Geschäft, das nach der ursprünglichen Bedeutung der Wörter forscht. Novalis kennt auch eine „pragmatische“ Etymologie; es kommt ihm auf den synchronischen, ja auf den bloß postulierten idealen Zusammenhang des Sprachsystems an:

<sup>55</sup> HKA 2, 232 (Hervorhebung vom Verf.).

<sup>56</sup> cf. Theodor Haering, Novalis als Philosoph, Stuttgart 1954, p. 44.

<sup>57</sup> HKA 3, 411.

<sup>58</sup> HKA 2, 236 (Hervorhebung vom Verf.).

<sup>59</sup> HKA 2, 249.

<sup>60</sup> HKA 1, 80.

*Jedes Wort hat seine eigenthümliche Bedeutung, seine Nebenbedeutungen, seine falschen, und durchaus willkührlichen Bedeutungen. Etymologie ist verschieden – genetische – pragmatische – / wie es gebraucht werden sollte /<sup>61</sup>.*

Seine Wortableitungen sind deshalb mitunter gleichsam freie Setzungen a priori.

*Wissen kommt her von Was – es bezieht sich allemal auf ein was – Es ist eine Beziehung auf das Seyn, im bestimmten Seyn überhaupt nemlich im Ich<sup>62</sup>.*

Doch bleiben all diese Konstruktionen schwebend und wie die philosophischen Studien überhaupt in hypothetischem Aggregatzustand – „szientifische Unzucht“, wie das „Hypothesiren“ einmal scherzhaft genannt wird<sup>63</sup>. Die eben zitierte Etymologie von „Wissen“ hindert Novalis nicht, das Wort in anderem Zusammenhang wiederum in eine ganz andere Reihe zu stellen, nämlich in die Nähe von „weisen“ und, wie es scheint, auch von „Wesen“:

*Eigenschaft bedeutet das Gesetz einer ursprünglichen Thatsache – eine Weise der Selbstthätigkeit – Eine Erscheinung, Offenbarung des Wesens. / Weisen – wissen – weis – Beweis – zeigen – Zeugen – zeichen – zogen<sup>64</sup>.*

Wie bei Creuzer, wo das „Weisen“ und „Zeigen“ zum ältesten Priesteramt gehört<sup>65</sup>, treten die beiden Verben hier als Synonyma auf; der etymologische Zusammenhang von weisen, wissen, weise und Beweis einerseits („Wesen“ allerdings gehört nicht in diese Reihe) sowie von zeigen, zeugen, Zeichen und Bezogenheit andererseits ist von Novalis richtig erkannt.

Diese Praxis etymologischer Sprachbetrachtung, wie wir sie hier bei Novalis beobachten konnten, ließe sich ohne Mühe auch bei anderen Fichte-Schülern nachweisen: bei Sinclair<sup>66</sup>, bei Schelling, überhaupt bei den Mitarbeitern an Niethammers ‚Philosophischem Journal‘<sup>67</sup>. Auch nach der Lösung von Fichte hört das Etymologisieren bei Novalis keineswegs auf. Wir greifen nur noch einige Proben heraus.

<sup>61</sup> HKA 2, 277.

<sup>62</sup> HKA 2, 105 (Hervorhebung vom Verf.).

<sup>63</sup> HKA 2, 668.

<sup>64</sup> HKA 2, 237.

<sup>65</sup> Creuzer, Symbolik und Mythologie der alten Völker, p. 10 ff.

<sup>66</sup> cf. Dieter Henrich, Hölderlin über Urteil und Sein, Eine Studie zur Entwicklungsgeschichte des Idealismus, in: Hölderlin-Jahrbuch 1965/66, Tübingen 1967, p. 88.

<sup>67</sup> cf. Rolf Zuberbühler, Hölderlins Erneuerung der Sprache aus ihren etymologischen Ursprüngen, Berlin 1969, p. 31 f.

Die absolute Bejahung des Schicksals und der „Zufälle“ durch den „historisch Religiösen“<sup>68</sup> findet ihren Niederschlag in der etymologischen Ausdeutung des Wortes „Schicksal“, wie sie in einem Brief noch aus der Zeit der philosophischen Studien begegnet:

*Schicksal und sich schicken scheinen mir nicht ohne Bedeutung so nahe verwandt. Wie wir uns schicken, so ist unser Schicksal –<sup>69</sup>.*

Ein Jahr später wird Sophies Tod als „himmlischer Zufall“ und „wunderbarschicklicher Schritt“<sup>70</sup> akzeptiert.

Von der rätselhaften Ungegenständlichkeit und Unfaßbarkeit des Absoluten spricht die wohl von Schelling inspirierte Etymologie des „Unbedingten“, die im ersten ‚Blüthenstaub‘-Fragment enthalten ist:

*Wir suchen überall das Unbedingte, und finden immer nur Dinge<sup>71</sup>.*

Wenn Novalis im ‚Allgemeinen Brouillon‘ die „Factur“ der „Natur“ entgegengesetzt<sup>72</sup>, so scheint er in den beiden Begriffen noch deren Grundverben *facere* „machen“ und *nasci* „geboren werden“ zu hören. „Die Natur zeugt, der Geist macht.“<sup>73</sup> Bekanntlich versteht Novalis auch „Poesie“ wieder wörtlich als *ποίησις*, als Hervorbringen, Produzieren, Tätigsein schlechthin<sup>74</sup>. „Poesie“ ist „die eigentümliche Handlungsweise des menschlichen Geistes“<sup>75</sup>. Die schaffende „Poesie“ durchdringt die Welt auf ihr Geheimnis hin. „Poesie“ ist „Schöpfungskunst“<sup>76</sup>. Grundsätzlich wird durch diese Auffassung der Poesie jedoch keineswegs die Selbstherrlichkeit des Subjekts gesetzt<sup>77</sup>. Die höhere Poesie ist „die Ehe von Natur und Geist“<sup>78</sup>, und die Möglichkeit zu dieser Vereinigung liegt in der Liebe.

*Die Liebe ist der Endzweck der Weltgeschichte – das Unum des Universums<sup>79</sup> –*

<sup>68</sup> HKA 2, 597.

<sup>69</sup> An Caroline Just, 10. April 1796; Novalis, Schriften, Im Verein mit Richard Samuel herausgegeben von Paul Kluckhohn, Leipzig o. J., Bd. IV 144.

<sup>70</sup> An Friedrich Schlegel, 13. April 1797, l. c. IV 196 f.

<sup>71</sup> HKA 2, 413; vgl. Schelling, Vom Ich als Princip der Philosophie oder über das Unbedingte im menschlichen Wissen, Tübingen 1795, § 3, p. 11 f. und den Hinweis auf Hardenbergs Beschäftigung mit dieser Schrift HKA 2, 747.

<sup>72</sup> HKA 3, 247.

<sup>73</sup> HKA 3, 248.

<sup>74</sup> cf. HKA 2, 590 f.

<sup>75</sup> HKA 1, 287.

<sup>76</sup> HKA 2, 572.

<sup>77</sup> cf. Manfred Dick, Die Entwicklung des Gedankens der Poesie in den Fragmenten des Novalis, Bonn 1967.

<sup>78</sup> HKA 3, 247.

<sup>79</sup> HKA 3, 248.

also das eine, wohin „gewendet“ (versum) das *Universum* ist<sup>80</sup>, und „Theorie der Liebe“ muß deshalb „die höchste Wissenschaft – die Naturwissenschaft – oder WissenschaftNatur“ sein<sup>81</sup>.

Mit „Poesie“ als *ποίησις* ist nun aber auch das Stichwort gefunden für Hardenbergs Umgang mit der Sprache. Sein Etymologisieren ist „poetisch“, Ausdruck tätiger Durchdringung und „activer Receptivität“.

*Das ächte Dividuum ist auch das ächte Individuum*<sup>82</sup>.

*Ich muß allem etwas absolutes Vorausdenken – voraussetzen – Nicht auch Nachdenken, Nachsetzen? / Vorurtheil. Vorsatz. Vorempfindung. Vorbild. Vor Fantasie. Project*<sup>83</sup>.

Wie diese Beispiele nochmals mit aller Deutlichkeit zeigen, muß Hardenbergs Etymologisierfreude durchaus zusammengesehen werden mit seiner unerschöpflichen Vorliebe für neue Wortkreationen – „Philologia“<sup>84</sup>, „Verganzung“<sup>85</sup>, „Ethometer“<sup>86</sup>, „stoffen“<sup>87</sup> usw. Die analytische Wortbetrachtung ist nur die Kehrseite der synthetischen, die Dekomposition der Worte nur das Gegenstück zur Wortkomposition und zur schöpferischen Herstellung sprachlicher Bezüge. All dies ist „Schöpfungskunst“ – „Poesie“.

Eigentümlicherweise aber spielt dieses Etymologisieren in den Dichtungen nur mehr eine ganz untergeordnete Rolle. Dies scheint mit der Musikalisierung der Poesie zusammenzuhängen.

Wie Hölderlin erfährt Novalis das „Leben des Universums“ als „ein ewiges tausendstimmiges Gespräch“<sup>88</sup>. „Der Mensch spricht nicht allein; auch das Universum *spricht* – alles spricht – unendliche Sprachen“<sup>89</sup>. Die Welt ist „eine *Mittheilung* – Offenbarung des Geistes“<sup>90</sup>, d. h. Gottes. Der Dichter aber, wenn anders er „wahrhaft spricht“<sup>91</sup>, durchdrungen-durchdringend, steht mitten inne in diesem göttlichen Sprachgeschehen; in ihm

<sup>80</sup> cf. schon in den Fichte-Studien: „Adversitaet im genauen Sinne der Römer, wo es Zu- und Abgekehrtheit bedeutet“ (HKA 2, 197). Als Adversität „Zugekehrtheit“ scheint Hölderlin das Wort „Gegenwart“ aufzufassen; cf. Rolf Zuberbühler, Hölderlins Erneuerung der Sprache aus ihren etymologischen Ursprüngen, p. 47 f.

<sup>81</sup> HKA 2, 254.

<sup>82</sup> HKA 3, 451.

<sup>83</sup> HKA 2, 591; cf. 2, 373. – Weitere Beispiele: „Nullitas – von *Nolo*“ (HKA 3, 417); „Ueber den Ausdruck – sich *etwas beschlafen*. Ist der Schlaf – eine Selbstbegattung?“ (HKA 3, 410); „Eine Sünde, was *gesühnt* werden muss“ (HKA 3, 321); „Art von *Artus*“ (HKA 3, 428); „Ein *concreter (zusammen gewachsen er)* (über diesen Begriff) Stoff“ (HKA 3, 439); „Krieg – *kriegen*, erhalten“ (HKA 3, 454) u.s.w.

<sup>84</sup> HKA 3, 254.

<sup>85</sup> HKA 2, 270.

<sup>86</sup> HKA 2, 492.

<sup>87</sup> HKA 2, 137.

<sup>88</sup> HKA 1, 107.

<sup>89</sup> HKA 3, 267 f.

<sup>90</sup> HKA 2, 594.

<sup>91</sup> HKA 1, 79.

redet „die höhere Stimme des Weltalls“<sup>92</sup>. Die menschliche Sprache ist nur ein Spezialfall der unendlichen Sprache Gottes, und die menschlichen Sprachzeichen „sind nicht specifisch von den übrigen Phänomèns unterschieden“<sup>93</sup>, insofern Naturzeichen wie Sprachzeichen Darstellung eines Inneren durch ein Äußeres sind<sup>94</sup>.

Doch anders als Hölderlin, der den unendlichen Geist gerade im Endlichen zu „fassen“ sich verpflichtet weiß, betont Novalis den Unendlichkeitscharakter dieses universalen Gesprächs. Als unendliches jedoch ist es schlechthin unbegreiflich. Die Welt, bei Goethe ein „offenbares Geheimnis“, ist bei Novalis zum absoluten Geheimnis geworden. In dieser „Geheimnishaftigkeit“ der Welt besteht aber gerade ihre „Heimatlichkeit“; „*Geheimnis*“ klingt für Novalis an „heimlich, heimisch, Heimat“ an<sup>95</sup>, und seine Neubildung „*geheimlichen*“<sup>96</sup> bedeutet, dem Doppelsinn von „heimlich“ entsprechend, etwas ineins „unbekannt“ und „geheimnisvoll“ wie auch „vertraut“ machen. Die wunderbare Geheimnishaftigkeit und Liebesinnigkeit der Welt ist ihr Wesen, und dieses Wesens weiß sich der Dichter unmittelbar inne. Es fehlt darum diesem Schöpfungsgespräch, anders als bei Hölderlin, die Distanz zwischen der Sprache des Absoluten und dem deutenden Dichter; es fehlt die Spannung zwischen Sprechendem und Hörendem; es fehlt der Hörer überhaupt; das Gespräch ist eigentlich ein „Monolog“<sup>97</sup>. Das wunderbare Daß dieses Gesprächs ist wichtiger als sein Was. Das Sprechen ist der Sinn selbst.

Zutreffender erfaßt Novalis deshalb das innerste Wesen dieses Schöpfungsgesprächs als Rhythmus, als Musik. Im Aufsatz ‚Die Christenheit oder Europa‘ ist die Rede von der „unendlichen schöpferischen Musik des Weltalls“<sup>98</sup>. Die musikalischen Verhältnisse scheinen Novalis „recht eigentlich die Grundverhältnisse der Natur zu seyn“<sup>99</sup>. „Die Natur ist eine Aolsharfe – Sie ist ein musikalisches Instrument – dessen Töne wieder Tasten höherer Sayten in uns sind.“<sup>100</sup> Das Wesen der Seele ist akustisch und rhythmisch<sup>101</sup>. „Hat man den Rythmus der Welt weg – so hat man auch die Welt weg... *Rythmischer Sinn* ist Genie. Fichte hat nichts, als den Rythmus der Philosophie entdeckt und Verbalacustisch ausgedrückt“<sup>102</sup>. Fichte gehört „zu den *Musikern*“<sup>103</sup>.

<sup>92</sup> HKA 1, 333.

<sup>93</sup> HKA 3, 450.

<sup>94</sup> cf. Heinrich Fauteck, Die Sprachtheorie Fr. v. Hardenbergs, Berlin 1940.

<sup>95</sup> cf. Emil Staiger, Einführung zu: Novalis, Gedichte, Romane, Zürich 1968, p. 35.

<sup>96</sup> HKA 2, 590.

<sup>97</sup> HKA 2, 672 f.

<sup>98</sup> HKA 3, 515.

<sup>99</sup> HKA 3, 564.

<sup>100</sup> HKA 3, 452.

<sup>101</sup> HKA 3, 309.

<sup>102</sup> HKA 3, 309 f.

<sup>103</sup> HKA 3, 383.

Die Musik aber ist verwandt mit der Mathematik, deren „Basis“ der „innige Zusammenhang, die Sympathie des Weltalls“<sup>104</sup> bildet. „Wunderbarkeit der Mathematik. Sie ist ein *schriftliches Instrument*... Ein Hauptbeweis der Sympathie und Identität der Natur und des Gemüths.“<sup>105</sup> Mathematik und Musik drücken die reinen Kräfte des Innern am unmittelbarsten aus, und die mathematischen Zeichen sind wie die Töne unendlicher schöpferischer Inbeziehungsetzung fähig; das einzelne ist nichts an sich, sondern nur geheimnisvolle Funktion im Ganzen. So wird das Zahlensystem zum „*Muster* eines ächten Sprachzeichensystems – Unsre Buchstaben sollen Zahlen, unsre Sprache Arythmetik werden“<sup>106</sup>.

Auch der Poesie muß es also darum gehen, nicht bloß bestimmte Gegenstände zu bezeichnen, sondern den geheimnisvollen Rhythmus der Welt und der Seele, die „innere Musik der Natur“<sup>107</sup> auszudrücken. „Man muß schriftstellen, wie Componiren.“<sup>108</sup> Im Extrem gelangt Novalis zu einer Sprachauffassung, die in der Sprache einen in sich selbst spielenden Kosmos von Formen sieht. „Wenn man den Leuten nur begreiflich machen könnte, daß es mit der Sprache wie mit den mathematischen Formeln sei – Sie machen eine Welt für sich aus – Sie spielen nur mit sich selbst, drücken nichts als ihre wunderbare Natur aus, und eben darum sind sie so ausdrucksvoll – eben darum spiegelt sich in ihnen das seltsame Verhältnisspiel der Dinge. Nur durch ihre Freiheit sind sie Glieder der Natur und nur in ihren freien Bewegungen äußert sich die Weltseele und macht sie zu einem zarten Maaßstab und Grundriß der Dinge. So ist es auch mit der Sprache – wer ein feines Gefühl ihrer Applicatur – ihres Takts, ihres musikalischen Geistes hat, wer in sich das zarte Wirken ihrer innern Natur vernimmt, und danach seine Zunge oder seine Hand bewegt, der wird ein Prophet sein...“<sup>109</sup>

„Die Sprache ist *Delphi*“, heißt es zur Formel verkürzt im ‚Allgemeinen Brouillon‘<sup>110</sup>. Der Dichter folgt den Anregungen ihres musikalischen Geistes. Das Prinzip einer solchen Poesie ist die „Association“. In diesem Sinne liest man in einem späten Fragment: „Gedichte – bloß *woblklingend* und voll schöner Worte – aber auch ohne allen Sinn und Zusammenhang – höchstens einzelne Strofen verständlich – sie müssen, wie lauter Bruchstücke aus den verschiedenartigsten Dingen (seyn).“<sup>111</sup>. Die Sprache „muß wieder *Gesang* werden“<sup>112</sup>.

<sup>104</sup> HKA 3, 593.

<sup>107</sup> HKA 1, 95.

<sup>109</sup> HKA 2, 672.

<sup>111</sup> HKA 3, 572.

<sup>105</sup> HKA 3, 684.

<sup>108</sup> HKA 3, 563.

<sup>110</sup> HKA 3, 263.

<sup>112</sup> HKA 3, 284.

<sup>106</sup> HKA 3, 50.

Das besagt nun freilich nicht, daß die Sprache völlig zu Musik „ätherisiert“ werden soll. Novalis' Poesie ist der Versuch, „bestimmt durch die Musik zu sprechen“<sup>113</sup>. Dem „Denken nach der Musik“<sup>114</sup> ordnen sich wie von selbst die tiefsten Gedanken und klarsten Bilder zu<sup>115</sup>, die einer andern Schicht als derjenigen des Verstandes angehören. Novalis prägt für diese dichterische Bildfindung das Wort vom „Etymologisieren der Seele“. „Die Seele strebt bey jedem Begriffe nach einem genetischintuitiven *Worte* (einer Formel) – Ihr Etymologisiren.“<sup>116</sup> Wie der Etymolog nach dem konkreten Etymon sucht, so sucht die Seele für alles Innerliche nach sinnlichen, plastischen, expressiven Zeichen. Das „Etymologisieren“ ist hier selbst zu einem solchen „genetischintuitiven“ Symbol für ihre bilderschaffende Kraft geworden. Die Seele, heißt es weiter, „verstehet einen Begriff, wenn sie ihn fertig machen und auf alle Weise behandeln kann, zu Geist und Materie machen“<sup>117</sup>. Das poetische Wort schwebt deshalb als klanglich-bildlich-gedankliche Einheit zwischen der geistigen und der sinnlichen Sphäre. Es ist von unmittelbar-magischer Wirksamkeit. „Das wird die goldne Zeit seyn, wenn alle Worte – *Figurenworte* – Mythen – und alle Figuren – Sprachfiguren – Hieroglyphen seyn werden – wenn man Figuren sprechen und schreiben – und Worte vollkommen plastisieren, und Musizieren lernt.“<sup>118</sup>

Diese Novalisschen „Zauberworte“ entziehen sich der festen Begrifflichkeit und tauchen ein in das geheimnisvolle Fluidum des Unendlichen:

*der funkelnde, ewigruhende Stein, die sinnige, saugende Pflanze, und das wilde, brennende, vielgestaltete Tier*<sup>119</sup>.

„Genetischintuitiv“ sind hier die Wundererscheinungen der Welt in ihrer Verwandtschaft untereinander und in ihrer gemeinsamen Teilhabe am Licht erschaut. Traumhaft-klar werden die Dinge gleichsam von innen gesehen, wie in der „Ursprache“ jeder Namen „das Losungswort für die Seele jedes Naturkörpers“ zu sein schien<sup>120</sup>. Aber die Dinge werden nicht mehr erklärt und gedeutet, sondern in ihrem unableitbaren, geheimnisvollen Dasein vergegenwärtigt. Weil sich das Zeichen aus einem umfassend-verbindlichen Sinnzusammenhang gelöst hat, weil ihm die begriffliche Komponente fehlt, wird das „in Geheimnisstand erhobne“ Wort oder

<sup>113</sup> HKA 3, 283.

<sup>115</sup> HKA 3, 309.

<sup>117</sup> l. c.

<sup>119</sup> HKA 1, 131.

<sup>114</sup> HKA 1, 196.

<sup>116</sup> HKA 3, 431.

<sup>118</sup> HKA 3, 123 f.

<sup>120</sup> HKA 1, 106.



Ding zur seltsamen „Chiffre“, zur „Hieroglyphe“, die eben durch ihre Unbegreiflichkeit magische Leuchtkraft erlangt, zum Sinnen reizt und in unergründlichen Beziehungen funkelt.

*Alles muß in einander greifen,  
Eins durch das andre gedeihn und reifen;  
Jedes in Allen dar sich stellt,  
Indem es sich mit ihnen vermischt  
Und gierig in ihre Tiefen fällt,  
Sein eigentümliches Wesen erfrischt  
Und tausend neue Gedanken erhält.  
Die Welt wird Traum, der Traum wird Welt...<sup>121</sup>*

Man erkennt nun, warum die Etymologie in den Dichtungen zurücktreten muß. Das magische Wort ist nicht mehr auf etymologische Begründung angewiesen. Wo das Zeichen zum geistigen Klangbild wird, das den unbegreiflichen Liebeszusammenhang der Welt intoniert, wo diese Klangbilder in unerschöpflichen neuen Konfigurationen kaleidoskopartig zusammentreten, um sich wieder aufzulösen, da muß das Interesse an der Etymologie schwinden, weil diese auf die Begrifflichkeit der Sprache ausgeht. Freilich klingt auch jetzt noch manches an. Aber eine durch die Gesetze der Etymologie bestimmte Sprache würde die Versatilität des romantischen Geistes behindern, die unendlichen Assoziationsmöglichkeiten beschränken und das absolute Spiel zum Erstarren bringen. Musikalische Mittel wie Assonanzen und Reimreihen – stellt, fällt, erhält, Welt – übernehmen nun die assoziierende Funktion der früheren Etymologienreihen, als akustisch-unmittelbares Symbol für Novalis' Glaube und Sehnsucht, daß

*Jedes in Allen dar sich stellt.*

3

Hölderlin scheint an Fichte das Maß für die „äußerste Präzision und Durchdachtheit des Sprachgebrauchs“, die man ihm nachrühmt<sup>122</sup>, gewonnen zu haben.

Worum es ihm geht, ist zunächst nicht eine etymologische Erneuerung der Sprache. Ihm, dem „Dichter der Liebe“<sup>123</sup>, der „mit der Stimme des

<sup>121</sup> HKA 1, 319.

<sup>122</sup> Peter Szondi, Hölderlin-Studien, Frankfurt am Main 1967, p. 78.

<sup>123</sup> StA II 74, 112.

Herzens“<sup>124</sup> sprechen will, geht es um eine „Sprache der Liebe“<sup>125</sup>. Wogegen er sich absetzt, ist die rasonnierende Verstandessprache der Aufklärung, die schon längst den lebendigen Kontakt mit dem Bezeichneten verloren hat, die nicht der Liebe entspringt, sondern den Kategorien von Herrschaft und Knechtschaft gehorcht. Schon die 'Hyperion'-Vorrede beginnt mit dem Satz: „Ich verspräche gerne diesem Buche die Liebe der Deutschen.“<sup>126</sup> Das bedeutet nicht: Ich hoffe, daß mein Buch ein Bestseller wird, sondern: daß es die Deutschen mit dem Organ der Liebe lesen, und diese Liebe wird dem „bloßen Nachdenken“ und der „leeren Lust“ entgegengesetzt, dem „prodesse et delectare“ der Aufklärung. Wogegen sich jedoch Hölderlin zugleich absetzt, ist der weltlose Enthusiasmus der 'Tübinger Hymnen', in denen er nach seiner eigenen Charakterisierung „stolzer und wilder, wortreicher und leerer war“<sup>127</sup>. „Leer“ ist für Hölderlin eine Sprache, die das Lebendige, das sie anzeigt, nicht wirklich in sich faßt, sondern es bloß etikettiert. Die Sprache soll wieder gefüllt, nicht entsubstantialisiert und formalisiert werden. Der Dichter sucht deshalb nach einer Sprache, aus deren Namen nicht „die Seele schwand“<sup>128</sup>, nach „liebenden Nahmen“<sup>129</sup>, nach „heiligen Nahmen“<sup>130</sup>, nach dem „lebendigen Wort“<sup>131</sup>, um in sie, wie in Gefäße, das Bezeichnete, das lebendig Gefühlte, zu übertragen.

Diese liebende Sprache ist dann gefunden, wenn das Zeichen wie von selbst der Empfindung entspringt. Aus dem ungeschiedenen Dunkel des Gefühls soll sich die Sprache in die unterscheidende Helle des Lichts entfalten. Diese Sprachwerdung meint das berühmte Bild aus 'Brod und Wein,' wo „Worte, wie Blumen, entstehn“<sup>132</sup>. Dann ist die Kunst „die Blüthe, die Vollendung der Natur“<sup>133</sup>, und nicht mehr ihr Widerpart. Zeichen und Bezeichnetes, Zeichen und Lebendiges sind hier völlig eins, wie sich in der Blume nach Hölderlin das irdische und das himmlische Element durchdringen.

Einer dergestalt organisch gewachsenen Sprache haftet nichts „Positives“ mehr an; aus dem Geiste der Liebe wird die überlieferte Sprache gleichsam wiedergeboren. Das äußert sich darin, daß der Dichter jedes Wort ausfühlt, daß die innige Glut gleichsam den positiven Wortkörper schmilzt und dessen Seele liebend ergreift. In einem Homburger Brief klagt Hölderlin, daß er manchmal seine „lebendigste Seele in sehr flachen Wor-

<sup>124</sup> StA II 109, 218.

<sup>126</sup> StA III 5, 2.

<sup>128</sup> StA I 257, 6.

<sup>130</sup> StA II 99, 101.

<sup>132</sup> StA II 93, 90.

<sup>125</sup> StA II 453, 18.

<sup>127</sup> StA I 250, 3 f.

<sup>129</sup> StA II 98, 58.

<sup>131</sup> StA VI 293, 15.

<sup>133</sup> StA IV 152, 13.

ten hingebe, daß kein Mensch weiß, was sie eigentlich sagen wollen, als ich“<sup>134</sup>. Ein anderer Brief spricht davon, daß „die Worte ... so gewöhnlich und so tausendfältig gemißbraucht sind“<sup>135</sup>. Dieser Verflachung und Verfälschung der Sprache wirkt der Dichter entgegen, indem er dem Wort wieder seine Ehre gibt. Hölderlin benützt die Sprache nicht; er läßt sie „sein“.

Die dichterische Grundverfassung, in den theoretischen Schriften noch harmlos als „Stimmung“ und „Empfindung“ bezeichnet, heißt schon bald „himmlisches Feuer“, „göttliches Feuer“, „frohlukkender Wahnsinn“. In diesem Feuer wirkt die göttliche Seele der Welt, der „Geist der Natur“, der „Gott“ schlechthin, und drängt zur Sprache. Hölderlins hymnische Dichtung wird zur Sprache der Götter, wird „Sprache der Reinsten“, wie sie Rousseau in der Rhein-Hymne spricht<sup>136</sup>. Im Menschenwort verkündet sich das Absolute.

Für Hölderlins Wort ergibt sich daraus zweierlei:

1. Indem der Dichter so aus dem Totalzusammenhang heraus redet, weist nun auch jedes Wort wieder auf dieses unendliche Ganze zurück. Gedanken der protestantischen Worttheologie scheinen hier leitend geworden zu sein. Von Hölderlins Wörtern gilt, was Oetinger von den Begriffen der Bibel sagt: daß „alles, was aus dem Central-Grund geschrieben ist, in jedem Wort das Ganze begreife, und daß also jedes Wort der Schrift, wie Luther anmerkt, ein unendliches Wort sei, weil aus deren jedem die ganze Wahrheit und ein unendliches Alles herausblicke“<sup>137</sup>.

2. Der endliche Sprachkörper, in dem sich der unendliche Grund zur Erscheinung bringt, ist nun in sich selber doppelt gefügt, und zwar nicht anders als die Erscheinungen der Natur überhaupt, in denen sich das Absolute ja ebenfalls verkündigt. Von diesen Sprachen der Natur ist in Hölderlins Dichtung stetsfort die Rede: die Haine „singen ... der Götter Lob“<sup>138</sup>, der „stumme Wald spricht ... seine Sprüche“<sup>139</sup>, die Berge lehren heilige Gesetze<sup>140</sup> und so fort. Hölderlin lernt an dieser Natursprache das eigene dichterische Sprechen. Es gibt bei der Einheit aller Lebensphänomene nur *ein* Phänomen Sprache, das sich gleicherweise in der Natur wie in der Menschenwelt äußern kann. Hölderlins dichterische Sprache und die Sprache der Naturerscheinungen, Wortzeichen und Naturzeichen weisen grundsätzlich dieselbe Struktur auf. Welches ist diese Struktur?

<sup>134</sup> StA VI 306, 164 ff.

<sup>135</sup> StA VI 310, 93 f.

<sup>136</sup> StA II 146, 146.

<sup>137</sup> Oetinger, Inbegriff der Grundweisheit oder kurzer Auszug aus den Schriften der deutschen Philosophen in einem verständlicheren Zusammenhang, 1774.

<sup>138</sup> StA II 33, 13 f.

<sup>139</sup> StA II 44, 10 f.

<sup>140</sup> StA II 44, 11 ff.

Was erscheint, liegt nicht einfach in geheimnisvoller Vieldeutigkeit da; vielmehr hat alles Reale – Hain, Wald, Berg – auch eine bestimmte geistige Bedeutung. Jede physische Gestalt zeigt zugleich eine Idee an. Diese Idee sprechen die Naturerscheinungen aus, wenn sie reden. Der säuselnde Hain tönt seinen Inbegriff „Loben“; der Wald spricht von der ausgleichenden Geborgenheit im Dunkel, die er spendet; die Berge, aus dem Zusammenwirken von Mutter Erde und Vater Helios entstanden, aus lebendigem Urstoff und bildendem Geist, lehren, was gesetzmäßig gefügte Gestalt überhaupt ist: Durchdringung des Prinzips Erde mit dem Prinzip Geist. Diese Synthesis von Physischem und Intellektuellem, Realem und Ideellem, „Natur“ und „Kunst“ nennt Hölderlin „mythisch“<sup>141</sup>, und diese „mythische“, d. h. geistigsinnliche Struktur teilt das Sprachzeichen mit der Realität. Es ist die Struktur von Sprache überhaupt. Wir versuchen das an Hölderlins Gebrauch des Wortes „Krone“ zu verdeutlichen. Im Gedicht ‘Die Eichbäume’ heißt es:

*Und ihr drängt euch fröhlich und frei, aus der kräftigen Wurzel,  
Unter einander herauf und ergreift, wie der Adler die Beute,  
Mit gewaltigem Arme den Raum, und gegen die Wolken  
Ist euch heiter und groß die sonnige Krone gerichtet*<sup>142</sup>.

Das Wort „Krone“ hat hier einen doppelten Sinn: einen empirischen – Baumkrone – und einen begrifflichen – Königszeichen, Inbegriff königlichen Daseins –, wobei das Attribut „sonnig“ die Assoziation zu „golden“ hervorrufen soll. Ein Wort wie „Blatt“ gebraucht Hölderlin in demselben Doppelsinn; das „Blatt“ ist Natur- und Kunstprodukt zugleich, wenn er in der Vorrede zur ‘Friedensfeier’ formuliert: „Ich bitte, dieses Blatt nur gutmüthig zu lesen ... Und die Natur, wovon es her ist, nimmts auch wieder.“<sup>143</sup>

Die Versöhnung der beiden Sphären von „Natur“ und „Kunst“ kann sich auch in einer Wortverbindung anzeigen, zum Beispiel in der Prägung „Säulenwälder“, womit Hölderlin die Ruinen des antiken Palmyra anredet<sup>144</sup>. In der Architektur dieser Stadt war die Synthese von Kunst und Natur erreicht; sie ist ebenfalls da in Heidelberg, das als der „Vaterlandsstädte/Ländlichschönste“ gefeiert wird<sup>145</sup>.

Andererseits werden nun auch Wörter, die an sich in die Sphäre der Natur gehören, in die menschliche der „Kunst“ übertragen. Hölderlin spricht von der „Nacht der Zeit“, vom „Abend der Zeit“, von der „gärenden Zeit“. Die realen Phänomene „Abend“, „Nacht“, „Gären“ erhalten

<sup>141</sup> StA IV 280, 14 ff.

<sup>142</sup> StA I 201, 8 ff.

<sup>143</sup> StA III 532, 1 ff.

<sup>144</sup> StA II 115, 3.

<sup>145</sup> StA II 14, 3 f.

dadurch eine geistige Bedeutung, die sie zu „mythischen“ macht. Es gibt für Hölderlin nur *ein* Phänomen Nacht, Abend, Gären, welches für alle Lebensbereiche gilt.

Wörter schließlich, die sich ihrem naturhaften Ursprung entfremdet haben und in die Sphäre der Menschenwelt abgeglitten sind, erhalten nun wieder ihren vollen Sinn zurück. Zum Beispiel das Wort „*verwegen*“, das der Dichter im vermeintlich ursprünglichen Sinn des „Vom-Wege-Abkommens“ versteht<sup>146</sup>. Damit sind wir wieder beim Thema; hier dürfen wir von etymologischer Erneuerung sprechen. Das etymologisch verstandene Wort, so erkennen wir jetzt, ist an sich „mythisch“.

Der Sinn unseres Exkurses war, das etymologisch aufgefaßte Wort in das Ganze von Hölderlins Welt einzuordnen. Wir glaubten zwei Motive für eine Erneuerung der Sprache aus ihren etymologischen Ursprüngen zu erkennen, ein früheres und ein späteres: das liebende Verhältnis zur Sprache einerseits, den gesetzmäßigen Aufbau der Wirklichkeit andererseits, der auch für die Sprache Geltung beansprucht. Wir ließen uns dabei von der Struktur der Hölderlinischen Wirklichkeit leiten, wie sie Wolfgang Binder in mehreren Aufsätzen herausgearbeitet hat<sup>147</sup>. Die Seele der Welt spricht sich in Zeichen aus, die in sich selbst „mythisch“, d. h. begrifflich und empirisch zugleich strukturiert sind. Das etymologisch verstandene Wort, fanden wir, sei das Sprachzeichen *kat' exochen*.

Nach diesen theoretischen Darlegungen gilt es nun, etymologische Spracherneuerung im Sprachmaterial von Hölderlins Dichtungen als durchgängige Struktur nachzuweisen. In sehr vielen Fällen wäre freilich Evidenz nur durch die eingehendste Interpretation zu erreichen. Nun finden sich aber doch einige unmißverständliche sprachliche Signale, die dem Hörer einen Hinweis geben, wo etymologische Erneuerung vorliegt.

Zu ihnen gehört – erstens – der Wie-Vergleich. Er stellt am deutlichsten den geistigsinnlichen Charakter des Hölderlinischen Worts heraus, indem er einen übertragen gebrauchten Begriff wieder in die Natursphäre zurückbindet.

Das bekannteste Beispiel dieser Art ist wohl das folgende:

*Nichts ists, das Böse. Das soll  
Wie der Adler den Raub  
Mir Eines begreifen*<sup>148</sup>.

<sup>146</sup> StA II 145, 103; cf. II 98, 63.

<sup>147</sup> Wolfgang Binder, Hölderlin-Aufsätze, Frankfurt am Main 1970, besonders p. 330 ff.

<sup>148</sup> StA II 213, 84 ff. (Hervorhebung vom Verf.).

„Begreifen“ – das macht der Wie-Vergleich völlig deutlich – muß hier sowohl im geistigen als auch im konkreten Sinne verstanden werden, etwa als „mit Händen greifen“; das Wort gewinnt dadurch eine unerhörte Intensität.

Solche Beispiele finden sich schon im 'Hyperion': „Wir fühlten uns dadurch *erleichtert*, wie die Bäume, wenn ihnen der Sommerwind die fruchtbaren Äste schüttelt, und ihre süßen Äpfel in das Gras gießt“<sup>149</sup>. Das Kunstwerk der Heidelberger Brücke „*schwingt sich*“ über den Neckar, „wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt“<sup>150</sup>. Aber auch im schon zitierten Vers von den Worten, die „wie Blumen *entstehn*“<sup>151</sup>, wirkt der Vergleich auf das Verbum weiter; ohne Zweifel hört Hölderlin auch hier noch das Etymon „stehen“. Die Blumen nehmen teil an der Herrlichkeit des Stehens, das den göttlichen Bezug zwischen Himmel und Erde ausdrückt<sup>152</sup>. Eine Parallelstelle im 'Archipelagus' macht dies noch vollends deutlich:

*hoch ragt  
Der Prytanen Gemach, es stehn Gymnasien offen,  
Göttertempel entstehn, ein heiligkühner Gedanke  
Steigt, Unsterblichen nah, das Olympion auf in den Aether  
Aus dem seeligen Hain...<sup>153</sup>.*

Was sich dagegen nicht emporzurichten vermag, sondern noch im Zustand des Irrens darniederliegt, nennt Hölderlin, wie die Rebe ohne Stab, „*ungestalt*“<sup>154</sup>; auch diesen Begriff versteht er wieder wörtlich als „nicht aufgestellt“, „nicht aufgerichtet“<sup>155</sup>.

Der von Hölderlin in so auffällender Häufigkeit verwendete Wie-Vergleich ist, wie man nun sieht, keineswegs eine leere ästhetische Zutat. Schon auf der 'Hyperion'-Stufe dient er nicht nur der stilistischen Tendenz zur Nachdrücklichkeit, vielmehr will er die Versöhnung von Geist und Sinnenwelt in der Sprache zum Ausdruck bringen. Der Wie-Vergleich verankert Hölderlins Dichtersprache in der Natur. Die Sprache wird dadurch notwendig, menschlichem Belieben entrückt. Im etymologisch verstandenen Wort ist die Versöhnung von Geist und Natur schon im einzelnen Zeichen wirklich.

<sup>149</sup> StA III 54 (Hervorhebung vom Verf.).

<sup>150</sup> StA II 14, 5 f.

<sup>151</sup> StA II 93, 90.

<sup>152</sup> cf. Bernhard Böschstein, Hölderlins Rheinymne, Zürich 1959, p. 108.

<sup>153</sup> StA II 108, 191 ff.

<sup>154</sup> StA II 3, 7.

<sup>155</sup> cf. Friedrich Beißner, Hölderlins Übersetzungen aus dem Griechischen, Stuttgart 1961<sup>2</sup>, p. 144 f.

Zweitens: Auch ohne ausdrücklichen Wie-Vergleich ruft – schon Norbert von Hellingrath hat das erkannt<sup>156</sup> – oft der bildliche Zusammenhang, in dem ein Wort erscheint, das Etymon hervor. Daß Hölderlin im Begriff „Geist“ noch die Grundbedeutung „Gischt“ hört, lehrt ein Bild wie das folgende:

*Des Herzens Wooge schäumte nicht so schön empor, und würde Geist,  
wenn nicht der alte stumme Fels, das Schiksaal, ihr entgegenstände*<sup>157</sup>.

Urheber dieser – linguistisch nicht haltbaren – Etymologie, die Geist mit gären und „Gest“ oder „Gischt“ als dem Produkt der Gärung und mit Ortsnamen wie Geismar zusammenbringt, scheint Leibniz zu sein<sup>158</sup>. Unter Geist versteht Hölderlin nicht ratio, sondern pneuma, das „wehet, wo es will“, und Begeisterung stiftet. Dieser „Geischt“ – man muß sich bewußt sein, daß Hölderlin das Wort schwäbisch ausgesprochen hat – wirkt auch im Wein, und er spendet deshalb Begeisterung; in der Gärung vollzieht sich die Umsetzung der reifen Traube in das geistigere Element des Weins, und in diesem exakten Sinn spricht Hölderlin dann auch von der „gärenden Zeit“.

Ein weiteres Beispiel. Am Anfang der Rhein-Hymne wird gesagt, daß von den Alpen

*Geheim noch manches entschieden  
Zu Menschen gelanget*<sup>159</sup>.

Der Ursprung der Ströme ist gemeint, des Rheins, des Tessins, der Rhone. Mit deren Wirklichwerden ist aber zugleich ihre Richtung und damit ihre Wesensentscheidung gegeben. Auch das Wort „entschieden“ umspannt die ganze Reichweite vom Sinnlich-Konkreten bis zum Geistigsten.

Oder wenn Heidelbergs „fröhliche Gassen“

*An den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold*<sup>160</sup>

ruhen, dann erinnert dieser Sprachgebrauch wieder daran, daß „hold“ mit dem mundartlichen Verbum „helden“ (neigen) und dem Substantiv

<sup>156</sup> Norbert von Hellingrath, Pindarübertragungen von Hölderlin, Prolegomena zu einer Erstausgabe, Jena 1911, p. 5.

<sup>157</sup> StA III 41. Cf. den Hinweis von Wilhelm Michel, Das Leben Friedrich Hölderlins, Darmstadt 1963<sup>4</sup>, p. 404.

<sup>158</sup> Leibniz, Collectanea Etymologica, Hannover 1717, pars II, p. 70.

<sup>159</sup> StA II 142, 8 f. (Hervorhebung vom Verf.).

<sup>160</sup> StA II 15, 30 (Hervorhebung vom Verf.).

„Halde“ verwandt ist; diese ursprüngliche Bedeutung drängt sich auch auf, wenn Hölderlin von „holden Hügeln“ oder „holden Ufern“ redet; die reale Komponente des Wortes „hold“ ist „Neigung“<sup>161</sup>.

Eine dritte Möglichkeit, Etymologien zum Aufleuchten zu bringen, besteht in der Opposition gegensätzlicher Begriffe. Der ursprüngliche Sinn eines Worts wird durch die Nennung von dessen Gegenteil evoziert:

*Bis, erwacht vom ängstigen Traum, die Seele den Menschen  
Aufgeht...*<sup>162</sup>

Ein „Aufgehen“ befreit vom Zustand der Angst. Angst bedeutet Enge; „ängstig“ und „eng“ sind etymologisch verwandt. In der Ode ‚Lebenslauf‘ wird der „schiefeste Orkus“ dem „Graden, dem Recht“<sup>163</sup> entgegengestellt; dadurch wird der juristische Terminus „Recht“ in seinen konkreten Ausgansbereich zurückgeholt.

*Wie Fürsten ist Herkules. Gemeingeist Bacchus. Christus aber ist  
Das Ende*<sup>164</sup>.

Hier sind „Fürst“ und „Ende“ aufeinander bezogen. „Fürst“ – ahd. furisto – ist der Vorderste, der Erste, entsprechend dem englischen „the first“<sup>165</sup>. Das Beispiel gibt uns nochmals zu einer kurzen Reflexion Anlaß. Goethes Verdikt über alles Bepfählen und Fixieren trifft Hölderlins Sprache nicht. Der „Fürst des Fests“ in der ‚Friedensfeier‘ ist zwar eindeutig der Erste, sowohl hierarchisch – er ist der oberste Gott – als auch historisch – er war vor aller Zeit<sup>166</sup>. Aber er ist eben zugleich der „Fürst des Fests“, umstrahlt mit allem Glanze des Fürstlichen. Zwischen den beiden Polen, dem realen („Vorderster“) und dem begrifflichen („Fürst“), schwingt die Bedeutung lebendig hin und her, und Hölderlin empfindet „den ganzen Umfang dieses großen Worts“<sup>167</sup>.

Ein viertes Verfahren Hölderlins besteht darin, das Beziehungswort mit seinem Etymon zusammenzubringen und damit jenes durch dieses zu vertiefen. Dies ist der Fall beim Substantiv „Berg“, welches der Dichter

<sup>161</sup> Diesen etymologischen Wortsinn von „hold“ bei Hölderlin hat Emil Staiger entdeckt; cf. Hölderlin-Vorlesung, WS 1959/60.

<sup>162</sup> StA II 110, 247 f. (Hervorhebungen vom Verf.).

<sup>163</sup> StA II 22, 7 f. (Hervorhebungen vom Verf.).

<sup>164</sup> StA II 753, 3 f. (Hervorhebungen vom Verf.).

<sup>165</sup> cf. Emil Staiger, Hölderlin: Bruchstück einer Hymne (Wie Vögel langsam ziehn...), in: Trivium I, 1943, Heft 2, p. 80.

<sup>166</sup> cf. Peter Szondi, Hölderlin-Studien, p. 74.

<sup>167</sup> Goethe, Torquato Tasso, v. 934.

mehrfach mit dem Verbum „bergen“ zusammenbringt. In der Ode 'An Eduard' heißt es:

*Uns birgt der Wald, es hält das Gebirge dort  
Das mütterliche, noch die beiden  
Brüder in sicherem Arm gefangen*<sup>168</sup>.

„Läßlichkeit“ gibt es bei Hölderlin nicht, also will die Assonanz besagen: das „Gebirge“ ist das „Bergende“; wie die Heimat, mit der zusammen die Berge immer wieder genannt werden, spenden sie mütterliche Geborgenheit. So wird in der Ode 'Heidelberg' das Urgesetz des Lebens, der Widerstreit von Systole und Diastole, nur dann voll fühlbar, wenn man auf Hölderlins innigeres Wortverständnis von „Berg“ achtet:

*Wie von Göttern gesandt, fesselt' ein Zauber einst  
Auf die Brücke mich an, da ich vorüber gieng,  
Und herein in die Berge  
Mir die reizende Ferne schien,  
Und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebne zog...*<sup>169</sup>.

Auch an jenen Stellen, wo das Gebirge genannt wird, weil es wie die Mutter Erde den ausgleichenden Schatten spendet, mag Hölderlin noch die Wurzel „bergen“ spüren. Die Hymnensprache der Spätzeit bringt dann „Berg“ und „Burg“ in sprachlichen Zusammenhang. Ein Beispiel hierfür ist der Anfang der Rhein-Hymne, wo das „Alpengebirg“ als „göttlich-gebaute ... Burg der Himmlischen“ erscheint<sup>170</sup>. Das Attribut „göttlich-gebaut“ zeigt an, worin Hölderlin den „Begriff“ von „Burg“ sieht: „Burg“ ist das gesetzhaft gefügte Bauwerk. Die Berge sind in der gewaltigeren Weltsicht des späten Hölderlin nicht mehr die mütterlich Bergenden, sondern die sichergebaute Wohnstätte des Ewigen über der reißenden Zeit.

Auch beim Begriff des „Dankens“ zeigt sich, daß Hölderlin mit der Sprache denkt. In einer Diotima-Ode sind die Griechen

*des Ursprungs noch in tönender Brust gedenk;  
Die Dankbarn*<sup>171</sup>.

<sup>168</sup> StA II 40, 30 ff. (Hervorhebungen vom Verf.). Die sprachgeschichtliche Wurzel von „Berg“ ist idg. \**bhergh* – „hoch, erhoben“, die als Erweiterung von \**bher* – „tragen, heben“ gilt (cf. Kluge s. v.). „Wahrscheinlich gehört auch bergen in diesen Zusammenhang, falls es ursprünglich ‚in einer Fluchtburg verwahren‘ bedeutete“ (Duden, Etymologie, Mannheim 1963, p. 60).

<sup>169</sup> StA II 14, 9 ff. (Hervorhebung vom Verf.).

<sup>170</sup> StA II 142, 5 f.

<sup>171</sup> StA II 28, 9 f.

Wiederum dasselbe Verfahren: durch die Zuordnung der beiden Begriffe läßt Hölderlin ihren etymologischen Zusammenhang aufleuchten. Dankbar ist, wer noch des lebendigen Ursprungs gedenkt. Dankendes Gedenken sind Hölderlins Feste. Und im Dank erhält der Mensch auch in Nachtzeiten den Zusammenhang mit den Himmlischen aufrecht; in ihm vereint sich das Gedächtnis für das Vergangene mit der Hoffnung für das Zukünftige.

Der Dank ziemt dem Menschen, weil er allein dem Wesen *Gottes* entspricht, welches Güte ist; „ihn kennt der Dank“<sup>172</sup>. Diesen Wechselbezug zwischen der Güte himmlischer Mächte und dem geziemenden Dank des Menschen bringt Hölderlins Sprache immer wieder zum Ausdruck; Wendungen wie „Habt, o Gütige, Dank“<sup>173</sup> und ähnliche zeugen davon. Daß aber Gott Güte ist, liegt wiederum bereits in seinem Namen: Gott wird im Deutschen – nach Luthers Meinung im 'Großen Katechismus' – „nach dem Wörtlein gut“ genannt, „als der ein ewiger Quellbrunn ist, der sich mit eitel Güte übergeußet, und von dem alles, was gut ist und heißet, ausfließt“<sup>174</sup>. Auch diese Etymologie wirkt bei Hölderlin nach; schlagend tritt sie hervor am Anfang einer 'Patmos'-Bearbeitung:

*Voll Güt' ist. Keiner aber fasset  
Allein Gott*<sup>175</sup>.

Umgekehrt schöpft auch das Wort „gut“ aus seiner Verwandtschaft mit dem heiligen Namen „Gott“ seine Reinheit, seine Leuchtkraft und seine Glut. „Gut“ ist, was „göttlich“ oder „in Gottes Sinne“ ist. Diese Bedeutung klingt nach in Christi Botschaft „Alles ist gut“<sup>176</sup>, und in diesem Sinne ist es die Aufgabe des Dichters, den „vesten Buchstab“ zu pflegen und Bestehendes „gut“ zu deuten<sup>177</sup>.

Gott ist bei Hölderlin nicht „Gattung“, nicht das unbegreiflich geheimnisvolle Fluidum, in dem wir leben, weben und sind<sup>178</sup>. Gott ist das Übergeordnete und Übermächtige; „die Sphäre die höher ist, als die des Menschen diese ist der Gott“<sup>179</sup>. Diese übergeordnete Sphäre begründet die Seinsordnung. In den Satz „Alles ist gut“ ist die Erfahrung härtesten Widerstandes und Schicksals eingegangen; in ihm liegt, mit Hegel zu sprechen, „der Ernst, der Schmerz, die Geduld und Arbeit des Negati-

<sup>172</sup> StA II 48, 57 f.

<sup>173</sup> StA II 89, 95.

<sup>174</sup> Luther, Sämtliche Schriften, Zehenter Theil, ed. Johann Georg Walch, Halle 1744, p. 41 f.

<sup>175</sup> StA II 173, 1 f.

<sup>176</sup> StA II 167, 88.

<sup>177</sup> StA II 172, 224 ff.

<sup>178</sup> cf. p. 203.

<sup>179</sup> StA II 675, 31 f.

ven“<sup>180</sup>. Hölderlins Gottesidee muß in der „Nacht der Zeit“ mit höchster Anstrengung des Geistes festgehalten und bewährt werden. Dem Dichter obliegt, noch in tödlicher Gottferne den göttlichen Sinnzusammenhang der Welt zu „behalten“.

Wir sind damit weit in die Interpretation hineingeraten und halten inne. Die Beispiele ließen sich beliebig vermehren; wir haben nur einen Bruchteil der bei Hölderlin vorliegenden Etymologien erläutert. Es dürfte aber doch deutlich geworden sein, daß das Phänomen der etymologischen Spracherneuerung bei Hölderlin tatsächlich besteht und, mehr noch, daß es seine Sprache durchgängig bestimmt.

Hölderlins Sprache, so erkannten wir, ist die Sprache des Absoluten. Diese Sprache des Absoluten bedingt eine absolute Sprache. Es ist dies eine Sprache von letztem Ernst und strengster Notwendigkeit, die dem Zufälligen keinen Raum mehr läßt. Hölderlins absolute Sprache ist eine Sprache, die ihr Wesensgesetz und damit das Gesetz der Wirklichkeit rein verwirklicht. Der gesetzmäßige Wechsel der Töne, die verszahlengenauen Entsprechungen im Gedicht wie die etymologische Reinheit des Worts gehören gleichermaßen notwendig zu ihr. Die Sprache ist für Hölderlin nicht Klang-, Bild- und Ideeninstrument wie für den freien „Meister eines unendlichen Spiels“<sup>181</sup>, sondern er stellt sich, und zwar mit der ganzen Energie seines Geistes, in den Dienst des Objektiven. Daß dies aber nicht zu einer fixierten und befahlten Sprache führt, sondern zu einer Sprache, die erst recht lebendig und im Sinne Hölderlins „heilig“, d. h. heil ist und damit erst vermögend, den Geist des Ganzen in sich zu fassen, haben wir gesehen. Hölderlins Sprache vereint stärkste Sinnenhaftigkeit mit höchster geistiger Präzision. Die Sprache des Absoluten treibt einen Wortkörper von sinnlich leuchtender Schönheit hervor. Mit ihr kontrastiert die äußerliche Unscheinbarkeit mancher Goethescher Gedichte, die wie „gemalte Fensterscheiben“ erst dem zu leuchten beginnen, der in das innere Heiligtum ihrer geistig-seelischen Wirklichkeit tritt; mit ihr kontrastiert aber ebenso die entsubstantialisierte Ideenmusik von Novalis' „Poesie“.

Wir glauben nun zu verstehen, was Bettina von Arnim meint, wenn sie vom schon kranken Hölderlin berichtet: „daß sich anhöre was er über die Verse und über die Sprache sage, wie wenn er nah dran sei das göttliche Geheimnis der Sprache zu erleuchten...; die Sprache bilde alles Denken,

<sup>180</sup> Hegel, Phänomenologie des Geistes, Nach dem Texte der Originalausgabe herausgegeben von Johannes Hoffmeister, Hamburg 1952<sup>8</sup>, p. 20.

<sup>181</sup> Novalis, HKA 1, 96.

denn sie sei größer wie der Menschegeist, der sei ein Sklave nur der Sprache, und so lange sei der Geist im Menschen noch nicht der vollkommne, als die Sprache ihn nicht alleinig hervorrufe.“ Hölderlin, heißt es bei Bettina von Arnim weiter, „war mit ihr verbündet, sie hat ihm ihren heimlichsten innigsten Reiz geschenkt, nicht wie dem Goethe durch die unangetastete Innigkeit des Gefühls, sondern durch ihren persönlichen Umgang. So wahr! er muß die Sprache geküßt haben.“<sup>182</sup>

<sup>182</sup> Bettina von Arnim, Die Günderröde, Grünberg und Leipzig 1840; zit. nach: Hölderlin, Eine Chronik in Text und Bild, herausgegeben von Adolf Beck und Paul Raabe, Frankfurt am Main 1970, p. 457 f.

VON

MARTIN TRENKS

Hölderlins große, erst 1954 wieder an die Öffentlichkeit gelangte Hymne 'Friedensfeier' hat bekanntlich die verschiedensten Auslegungen erfahren, wobei es vornehmlich um die Frage ging, wen man sich unter dem im Mittelpunkt des Gedichts stehenden Fürsten des Fests vorzustellen habe. Von Gott-Vater und Christus über mehrere allegorische oder fingiert-anonyme Gestalten bis zu Napoleon Bonaparte reichte der weitgespannte Bogen der Deutungsversuche<sup>1</sup>.

Und dennoch scheint eine Möglichkeit der Auslegung der Verse 26–28 der Hymne bei entsprechender Einordnung in ihren Zusammenhang noch nicht in Betracht gezogen worden zu sein. Es handelt sich darum, ob nicht unter dem „einen, der nicht Fluth noch Flamme gescheuet“, Napoleon zu verstehen ist auch dann, wenn man als den Fürsten des Fests nicht ihn, sondern eine andere Gestalt ansieht.

Um dies glaubhaft zu machen, sei zunächst daran erinnert, daß die Gegner der sogenannten Napoleon-These, die Napoleon für den Fürsten des Fests hält, u. a. auf zwei kaum anzuzweifelnde Tatsachen hinweisen können, nämlich darauf,

1. daß die Gedichte, durch die Hölderlin es unternommen hatte, den von ihm als einen „den Geist der Natur“ verkörpernden Heros zu feiern, sämtlich vor dem Jahre 1800 entstanden sind,

2. daß er diese Gedichte unvollendet liegen gelassen hat. Es sind dies die Bruchstücke 'Buonaparte', 'Dem Allbekannten', vielleicht auch das mit „Denn nirgend bleibt er“ beginnende, nur aus fünf knappen Zeilen bestehende Bruchstück und nach Beißner<sup>2</sup> der mit „Die Völker schwiegen, schlummerten...“ anhebende Entwurf.

<sup>1</sup> Einen Überblick über die verschiedenen Auslegungen geben der von Eduard Lachmann herausgegebene Sammelband *Der Streit um den Frieden*, Nürnberg 1957, Beißner *StA III*, 550 ff. und auf 77 Seiten Alessandro Pellegrini in der deutschen, Friedrich Hölderlin. Sein Bild in der Forschung betitelten Ausgabe (Berlin 1965) seines umfassenden Werkes Hölderlin. *Storia della Critica* (Florenz 1956) in dem angefügten Kapitel: *Friedensfeier. Die Krise in der Hölderlin-Forschung*.

<sup>2</sup> *StA I*, 552 Z. 20.

Hieraus folgert jener, daß, als Hölderlin etwa im Herbst 1802, jedenfalls aber nach dem im Februar 1801 zustande gekommenen Friedensschluß von Lunéville die 'Friedensfeier' schuf, bei ihm die Begeisterung für den Sieger von Lodi und Arcole längst verfliegen war<sup>3</sup>. (Die Siege bei Lodi und Arcole errang Napoleon im Mai und November 1796. Hölderlin hatte sich die Namen der beiden Schlachtorte als Keimworte für den Hymnus 'Dem Allbekannten' vorgemerkt<sup>4</sup>.)

Nun ist zwar Giuseppe Bevilacqua nach Pellegrini<sup>5</sup> der Meinung, Hölderlin sei auf dem Reichstag zu Regensburg im Herbst 1802 aufs neue von Napoleon fasziniert worden, der „tatsächlich die ihm vom Dichter zugewiesene ideale Rolle verkörpert“ habe, was für ihn der Anlaß gewesen sei, „die anlässlich des Friedens von Lunéville begonnene Hymne wieder aufzunehmen und zu Ende zu führen“. Dies muß jedoch als eine vage, durch keinerlei Tatsachen erhärtete Vermutung bezeichnet werden. Sie steht auch in Widerspruch zu den eingehenden Feststellungen, die Werner Kirchner über die enge Verbundenheit des Dichters mit dem Landgrafen Friedrich Ludwig V. von Hessen-Homburg und seine tiefe Dankbarkeit ihm gegenüber getroffen hat<sup>6</sup>. Der Landgraf, ein leidgeprüfter, frommer Mann, dem Hölderlin nicht lange danach seine Hymne 'Patmos' zueignete, war aber von jeher ein Gegner der Französischen Revolution und des Emporkömmelings Napoleon gewesen.

Einen weiteren Beweis für seine Behauptung erblickt Beißner in dem Nachsatz, den Hölderlin dem bereits abgeschlossenen Brief an seine Mutter vom 16. November 1799 angefügt hat. Darin teilte er ihr mit, er habe „eben erfahren, daß das französische Directorium abgesetzt, der Rath der Alten nach St. Cloux geschickt und Buonaparte eine Art von Dictator geworden“ sei<sup>7</sup>. Selbst wenn man es mit Adolf Beck<sup>8</sup> und Beda Allemann<sup>9</sup> für geboten hält, aus diesem Postscriptum, das ihm immerhin bemerkenswert genug erschien, nicht auf eine eigene Stellungnahme zu schließen, so muß man doch mindestens für die folgende Zeit, in der Hölderlin sicherlich Näheres über Napoleons Staatsstreich vom November 1799 erfahren hat, Beißner zustimmen, daß jener sich über den wesentlichen Unterschied zwischen der alten römischen Consularverfassung und der demokratisch nur verbrämten Pariser Polizei- und Militärdiktatur im klaren war; denn Napoleon hatte sich auf zehn Jahre zum fast allein maßgebenden Ersten

<sup>3</sup> *StA III*, 551 Z. 29 ff.

<sup>4</sup> *StA II*, 832 Z. 19.

<sup>5</sup> Pellegrini S. 432.

<sup>6</sup> W. Kirchner in *Patmos*, Schriften der Hölderlin-Gesellschaft, Band 1, Tübingen 1949.

<sup>7</sup> Brief 199.

<sup>8</sup> *StA VI*, 993 Z. 13 ff.

<sup>9</sup> B. Allemann: *Hölderlins Friedensfeier*, Pfullingen 1955, S. 80.

von zwei Konsuln wählen lassen, welches Konsulat dann gerade 1802 auf seine Lebenszeit ausgedehnt wurde. Dies widersprach jedoch völlig der freiheitlichen Gesinnung des Dichters, der der Überzeugung war, daß „die absolute Monarchie sich überall selbst aufhebt“ und daß es „die erste Bedingung alles Lebens und aller Organisation“ sei, „daß keine Kraft monarchisch ist im Himmel und auf Erden“<sup>10</sup>. Pierre Bertaux ist sogar der Meinung, Hölderlin hätte schon mit der Kundgebung des französischen Besatzungsgenerals Jourdan vom 16. März 1799 jegliche Hoffnung auf Verwirklichung seines republikanischen Ideals schwinden sehen<sup>11</sup>.

Ist es nun aber wahrscheinlich, daß damit der Dichter alles Interesse für den ehemals so erwartungsvoll Gefeierten verloren hätte? Ist es nicht vielmehr oft so – und die Psychoanalytiker dürften mehr davon wissen –, daß das Bild Eines, von dem wir uns enttäuscht fühlen, ungerufen und plötzlich vor uns auftaucht, so sehr wir uns auch es zu verdrängen bemüht haben?

Hiermit kommen wir, nachdem es erforderlich war, etwas weiter auszuholen, um die Enttäuschung Hölderlins über Napoleon glaubhaft erscheinen zu lassen, zur Kernfrage: Ist diese Enttäuschung in seiner Hymne 'Friedensfeier' irgendwie zum Ausdruck gekommen?

1. Daß Napoleon nicht der Fürst des Fests sein kann, dürfte durch die vorstehenden Ausführungen erneut dargetan worden sein. Es gibt aber eine Stelle in der Hymne, auf welche die Verfechter der Napoleon-These besonders hingewiesen haben und die in der Tat auf Napoleon, und bei Berücksichtigung aller Umstände ohne Künstelei wohl nur auf ihn, bezogen zu werden vermag. Es sind jene Verse 26–28, in denen der „eine“ apostrophiert wird, „der nicht Fluth noch Flamme gescheuet“. Daß diese Kennzeichnung auf Napoleon und seinen gewagten Feldzug über das Mittelmeer nach Ägypten und weiter nach Syrien in den Jahren 1798/99 zutrifft, leuchtet ein, besonders wenn man berücksichtigt, daß

a) Hölderlin im Vers 66 noch ausdrücklich, wenn auch in anderem Zusammenhang, von der „Meersfluth“ spricht,

b) er nicht nur in dem Bruchstück 47 der Stuttgarter Ausgabe „den zerschmetterten Syrischen Boden“ und daß „Flammen gleich unter den Sohlen / Es stach“, erwähnt, sondern daß außerdem seine Elegie 'Der Wanderer' in beiden Fassungen beginnt:

*Einsam stand ich und sah in die Afrikanischen dürren  
Ebenen hinaus; vom Olymp reegnete Feuer herab, ...*

<sup>10</sup> Brief 171 Abs. 3.

<sup>11</sup> HJb. 15, 1967/68, S. 18 f.

Die Metapher Flamme für die sengende Glut des Orients liegt nicht fern, und darauf hat Allemann auch bereits hingewiesen<sup>12</sup>.

2. Dagegen wirkt es gezwungen, will man, wie es geschehen ist, das Attribut des Verses 26 auf den Gott der Zeit oder der Geschichte oder gar auf Christus anwenden. Es ist schwer einzusehen, inwiefern bei Hölderlin, der doch bei aller dichterischen Kühnheit sehr genau und anschaulich zu zeichnen pflegte, die Gottheit durch Wasser und Feuer geschritten sein soll.

3. Daß in der 2. Strophe von dem dort nahenden Gotte es heißt, er sei „vom langen Heldenzuge müd“, steht dem nicht entgegen; denn im weiteren Verlauf der Szene offenbart sich jener als der Gott, „der längst zum Herrn der Zeit zu groß“ geworden, nachdem er „einmal auch Tagewerk“, irdisches Wirken, „erwählt“ hatte und der nun wie ein Maler, der seine Epoche in einem Gemälde festgehalten, „verklärt aus seiner Werkstatt tritt“ (Str. 7). Der Vergleich von Gottes Gang durch die Geschichte mit einem Heldenzuge hat, so gesehen, nichts Befremdendes an sich, darf aber nicht zu einer Gleichsetzung mit dem Feldzug verführen, auf den im Vers 26 angespielt wird.

4. Diese irrthümliche Anschauung beruht anscheinend wesentlich auf dem Wort „Und“, mit dem Vers 26 beginnt. Mag dieses Wort sonst zumeist eine verbindende, Gleichrangiges aneinander reihende Aufgabe haben, daß an jener Stelle „Und einer“ betont am Anfang der Zeile steht, empfindet unser Sprachgefühl als gegensätzlich zu den vorangegangenen, so daß man unwillkürlich meint, „Aber einer“ gelesen zu haben, was freilich nicht dem Versmaß entsprochen hätte. Dies ist offensichtlich auch mehrfach aufgefallen, so Else Buddeberg, die unserer Anschauung bereits nahe kommt, wenn sie sagt, dieser „und einer“ sei „vielleicht ein Heutiger, ein Held aus der unmittelbaren Vergangenheit vor dem Friedensschlusse von Lunéville“<sup>13</sup>. Beißner hingegen hält jenen für einen Beliebigen, „der im unruhigen Denken und lärmenden Tun der zurückliegenden Zeit befangen war und darin aufging“<sup>14</sup>, und Walter Hof nimmt an, es sei „irgendeiner der Menschen, die ganz vom Lärm des tausendjährigen Wetters betäubt waren“<sup>15</sup>. Aber solche mühsamen Deutungen widersprechen dem „Bedürfnis des Dichters nach Konkretisierung“, das Lachmann zu Recht hervorhebt und von dem er sagt, daß es Allemann nach dessen eigenem Bekenntnis „verführt“ habe, in dem Fürsten des Fests Napoleon zu sehen<sup>16</sup>.

<sup>12</sup> Allemann S. 86.

<sup>13</sup> HJb [9], 1955/56 S. 64.

<sup>14</sup> Beißner, Hölderlins Friedensfeier, Stuttgart 1954, S. 27, und ähnlich StA III, 560.

<sup>15</sup> Hof in Der Streit um den Frieden, S. 57.

<sup>16</sup> Lachmann daselbst S. 97.



5. Die Auslegung der Verse 26 ff. hängt entscheidend auch davon ab, ob man das „erstaunet“ darin als erstaunen gemacht oder als erstaunen machend liest. Diejenigen, die dem Wort an jener Stelle transitive Bedeutung zumessen, weisen darauf hin, daß es Hölderlin in diesem Sinne in der 1. Strophe von 'Brod und Wein' gebraucht<sup>17</sup>. Es könnte hinzugefügt werden, daß er zu Beginn der Ode 'Chiron' genau ebenso die Nacht „die erstaunende“ nennt. Von diesem Doppelfall und der hier zu erörternden Stelle abgesehen, hat Hölderlin jedoch – wovon man sich an Hand der Konkordanz von Böschenstein leicht überzeugen kann – das Wort erstaunen oder eine Form von ihm in allen anderen nach 1800 geschaffenen Gedichten unzweifelhaft im Sinne von erstaunt sein oder erstaunt gemacht sein angewendet. Es sind dies nicht wenige Fälle, und eine Prüfung der früheren Gedichte, des 'Hyperion', seines Dramas, seiner Aufsätze und Briefe würde vermutlich zu demselben Ergebnis führen. Jedenfalls sind wir berechtigt, allein schon auf Grund der an den Gedichten nach 1800 getroffenen Feststellung das „erstaunet“ an der umstrittenen Stelle als Intransitivum nicht auszuschließen, ja ihm sogar den Vorzug zu geben.

In seinem Vorspruch zur 'Friedensfeier' drückt Hölderlin die Überzeugung aus, daß „das Blatt ... sicher nicht unfaßlich noch weniger anstößig zu lesen seyn“ werde, sofern dies „gutmüthig“ geschehe. Anstößig, so befürchtet offenbar der Dichter, könnte es der finden, der von orthodoxer Lehre her mythisch-dichterische Vorstellungen nur in buchstabengetreuer Übereinstimmung mit jener gelten läßt. Durch den Hinweis aber, daß es unvoreingenommen nicht schwer sein werde, sein Gedicht zu verstehen, sind alle weithergeholten Erklärungsversuche abzulehnen. Ein solcher Versuch scheint uns heute zwar auch vorzuliegen, wenn man Napoleon irgendwie mit ihm in Verbindung bringt, wir müssen aber bedenken – und davon sind ja die Urheber der Napoleon-These ausgegangen –, daß dessen Name damals in Europa in aller Munde war. Es überstürzten sich die von Napoleon in Bewegung gebrachten politischen und militärischen Ereignisse. Nicht wenige waren es, die, wie Hölderlin, nach anfänglicher Begeisterung für ihn sich enttäuscht fühlten. Sie und die, welche von Anfang an Napoleons umwälzenden Plänen und seinem Machtstreben mit Mißtrauen begegnet waren, mochten sich durch die anzüglichen Verse 26–28 besonders angesprochen fühlen.

Bei Hölderlin selbst kam noch hinzu, daß er erst von der Französischen Revolution, alsdann von Bonaparte als Endergebnis einen Frieden er-

<sup>17</sup> Anderer Auffassung sind Emil Petzold, Hölderlins Brod und Wein. Ein exegetischer Versuch, Sambor 1896, Neudruck Darmstadt 1967, S. 77 zu Vers 17 u. Hof, Fußnote S. 57.

wartet hatte, der nicht nur das Übergewicht „der politischen Verhältnisse und Mißverhältnisse“ beseitigen, sondern „eine künftige Revolution der Gesinnungen und Vorstellungsarten herbeiführen“ würde, „die alles bisherige schaaamroth“ werden ließe<sup>18</sup>.

Inzwischen mochte er, der ja damals sein dreißigstes Lebensjahr noch nicht lange vollendet, sich wieder christlicher Anschauung genähert und mit Leidenschaft versucht hatte, sie mit seinem sein ganzes Wesen erfüllenden Erlebnis der Antike zu vereinen, eingesehen haben, daß ein solcher Friede in diesem Äon und von Menschen nicht zu verwirklichen ist. So mußte er das ersehnte Bild in ein zeitfernes Jenseits versetzen und die dargestellte Szene sich gewissermaßen auf zwei Ebenen zugleich abspielen lassen, auf einer, die unseren Anschauungsmöglichkeiten entsprach, und in jenem Bereich, in den wir das unsichtbare göttliche Walten verlegen. Infolgedessen vermochte er auch, ohne Zwang oder Bruch eine historische Figur der Gegenwart neben ewigen Gottheiten darin erscheinen zu lassen. Bei seiner vertieften Erkenntnis konnte dies freilich nur so geschehen, daß er mit leichter Ironie den ephemeren Herrenmenschen Napoleon mit dem wahren Friedensreich konfrontierte und ihn darüber erstaunen ließ.

Hierdurch dürfte er zugleich die bittere Enttäuschung, die er durch jenen erlitten hatte, endgültig überwunden haben.

<sup>18</sup> Brief 132 und 229.

# ZU HÖLDERLINS BILDUNGSGANG

Dokumente – Hinweise – Berichtigungen

VON

FRIEDHELM NICOLIN

Die kleinen Beiträge zur Biographie Hölderlins, die wir hier vorlegen, sind nicht unmittelbar aus historischem Bemühen um das Leben des Dichters erwachsen, sondern haben sich von einem benachbarten Gebiete her ergeben: Die Arbeit an der Stuttgarter Hegel-Ausstellung im Jubiläumsjahr 1970<sup>1</sup> und an der Edition der Hegelschen Jugendschriften brachte auch einige Hölderlin-Dokumente zum Vorschein und führte in der Durchleuchtung von Hegels Studienweg zu Erkenntnissen, die es wohl verdienen, mit Blick auf den Bildungsgang Hölderlins zusammengefaßt und nutzbar gemacht zu werden. Der Bearbeiter ist erfreut, auf diese Weise einen bescheidenen Dank abstellen zu können für die weitaus größeren Anregungen, die er aus dem ausgebreiteten Ertrag der biographischen Erforschung von Hölderlins Jugendjahren, insbesondere aus der sammelnden, herausgeberischen und kommentierenden Arbeit von Adolf Beck für die hier erst langsam nachfolgende Hegelforschung empfangen hat.

Wir fügen das von uns Mitzuteilende – seien es nun neue Funde, historische Erläuterungen, Korrekturen bisheriger Veröffentlichungen oder sonstige Hinweise – zu kleinen thematischen Einheiten zusammen, die wir im ganzen chronologisch aufeinander folgen lassen. Soweit wir Bezug nehmen auf Briefe und Lebensdokumente nach der Stuttgarter Ausgabe, geschieht dies ohne Band- und Seitenangabe mit Hilfe der Nummern dieser Texte.

## 1. Landexamen 1780

Der Bildungsweg, wie Hölderlin ihn durchlaufen hat: von der Lateinschule über die sogenannten niederen Klöster ins Tübinger Stift, war der normale, vorgezeichnete Gang für die zur Theologie bestimmten Studierenden. Auch von Hegel, der die für Stuttgarter Bürgersöhne bestehende Möglichkeit wahrnahm, als Abiturient des dortigen Gymnasiums direkt

<sup>1</sup> Vgl. Hegel 1770–1970. Leben, Werk, Wirkung. Eine Ausstellung des Archivs der Stadt Stuttgart. Katalog von F. Nicolin. Stuttgart: Klett 1970. 262 S.

ins Stift zu gelangen, wird berichtet, daß er (statt in die Oberstufe des Gymnasiums) zuerst „in die niedere Seminarien“ sollte<sup>2</sup>.

Den Nachweis der Eignung zur Aufnahme in die Klosterschulen erbrachten die Lateinschüler durch Ablegung des Landexamens. Dieses Examen, das im ausgehenden 18. Jahrhundert jährlich an drei aufeinanderfolgenden Tagen im September zu Stuttgart in den Räumen des Gymnasiums stattfand, ging auf die Große Kirchenordnung von 1559 zurück. Aus einer ursprünglich einmaligen Prüfung hatte sich allmählich – vor allem infolge des starken Andrangs zu den Klosterschulen – die Praxis entwickelt, daß die Bewerber das Examen zweimal und öfter, schließlich sogar in der Regel fünfmal machen mußten<sup>3</sup>.

Aus der Zeugnisliste von 1783 hat A. Beck die Eintragungen für Hölderlin und die übrigen aus Nürtingen kommenden Prüflinge veröffentlicht (LD 17). Daraus geht auch hervor, daß Hölderlin in diesem Jahr zum viertenmal am Landexamen teilnahm. Indessen hat sich – bisher übersehen – auch die Zeugnistabelle vom Jahre 1780 erhalten<sup>4</sup>; in ihr sind die damals zehnjährigen Schüler Hegel und Hölderlin – ersterer neben zehn anderen Stuttgartern, letzterer als einer von drei Nürtingern – unter den „Petentes“, d. h. den erstmals zur Prüfung kommenden Bewerbern, aufgeführt. Analog zu Becks Mitteilung für 1783 geben wir hier die interessierenden Eintragungen von 1780 wieder:

*Catalogus  
Scholarium,  
Qui  
Anno 1780.  
Die 12. 13. et 14.<sup>te</sup> Septembris  
Examini Solenni Stuttgartiae  
habito, interfuere.*

<sup>2</sup> So notiert Christiane Hegel in den Erinnerungen an ihren Bruder. Vgl. Der junge Hegel in Stuttgart. Aufsätze und Tagebuchaufzeichnungen 1785–1788. Hrsg. v. F. Nicolin. (Marbacher Schriften. 3.) 84.

<sup>3</sup> Zur inneren und äußeren Entwicklung des Landexamens vgl. Reinhold Stahlecker: Allgemeine Geschichte des Lateinschulwesens und Geschichte der Lateinschulen ob der Steig. In: Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg. Bd. 3, 1. Stuttgart 1927. 146–167. Siehe besonders 153: „Im 18. Jahrhundert wird das fünfmalige Erscheinen zur Regel gemacht.“

<sup>4</sup> Hauptstaatsarchiv Stuttgart. Bestand A 280, Büschel 72. – Schon Stahlecker (vgl. 211) hat offenbar nur das Zeugnis von 1783 gekannt. – Wir zitieren aus der Handschrift im folgenden die Titelseite und Blatt 8<sup>r</sup>.

Zweyter Tag.	Parentes	Petentes					Ex.	Natus
		Arg.	Lat.	Græc.	Dial.	Rhet.		
Nürttingen.								
Johann Christian Frid: Hoelderlen	Closters- Hoff-Meister zu Lauffen †	Aj	A.	Aa.	A.	A.	1	20. Mart. 1770
Christian Philipp Grüzmänn	Apotheker	Aj	Aj	Aa	Aj	Aj	1	13. Febr. 1770
Ludwig Friderich Leypold	ClostersAmts- Schreiber zu Denkendorff	Aj	Aj	Aj	Aj	Aj	1	14. Sept. 1770

Vergleichen wir die vorstehenden Noten Hölderlins mit denjenigen, die er 1783 erhalten hat<sup>5</sup>, so sind folgende Steigerungen zu registrieren: im Argument (der schriftlichen Übersetzungsarbeit) von der drittbesten, im Griechischen gar von der viertbesten und in Dialektik von der zweitbesten auf die beste Note (AA); im Lateinischen (mündlich) und in Rhetorik bleibt das hier schon erreichte zweitbeste Prädikat erhalten. Hegel, für den 1783 keine Bewertung vorliegt, da er wegen schwerer Erkrankung bei der Prüfung fehlte, hat 1780 in allen Fächern die zweitbeste Note (A) erreicht. Allerdings muß es offenbleiben, ob die Zensuren der Petenten sich in der Tat unmittelbar mit denen der späteren Jahrgänge vergleichen und an ihnen messen lassen. Professor Volz, von 1774 bis 1783 Rektor des Stuttgarter Gymnasiums, schreibt in seinem auch von Beck (in den Erläuterungen zu LD 17) herangezogenen Gutachten über den Zeugniswert der alten Signa: „Die Bestimmung der Zeichen für die Petentes erfordert noch eine besondere Erwägung. Da sie nunmehr alle zwischen dem 10ten und 11ten Jahre erscheinen: so kan man überhaupt den vorigen Maaßstab nicht mehr gebrauchen, auch nicht so viele annehmen. Es wäre also höchstens an Fünf Zeichen genug: so daß A, hier das Beste und b, das schlechteste anzeigte.“<sup>6</sup> Vielleicht müssen wir die Noten, die Hölderlin und Hegel 1780 erhalten haben, mit Berücksichtigung des hier Gesagten lesen.

<sup>5</sup> Siehe LD 17. Rangfolge und Bedeutung der Notenzeichen (AA, A, Aj, Aa, a, b, B) erläutert Beck gestützt auf das im folgenden erwähnte Gutachten des Rektors Volz aus dem Jahre 1776. Die Schreibweise Aj für die in unserem Abdruck häufiger vorkommende drittbeste Note übernehmen wir von Beck; Stahlecker setzt statt dessen: A<sub>1</sub>, in der Handschrift nimmt sich der Index meist aus wie ein dickes, dem A angehängtes Komma.

<sup>6</sup> Zitiert nach der Handschrift: Hauptstaatsarchiv Stuttgart. Bestand A 280, Büschel 73.

Von den drei Nürtinger Schülern ist der zuletzt genannte, Leypold, in der Zeugnisliste von 1783 nicht mehr aufgeführt. Grüzmänn, dort wie Hölderlin als zum viertenmal teilnehmend genannt, ist gleichwohl später nicht mit ihm zusammen in Denkendorf; er kommt erst 1789 (von Bebenhausen aus) ins Stift, ist also wohl auch ein Jahr später als Hölderlin in die Klosterschule befördert worden. – Unmittelbar vor Hölderlin ist, als einziger Prüfling aus Kirchheim/Teck, sein späterer Freund Bilfinger eingetragen. Im übrigen sind die ab 1788 mit Hegel und Hölderlin im Stift studierenden Compromotionalen bei dem Landexamen von 1780 – als Schüler des Stuttgarter Untergymnasiums oder einer der zahlreichen Lateinschulen des Landes – fast ausnahmslos unter den Erstbewerbern verzeichnet, einige wenige auch schon unter den zum zweitenmal teilnehmenden „Exspectantes“.

Nach wie vor fehlen Unterlagen darüber, ob Hölderlin und Hegel 1785 ein weiteres Mal durch das Landexamen gegangen sind.

## 2. Der „Actus depositionis“

Im Anschluß an den Eintrag Hölderlins und seiner Promotion in der Tübinger Matrikel am 27. Oktober 1788 (mitgeteilt als LD 48) schreibt Beck: „Als LD 48a sei ein zweiter Eintrag der Promotion am selben Tage in dem Verzeichnis: Fac. Philos. Contubernium 1622–1800 ... erwähnt.“ Funktion und Vollzugsform dieser Einschreibung erfordern nähere Erläuterung.

Bei dem genannten Buch handelt es sich um einen dicken Band von schmalen Seitenformat, der unter den Quellen der gedruckten Matrikeln der Universität Tübingen als „Depositionsverzeichnis“ aufgeführt ist<sup>7</sup>. Dieser Titel verweist auf den Anlaß der Einschreibung, nämlich die sogenannte Deposition, einen bis in das Mittelalter zurück nachweisbaren derben studentischen Initiationsritus<sup>8</sup>, von dem sich feststellen läßt, daß er an deutschen Hochschulen seit der Reformation „ein von der Universitätsbehörde gebilligter, ja sogar vorgeschriebener Brauch war, der einen Teil des Aufnahmeaktes, der Immatrikulation bildete“. Die Grundzüge der Deposition werden folgendermaßen beschrieben: „Unter dem Vorsitz des Dekans der Artistenfakultät und im Beisein der älteren Studenten ...

<sup>7</sup> Die Matrikeln der Universität Tübingen. Band 2. Tübingen 1953. Vorbemerkung (IX).

<sup>8</sup> Vgl. Wilhelm Fabricius: Die Akademische Deposition (Depositio cornuum). Frankfurt a. M. 1895. Die folgenden Zitate: 7 f.

nahm der Depositor eine Reihe von symbolischen Handlungen mit dem Novizen vor, welche sämtlich das Abtun des früheren Wesens und das Anziehen eines neuen Menschen bedeuteten.“ Der äußere Verlauf des Aktes erklärt seinen Namen: Die Neuangekommenen „wurden in einer Verkleidung, deren wesentlichstes Stück ein Hut mit Hörnern war, von dem Depositor in den zur Handlung bestimmten Saal geführt. Nach mannigfachen Vexationen wurden die Hörner abgeschlagen, abgestoßen, abgelaufen oder abgeschliffen . . ., große Zähne den Beanen in den Mund gesteckt und ausgerissen, dann die Körper der Neulinge mit verschiedenen monströsen Handwerksinstrumenten von Holz unsanft bearbeitet, ferner wurde sinnbildlich eine gründliche Reinigung und Verschönerung vorgenommen.“ Abschließend folgten eine Prüfung und eine Ermahnungsrede, dann erklärte der Dekan die Deponierten zu Studenten. „Nach Erlegung einer bestimmten Gebühr für die Deposition erfolgte die eigentliche Immatrikulation durch den Rektor und der Aufnahmeid.“

Auf diesen Akt also beziehen sich die Eintragungen in dem uns vorliegenden Matrikelbuch. So heißt es hier zum erstenmal für das Jahr 1653: „Ritu depositionis in numerum studiorum relati sunt sequentes.“

Die von Beck mitgeteilte Titulierung des Buches<sup>9</sup> erklärt sich aus einem ganz anderen Aspekt: sie enthält einen Hinweis auf den institutionellen Ort der Deposition in Tübingen, nämlich die Bursa oder das sogenannte Contubernium academicum. Ursprünglich hatte die Tübinger Burse, ein „ansehnliches Gebäude“, in enger Verbindung mit dem Studienbetrieb des akademischen Pädagogiums – einer z. T. der späteren Mittel- und Oberstufe des Gymnasiums vergleichbaren Vorschule der Universität – gestanden und dessen Hörsäle wie „auch viele Zimmer für die Studierende“ beherbergt. Die spätere Entwicklung beschreibt A. F. Bök in seiner Universitätsgeschichte<sup>10</sup>. In dem Kapitel „Vom akademischen *Contubernio*“ heißt es dort: „Nach dem dreißigjährigen Kriege, in welchem dasselbe seine erste Gestalt gänzlich verlor, ist das Gebäude Studierenden aus allen

<sup>9</sup> Der Titel, den Beck wiedergibt, ist jetzt nicht mehr vorhanden. Das Buch (der erste, nicht – wie Beck vermerkt – der zweite Band des Verzeichnisses, jetzt mit der Signatur: 15/19 I) hat 1970 einen neuen Ledereinband erhalten. Der frühere Zustand ist in der Quellenübersicht der gedruckten Matrikeln (s. Anm. 7) beschrieben als „schmaler Papierband“, „auf dem abgegriffenen Rücken rote Lederetikette: Fac. Philos. Contubernium 1622–1800“. Schon die Formulierung zeigt, daß dieser Rückentitel spätere Zutat war. Das Universitätsarchiv führt den Band jetzt unter der Sachbezeichnung: Matrikel des Contuberniums.

<sup>10</sup> August Friedrich Bök: Geschichte der herzoglich Württembergischen Eberhard Karls Universität zu Tübingen im Grundrisse. Tübingen: J. G. Cotta 1774. Zum Vorstehenden vgl. dort 25; das folgende Zitat: 309.

Fakultäten, Landeskindern und Ausländern, zur Wohnung um einen wohlfeilen Preis, unter der Aufsicht eines Rektors, aus der philosophischen Fakultät, gewidmet worden. Sie haben hier zugleich den Vortheil einer wohlfeileren Kost . . .“ Der Rektor des Contuberniums erhielt einen Anteil an den Depositionsgeldern. Das Amt war um dieser Bezüge willen von den oft nur gering besoldeten Professoren der Artistenfakultät geschätzt. Bei Hölderlins Studienbeginn hatte der Historiker C. F. Rösler die Stelle inne<sup>11</sup>.

Der Depositionsakt wurde indessen zu dieser Zeit nicht mehr in seiner ursprünglichen Form durchgeführt. Wie an allen anderen deutschen Universitäten, war der handfeste Brauch auch in Tübingen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zum Erliegen gekommen<sup>12</sup>. Doch hielt sich hier die Erhebung einer Depositionsgebühr und außerdem – wie es scheint nur für die Seminaristen – ein formeller Akt. Reinhard erwähnt den Vorgang in seinem bekannten kritischen Aufsatz von 1785 über die Verhältnisse im Tübinger Stift<sup>13</sup>; er schreibt, indem er Wort und Sache zugleich umdeutet: „Erst wird der Knabe um die Gebühr ein Herr, d. h. er deponirt – seine Kinderschuhe, wo bey einst gar skandalöse Zerimonien vorkamen, die nun abgeschafft sind . . .“ Genauer erfahren wir wiederum bei Bök, der in seinen Ausführungen über das Contubernium sagt: „Auch inscribiren hier die neu ankommende Studierende, und bezahlen etwas, wenn sie nicht schon auf einer andern Universität gewesen, für die Deposition, deren Andenken nur bey den aus den Klosterschulen hieher beförderten Stipendiaten, ohne die geringste Divexation, durch Vorzeigung der vorhandenen Reste aus den Zeiten des Pennalismus, und Ertheilung historischer Nachrichten von ihrem Ursprung und vormaligen Gebrauch, wie auch durch eine öffentliche Rede von dem Ersten unter den Kandidaten der Magisterwürde, in etwas erhalten wird.“<sup>14</sup>

Der Primus von Hölderlins Promotion, Karl Christoph Renz, führt in seinem Curriculum im Magisterprogramm von 1790<sup>15</sup> unter den von ihm

<sup>11</sup> Dies ist zu entnehmen dem „Catalogus Rectorum Contubernii“, der sich ganz vorn in dem hier herangezogenen Matrikelbuch findet; danach übte Rösler das Amt seit 1777 aus.

<sup>12</sup> Vgl. W. Fabricius (oben Anm. 8). 71 f.

<sup>13</sup> Einige Berichtigungen und Zusätze, Den Aufsatz im grauen Ungeheuer Nummer 9. Ueber das theologische Stift in Tübingen betreffend. In: Schwäbisches Museum. Hrsg. v. Johann Michael Armbruster. Band 1. Kempten 1785. – Unser Zitat: 265 f.

<sup>14</sup> Bök (s. Anm. 10). 310.

<sup>15</sup> Wir benutzten das im Besitz der Württ. Landesbibliothek Stuttgart befindliche Exemplar dieses Magisterprogramms. – Hölderlins Curriculum: LD 73.

gehaltenen öffentlichen Reden an zweiter Stelle eine solche „in actu Depositionis“ auf. Aus den Angaben von Bök erhellt, daß Renz diese Rede nicht beim Studienanfang seines eigenen Jahrgangs, sondern beim nächstfolgenden, also im Herbst 1789 gehalten haben muß<sup>16</sup>. Der Redner bei Hölderlins Einstand, 1788, läßt sich leicht ermitteln. Damals war der aus Hegels Biographie bekannte Christian Philipp Friedrich Leutwein<sup>17</sup> Primus der „Candidati“; tatsächlich weist auch er im Magisterprogramm seiner Promotion (1789) eine Rede zum Depositionsakt nach<sup>18</sup>.

Zu ergänzen ist noch einiges über die Einschreibung selbst. Die zusammenfassende Bemerkung, die den jeweils eigenhändig eingetragenen Namen der 27 Maulbronner Alumnen vorangestellt ist, lautet:

*d. XXVII. Oct. 1788. Seqq. e monast.  
Mulif. huc promoti solutis a quoque  
XXX. crucigeris nomina inscribere.*

Die Gebühr von 30 Kreuzern läßt sich gleichbleibend in den Eintragungen bis vor die Jahrhundertmitte zurückverfolgen<sup>19</sup>. – Hegel und die übrigen Stuttgarter Gymnasiasten, die in das Stift eintretenden Mömpelgarder Studenten und einige andere haben sich schon vorher – vielleicht bereits am 22. Oktober<sup>20</sup> – eingetragen. Dies würde sich mit dem Hinweis von Bök in Einklang bringen lassen, daß ein gemeinsamer Depositionsakt nur für die Klosterschüler stattfand.

Nach dem früheren Gebrauch (s. o.) ging die Deposition der eigentlichen Immatrikulation voraus. Auch für Hölderlins Studienzeit läßt sich aus dem Vergleich von Daten erschließen, daß die neuen Studenten sich erst nach erfolgter Einschreibung in die Matrikel des Contuberniums in die

eigentliche Universitätsmatrikel eintrugen<sup>21</sup>. Der hier behandelte Eintrag Hölderlins ist also als die erste seiner Tübinger Inskriptionen zu betrachten. – Zu erwähnen bleibt, daß es neben den beiden hier genannten Studentenverzeichnissen eine eigene Matrikel der philosophischen Fakultät nicht gab – wohl aber (wie wir im folgenden mitteilen können) eine solche der theologischen Fakultät, in die sich die Stipendiaten zwei Jahre später als Magister eintrugen.

### 3. Das Baccalaureat

Während wir über das Magisterexamen durch einschlägige Publikationen einigermaßen orientiert sind<sup>21a</sup>, wurde dem Erwerb des ersten akademischen Grades und dem damit verbundenen feierlichen Verleihungsakt bisher noch wenig Aufmerksamkeit geschenkt.

Freilich war die sachliche Bedeutung des Baccalaureats zu Hölderlins Zeit nur noch eine ganz untergeordnete. Die Verleihung geschah bereits wenige Wochen nach Beginn des Studiums: vgl. den als LD 49 veröffentlichten Auszug aus der lateinischen Einladungsschrift zu dem Actus am 3. Dezember 1788. A. F. Bök versucht in seiner im Auftrag und im Sinne des Herzogs verfaßten Geschichte der Universität den Zweck des Baccalaureats zu verteidigen: „Es ist diese Anstalt, wodurch die erste akademische Würde ertheilt wird, und die sich vormals auf alle hier Studierende erstreckte, bey den herzoglichen Stipendiaten bisher zur nicht geringen Aufmunterung im Fleisse beybehalten worden.“<sup>22</sup> Dem ist die sarkastische Kritik Reinhardts gegenüberzustellen, der über den Novizen sagt: „Gleich nach seiner Ankunft im Stift bekommt er auch, ebenfalls um die Gebühr, *lauream primam*, d. h. er muß Doktor der Philologie werden, und sollt' er auch keine lateinische Linie ohne Grammatikalfehler schreiben können.“<sup>23</sup> Ein Urteil, das sich passend zu Hölderlins Geringschätzung des Magistertitels<sup>24</sup> fügt!

Von größerem Interesse ist der faktische Verlauf des zugehörigen Examins und des Verleihungsaktes. Zu ersterem findet sich eine knappe Andeutung bei Bök. Danach wurden die ins Stift aufgenommenen Alumnen

<sup>21</sup> Wir stützen uns hier auf eine Auskunft des Universitätsarchivars, Herrn Dr. Schäfer, dem wir auch sonst für freundliche Hilfe bei der Benutzung der Tübinger Archivalien zu danken haben.

<sup>21a</sup> Dennoch sind auch hier noch Präzisierungen möglich und erforderlich: siehe unten Abschnitt 5.

<sup>22</sup> Bök (s. Anm. 10). 293 f.

<sup>23</sup> Schwäbisches Museum (s. Anm. 13). 266.

<sup>24</sup> Vgl. Brief 34.

<sup>16</sup> Daß Renz diese Rede als zweite, *nach* seiner Rede „in actu Baccalaureatus“ (Dez. 1788) nennt, entspricht somit genau der Chronologie.

<sup>17</sup> Vgl. Dieter Henrich: Leutwein über Hegel. In: Hegel-Studien. Band 3. Bonn 1965. 39–77. Siehe auch LD 112.

<sup>18</sup> Ein Exemplar des Magisterprogramms 1789 im Universitäts-Archiv Tübingen.

<sup>19</sup> Demnach scheint bei Bök (Geschichte der Universität Tübingen. 323 f.) ein Fehler vorzuliegen. Er gibt an, daß jeder Student ein Inskriptionsgeld von 3 fl. 15 kr. bezahlt (was mit den Eintragungen in der Universitätsmatrikel übereinstimmt), fügt aber hinzu: „Wenn er noch auf keiner Universität gewesen, so redimirt er überdieß die Deposition bey dem Rektor des akademischen Contubernii mit 3 fl. 15 kr.“

<sup>20</sup> Das Datum, unter dem die Genannten sich eingetragen haben, weist eine Korrektur auf und ist nicht einwandfrei zu entziffern (anscheinend „22“ verbessert aus „20“). Die Promotion wurde am 21. 10. ins Stift aufgenommen.

und Gymnasiasten „gleich nach ihrer Hieherkunft in den Sprachen, der Geschichte, Logik, Arithmetik und Geometrie geprüft, und zu Baccalaureis gemacht“<sup>25</sup>. Genauere Unterlagen über diese Prüfung konnten wir nicht ermitteln.

Zum Actus sagt Bök an anderer Stelle: „Das Baccalaureat wird . . . alle Jahre im November vermittelst öffentlicher Reden, vom Dekan der Fakultät als Promotor, und von etlichen Kandidaten feierlich gehalten.“<sup>26</sup> Der summarische Hinweis „Reden . . . von etlichen Kandidaten“ läßt sich genauer aufhellen. Im Magisterprogramm von 1790 heißt es in Hegels Lebenslauf: „Orationem habuit in actu Baccalaureatus.“ Der gleiche Nachweis findet sich in den Curricula von Renz und Hesler. Weitere Auskunft hierzu ist dem *Album Facultatis Philosophicae Tubingensis*<sup>27</sup> zu entnehmen. Aus ihm hat A.Beck, einem Fund von Dieter Henrich folgend, einen Eintrag Hölderlins unter den *Nomina Candidatorum Laureae Primae* mitgeteilt (LD 49 a), allerdings mit falschem Datum. Wohl infolge einer Verwechslung von römischer II und arabischer 11 (das Datum lautet in der Handschrift: *a. d. II. Decembr. MDCCLXXXVIII*) kommt Beck zu der Deutung: „auf Grund des feierlichen Actus wurden am 11. 12. 1788 die Nomina Candidatorum . . . eingetragen“<sup>28</sup>; in Wirklichkeit geschah die Einschreibung am Vortag der Feier. Merkwürdigerweise fehlt im Anschluß an diese Inskription ein in den vorausgegangenen wie nachfolgenden Jahren regelmäßig wiederkehrender Vermerk über den Vollzug des Aktes. Dieser Vermerk ist stets nach einem gleichbleibenden Muster verfaßt, für das wir beispielhaft den Wortlaut von 1787 zitieren:

*Celebratus est Actus die VII. Dec. Promotore Decano.  
Themata recitarunt Leutwein et Burk.  
Gratiarum actionem instituit Maier e Gymnasio Stuttgart.  
Sumtus, ut alias*<sup>29</sup>.

<sup>25</sup> Bök (s. Anm. 10). 299.

<sup>26</sup> Ebd. 293.

<sup>27</sup> D. i. das sogenannte Doktorandenregister, das im ersten Teil die Eintragungen der Baccalaureatsbewerber, im zweiten die der Magisterkandidaten enthält. Universitätsarchiv Tübingen. Signatur: 15/13 a.

<sup>28</sup> Vgl. auch: Hölderlin. Eine Chronik in Text und Bild. Hrsg. v. Adolf Beck u. Paul Raabe. Frankfurt a. M. 1970. 19: „3. Dezember . . . Verleihung des Baccalaureus-Grades an Hölderlins Promotion. Am 11. 12. Eintrag in das Album Facultatis Philosophicae.“ – Nach der Graduierung hätten die sich Eintragenden überdies nicht mehr als Kandidaten bezeichnet werden können.

<sup>29</sup> Zitat aus der Handschrift (s. Anm. 27). Blatt 227'.

Hieraus läßt sich entnehmen, daß jeweils von zwei Kandidaten wissenschaftliche Themen vorgetragen und abschließend von einem dritten eine Dankrede gehalten wurde. Vergleicht man in den einzelnen Jahren die namentlich genannten Studenten nach Herkunft und Lokation, so ergibt sich, daß die thematischen Reden stets von den beiden Erstplatzierten der aus den Klosterschulen kommenden Alumnen gehalten wurden, während dem Primus der wenigen ins Stift aufgenommenen Stuttgarter Gymnasiasten die Danksagung oblag. In der Tat waren 1788 die beiden oben genannten Redner Renz und Hesler die Ersten der Maulbronner Promotion (vgl. LD 47); sie hatten also die „Themata“ zu behandeln. Hegel dagegen mußte die beschließende Danksagungsrede halten.

Die zitierte Schlußformel „Sumtus, ut alias“ besagt, daß die übliche Gebühr eingekommen wurde. In anderen Jahren ist dies spezifiziert, etwa in folgendem Wortlaut: „Pretium Inscriptionis L crucigeri. In Fiscum contulerunt singuli Candidati V flor. et XV crucig.“ Zusammen ergibt dies den Betrag von 6 Gulden und 5 Kreuzern, den Bök<sup>30</sup> als Kosten für das Baccalaureat aufführt.

#### 4. Die Lokation vom Frühjahr 1789

Ein Grundzug des altwürttembergischen Bildungswesens, die nicht abreißende Folge von „Examinationen und Testimonien und Exercitien und Lokationen“ (Friedrich Nicolai<sup>31</sup>), trat bekanntlich auch im Stift überdeutlich hervor. Von den Betroffenen wie von unbeteiligten Beobachtern teils belustigt, teils bissig kritisiert, wurde gerade die Einrichtung der Lokationen von Herzog Carl Eugen und dem Konsistorium im Hinblick auf die heranzubildenden Theologen für so wichtig gehalten, daß sie in den erneuerten Stifts-Statuten von 1793 – über die bis dahin geübte Praxis hinausgehend – sogar für die Magisterjahrgänge eingeführt wurde<sup>32</sup>. Während der Studienzeit Hölderlins galt noch, daß die vierteljährlichen Prüfungen im Stift, deren Ergebnisse in besonderen Zeugnislisten festgehalten wurden, nur für die beiden ersten Studienjahrgänge (Novizen, Comple-

<sup>30</sup> Vgl. Bök (Anm. 10). 327.

<sup>31</sup> Friedrich Nicolai: Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, im Jahre 1781. Band 11. Berlin u. Stettin 1796. 61 f.

<sup>32</sup> Von dieser Neuerung war Hölderlins Promotion im Herbst 1793 noch betroffen. Sie nahm an dem öffentlichen Examen (LD 115) teil, doch wurde von der an sich vorgesehenen Lokation Abstand genommen, weil drei der Besten des Jahrgangs (Renz, Landerer, Hegel) fehlten: vgl. die Erläuterungen zu LD 116.

ten) mit einer Lokation verbunden waren. Den Abschluß bildete die in unmittelbarem Zusammenhang mit der Promotion zum Magister von den Professoren der philosophischen Fakultät vorgenommene Lokation.

In den bisher veröffentlichten Dokumenten kommen die Lokationen nur indirekt zur Geltung: A. Beck fügt der aus den Quartalzeugnissen für Hölderlin zusammengestellten Übersicht (LD 50) eine Spalte „Locatio“ ein, die sich so in den originalen Listen nicht findet, und setzt hier die aus der unnummerierten Reihenfolge der Namen in den Zeugnislisten wie aus den in den Akten befindlichen Lokationszetteln zu entnehmenden Platzziffern ein. Außerdem enthalten die Personaleintragungen der sogenannten Semesterberichte (LD 51) die für den jeweiligen Halbjahrestermin gültige Lokationsziffer Hölderlins; der Lokationsvorgang selbst wird auch hier nicht sichtbar.

Aus den gesonderten Niederschriften der Lokationen (die Beck als solche außer acht läßt) teilen wir exemplarisch diejenige von Georgii 1789 mit, also zu dem Termin, da Hölderlin zu seinem Mißvergnügen „um die zwei Stutgarder, Hegel u. Märklin hinuntergekommen“ ist<sup>33</sup>.

*Locatio Novitiorum:*

- |                 |                      |
|-----------------|----------------------|
| 1. Renz         | 17. Helffrich        |
| 2. Hesler       | 18. Denk             |
| 3. Landerer     | 19. Reyscher         |
| 4. Bilfinger    | 20. Moegling         |
| 5. Hegel        | 21. Lang $\beta$     |
| 6. Maerklin     | 22. Weiss            |
| 7. Finck        | 23. Schweikhard      |
| 8. Hoelderlin   | 24. Rümelin          |
| 9. Klett        | 25. Friz             |
| 10. Authenrieth | 26. Fleischmann      |
| 11. Klüpfel     | 27. Maerklin $\beta$ |
| 12. Efferenn    | 28. Canz             |
| 13. Keller      | 29. Stahlegger       |
| 14. Faber       | 30. Hiemer           |
| 15. Mohr        | 31. Rothaker.        |
| 16. Elsner      |                      |

<sup>33</sup> Siehe Brief 32: Hölderlin an seine Mutter. Der Brief hat kein Datum. Während die StA ihn trotz des eindeutigen Bezugs auf die Lokation vom April 1789 noch ausdrücklich in das Jahr 1790 verweist (s. Erläuterungen zu B 32), datiert Beck ihn jetzt auf Mai 1789 – vgl. Hölderlin. Eine Chronik (oben Anm. 28). 20.

[Unterschriften:]

- T. M. Rep. Heinr. Wilh. Gottfr. Dapp.*  
 — *Carol. Georg. Ernest. Müller.*  
 — *Christ. Ad. Dann.*  
 — *Frid: Wilh: Hanser.*  
 — *Christ: Godofr. Bardili.*  
 — *Job. Frid. Gaab.*<sup>34</sup>

Die in dieser Niederschrift festgehaltene Lokation ist für Hölderlins Studienjahrgang, soweit wir feststellen können, die früheste, die in den Stiftsakten enthalten ist, obwohl bereits zwei reguläre Termine (Martini, Fabian Sebastian) verstrichen waren. Dem entspricht folgendes: In dem Semesterbericht von Martini 1788 (LD 51), beim Baccalaureatsakt Anfang Dezember 1788 (LD 49), sowie in den Quartalzeugnissen (LD 50) und im Carentengatter bis einschließlich Georgii 1789 sind die Novitii noch in der gleichen Reihenfolge aufgeführt wie bei ihrem Eintritt in das Stift, also zuerst die vier Stuttgarter Gymnasiasten (mit Hegel als Primus) und dann die Maulbronner Promotion, in der Hölderlin den 6. Rang innehatte (vgl. LD 47). In der hier wiedergegebenen Lokation sind somit offenbar die beiden Gruppen erstmals zusammengefaßt und durcheinander geordnet.

Angesichts dieses Sachverhalts gewinnt die oben zitierte Briefäußerung Hölderlins an seine Mutter den genauen Sinn, daß er bei der ersten, die ganze Promotion einheitlich erfassenden Lokation zwei der vier Stuttgarter vor sich einrangiert sehen mußte; während die in LD 50 undifferenziert mitgeteilten Rangziffern 6, 6, 6, 8 für die vier Termine des Studienjahres 1788/89 die Deutung zuließen, daß Hölderlin im Stift trotz der hinzukommenden Gymnasiasten seinen von Maulbronn mitgebrachten Platz zunächst noch dreimal habe halten können, bevor er ihn verlor<sup>35</sup>.

Von der hier im einzelnen wiedergegebenen Lokation her lassen sich auch die späteren Rangveränderungen auf den ersten Plätzen der Promo-

<sup>34</sup> Archiv des Evangelischen Stifts Tübingen. Kasten I, Fach 10, Nr. 3. Auf dem Blatt sind in zwei Spalten nebeneinander die Lokation der „Complentium“ (des damaligen zweiten Studienjahrgangs) und der „Novitiorum“ verzeichnet.

<sup>35</sup> Daß in den Zeugnistabellen auch noch im April (Georgii) 1789 die alte Rangordnung beibehalten ist, ist nur daraus zu erklären, daß die Eintragung der Namen vor der Prüfung erfolgte. Aufgrund eben dieser Prüfung wurde dann die neue Lokation vorgenommen. – Sachlich richtig sagt Beck in den Erläuterungen zu LD 51: „Nach dem ersten Semester sind sie nach ihren Qualitaeten lociert...“ Dann aber heißt es wieder mißverständlich in der Chronik von Hölderlins Leben (s. Anm. 28) zum 10. November 1788 (S. 19): „Erste Erteilung der Quartalzeugnisse mit Lokation... Hölderlin ist noch der Sechste.“

tion verdeutlichen<sup>36</sup>. Dabei ist zu erkennen, daß das Verbleiben Hölderlins auf der 8. Stelle durchaus nicht selbstverständlich war. – Wie die Aufstellung zeigt, wurden die beiden Stuttgarter Hegel und Märklin zwischen die ersten sechs Maulbronner Stipendiaten (vgl. LD 47) nicht unmittelbar vor Hölderlin eingeordnet, sondern nach Bilfinger auf den 5. und 6. Rang. Schon beim nächstfolgenden Termin, Jacobi 1789, rückten beide um je einen Platz weiter vor, während Bilfinger hinter sie als Sechster zurückfiel; gleichzeitig tauschten vorn Hesler und Landerer ihre Plätze. Im November (Martini) 1789, bei der ersten Lokation des zweiten Studienjahrs („Locatio Complentium“), gab es weitere Veränderungen: Hesler fiel hinter Hegel zurück, doch behielt dieser seinen 4. Platz, weil sein Stuttgarter Freund Märklin ihn überflügelte und die 3. Stelle einnahm. Bilfinger war im Herbst aus dem Stift ausgeschieden; infolgedessen rückte Fink um einen Platz vor, nicht aber Hölderlin, da vor ihm der dritte Stuttgarter, Autenrieth, der bisher den 10. Rang innehatte, als Siebter eingestuft wurde. Bei dieser Reihenfolge ist es bis zum Magisterexamen geblieben. In den nächsten Jahren ist Hölderlin dann (wie auch Beck in den Erläuterungen zu LD 50 vermerkt) infolge des Ausscheidens von Hesler und Autenrieth noch zweimal um einen Platz vorgerückt; die Magister wurden ansonsten (s. o.) nicht neu loziert.

Von Interesse ist der vorliegende Lokationszettel auch wegen der Unterschriften der für die Plazierung der Stipendiaten verantwortlichen Repetenten. Von den hier Unterzeichnenden fehlt bei der Lokation von Jacobi 1789 Dapp; Martini 1789 kommen Mauchart und Conz hinzu; die gleichen (nunmehr sieben) Unterschriften finden sich beim ersten Quartalstermin des Jahres 1790; zu Georgii 1790 schließlich unterzeichnen wieder sechs Repetenten, es fehlt Müller.

### 5. Magisterdissertation und Inauguralthesen

Über die zum – vorgeschriebenen – Erwerb der Magisterwürde erforderlichen Leistungen und Examina hat W. Betzendörfer<sup>37</sup> näher berichtet, auf den Beck in seinen Erläuterungen (zu LD 72) summarisch verweist. Die Darstellung ist jedoch in einem nicht unbedeutenden Punkt zu korrigieren. Nach Betzendörfer „mußten alle Bewerber . . . unter dem Vorsitz

<sup>36</sup> Wir referieren aufgrund der weiteren handschriftlichen Lokationszettel, die in dem in Anm. 33 genannten Bestand erhalten sind.

<sup>37</sup> Walter Betzendörfer: Hölderlins Studienjahre im Tübinger Stift. Heilbronn 1922. 44 ff.

von Professoren der philosophischen Fakultät und im Beisein von opponierenden Repetenten oder älteren Magistern eine meist von einem Professor verfaßte Dissertation verteidigen“<sup>38</sup>. Dementsprechend sagt Beck: „Die Kandidaten hatten gruppenweise je eine Dissertation, die von einem Lehrer verfaßt war, unter dessen Vorsitz zu disputieren und zu verteidigen.“

Diese Leistung war indessen *nicht* obligatorisch, wie aus dem Bericht Reinhardts hervorgeht: „Am Ende der theologischen Laufbahn ist man verbunden zu disputieren, und das Kirchengut schießt einen Theil der Kosten dazu her; am Ende der philosophischen nicht. Indessen weil dieses Meritum die Vortheile des Vagirens gewährte, und weil man bey der Lokation auf den Schutz des präsidirenden Profefßors glaubte rechnen zu können, so unterließen’s nur die Aermste, oder die, welche bey der Lokation nichts zu verlihren hatten.“<sup>39</sup>

In den formellen Notizen zum Bildungsgang der einzelnen Kandidaten, die das gedruckte Magisterprogramm von 1790 enthält, ist nicht einmal bei der Hälfte der Bewerber angegeben, daß sie eine Dissertation verteidigt haben. Außer der Vierergruppe, die Böks Schrift *De limite officiorum humanorum seposita animorum immortalitate* verteidigte, nämlich Hegel (Platzziffer: 4), Fink (6), Autenrieth (7) und Hölderlin (8), disputierten Renz (1) und Landerer (2) bei Professor Pfeleiderer sowie Märklin (3), Klüpfel (9), Efferen (10) und Helferich (14) beim Ephorus Schnurrer. Unter dem Aspekt der Lokationsplätze betrachtet, haben die ersten zehn Kandidaten sich alle (außer Hesler, der aber in jenen Monaten aus dem Stift abwesend war<sup>40</sup>) an solchen Disputationen beteiligt, darüber hinaus nur noch der in der Mitte der Promotion stehende Helferich.

Nach Erledigung dieser freiwilligen Disputationsakte folgte, wie Beck schon dargelegt hat, für alle Kandidaten die Verteidigung der sogenannten Theses inaugurales, und zwar an fünf verschiedenen Tagen in jeweils einem der von den fünf Professoren der philosophischen Fakultät vertretenen Fächer. Gerade für das Jahr 1790 sind sämtliche Thesen erhalten geblieben<sup>41</sup>. Ergänzend zu dem von Beck Mitgeteilten sei vermerkt, daß jede der fünf Thesengruppen gesondert gedruckt ist, mit einem Titelblatt, das nach Art der damaligen Dissertationstitel den Namen des Praeses und das Datum nennt und mit der Formel schließt: „. . . publice defendent Candi-

<sup>38</sup> Ebd. 45.

<sup>39</sup> Schwäbisches Museum (s. Anm. 13). 268.

<sup>40</sup> Nach Ausweis des Carentengatters (Evangelisches Stift Tübingen. Kasten VII, Fach 1, Nr. 2) fehlte Hesler vom 31. Mai bis 20. Oktober.

<sup>41</sup> Universitätsbibliothek Tübingen. Signatur: Ka I 600. Band 77, Nr. 14–18.



dati Magisterii“ (oder ähnlich). Dabei ist, wie üblich, im Druck für die Eintragung des Tagesdatums etwas Raum ausgespart, während Monat und Jahr ausgedruckt sind; auf den Thesen von Ploucquet, Bök und Pfeleiderer ist der August, auf den beiden übrigen Teilen (von Rösler und Schnurrer) der September angegeben<sup>42</sup>.

Interessant wäre es, genau zu wissen, welche Thesen Hölderlin und seine Compromotionalen im einzelnen zu verteidigen hatten. Vielleicht läßt sich darüber durch vergleichende Analyse des erhaltenen Quellenmaterials mehrerer Jahre Näheres ausmachen. Hier sei eine erste Beobachtung mitgeteilt und eine Hypothese versucht.

Die Anzahl der Thesen in den einzelnen Fächern ist unterschiedlich. Ploucquet läßt (wie übrigens auch in vorangegangenen Jahren) runde 40 Thesen drucken, Bök 38, Pfeleiderer 37. Auffallend ist die übereinstimmende Zahl von 27 bei Rösler und Schnurrer. Dies ließe sich als eine Anpassung an die tatsächliche Gesamtzahl der Kandidaten auslegen: Das Magisterprogramm nennt zwar „Juvenes XXVIII“, nämlich einen „studiosus oppidanus“ (C. F. Hiller) und 27 „Serenissimi Ducis stipendiarii“, doch war von den letzteren der an 5. Stelle stehende Hesler seit längerem abwesend. Oder sollten die zweimal 27 Thesen auf die dem genau entsprechende Zahl der Stiffler zurückzuführen sein? (Wir wissen nicht, ob der Oppidaner Hiller an den Disputationen der Theses inaugurales teilnehmen mußte.)

Geht man davon aus, daß die allenthalben so wichtig genommene Rangordnung der Studierenden auch hier zugrunde gelegt wurde und demgemäß jeder Kandidat nach der Reihenfolge der Lokation die ihm vorher zube-stimmte These zu verteidigen hatte<sup>43</sup>, so würde für Hölderlin in den einzelnen Fächern jeweils die 7. oder 8. These in Frage kommen.

Wir geben im folgenden – auch um damit Beispiele für den stofflichen und formalen Zuschnitt der Thesen zu vermitteln, die ja Rückschlüsse auf das Lehrangebot zulassen – die ersten acht Thesen jeder Disziplin wieder:

<sup>42</sup> Das genaue Datum des Tages, an dem Schnurrers Thesen verteidigt wurden, ergibt sich aus einem Brief desselben an Niethammer (zitiert in den Erläuterungen zu B 34): 9. September. An welchen Tagen die übrigen Disputationen stattfanden, muß vorerst offenbleiben. Die Angabe der Chronik (s. Anm. 28) zum 9. September, daß sie „in den Tagen davor und danach“ durchgeführt wurden, kann angesichts der drei auf August verweisenden Titelblätter nicht im strengen Wortsinn genommen werden.

<sup>43</sup> – wobei weiter vorauszusetzen wäre, daß auch in den Fächern, deren Vertreter über-zählige Thesen formulierten, mit I begonnen und fortschreitend eine These um die andere disputiert wurde.

#### Pars metaphysica (G. Ploucquet)

- I. *Essentia rerum sunt necessariae.*
- II. *Essentia alicujus rei non dependet ab Intellectu divino.*
- III. *Essentia rei non potest dependere à Voluntate divina.*
- IV. *Unum est Ens in mente repetibile.*
- V. *Unitas realis est notio vera.*
- VI. *Perfectio est Rei positio.*
- VII. *Imperfectio est Rei non - positio.*
- VIII. *Similitudo est identitas in pluribus specifica.*

#### Pars moralis (A. F. Bök)

- I. *Hominem natura esse ζῷον πολιτικὸν recte dixit Aristoteles.*
- II. *Neque in viribus hominis originariis quidquam inest, quod a finibus societatis civilis alienum esset.*
- III. *Familia est elementum Civitatis.*
- IV. *Perficiendi hominis primæ conditiones sunt libertas atque securitas.*
- V. *Bonorum horum optima perfruitio non nisi in Civitate locum habet.*
- VI. *Et vana sunt nonnullorum de felicitate status hominum mere naturalis commenta.*
- VII. *Civitatis ortus legitimus optime representatur sub forma pacti.*
- VIII. *Nec obstat originis civitatum consideratio historica.*

#### Pars mathematico-physica (C. F. Pfeleiderer)

- I. *In demonstratione vulgari III, 26. Element. perperam Libri III. Definitio 1. simul tanquam definitio, & tanquam propositio adhibetur.*
- II. *In ejusdem conclusione gratis sumitur: æquales esse arcus segmentorum circularum æqualium, vel segmentorum super æqualibus rectis constitutorum, quorum areæ æquales sint.*
- III. *Demonstrationem assumpti posterioris in Scholio ad III, 24. supplet Clavius: usum utriusvis declinant Campanus, Commandinus, Barrow, alii; sed propositum non demonstrant, vel præcipitanter inferunt.*
- IV. *Demonstratio propositionis III, 24. qua præsertim III, 26. nititur, in textu græco mutila est; ommissa quippe propositionis III, 23. ap-*

plicatione, congruentiam segmentorum ex sola situs unius segmenti partim intra, partim extra alterum impossibilitate inferens.

- V. Nec ceterum omnino genuinam esse, minus concinna expositio arguit.
- VI. Defectum *Thesi* IV. notatum supplent *Commandinus* in commentario ad *h. l.*; *Orontius Finæus*, *Clavius*, *Bærmann*, alii, in demonstratione ipsa. Eundem, sed parum probabili ratione excusat, atque *Euclidi ipsi* tribuit *Commandinus*, *l. c.* subjungens: *Euclides primum casum velut nimis perspicuum omisisse videtur.*
- VII. Potiori jure hoc ad excusandam situs *Thesi* IV. memorati in demonstratione III, 23. omissionem posset valere.
- VIII. Vel, cum in situm hunc segmentorum demonstratio III, 23. pariter quadret, videri poterit mentio ejus distincta haud desiderari.

#### Pars philologico-critica (C. F. Schnurrer)

- I. *Psalmus XXII* agit de *Messia.*
- II. Vers. 2 verba דברי מישועתי רחוק משועתי שאנתי vertenda: quare remota sunt ab auxilio meo verba mea rugientia? Etenim רחוק, per ellipsin vocis דבר, significationem substantivam obtinet, ut in illo: ישועה ירשעים רחוק מרשעים *Ps. CXIX. 155.*
- III. Vers. 7 formula עם בזוי non bene redditur: contemptus a populo; est enim periphrasis superlativi, hominum contemptissimus.
- IV. Vers. 9 in voce נל nihil mutandum; est infinitivus pro verbo finito, & quidem pro futuro positus.
- V. Vers. 17 non dubitamus probare ac defendere lectionem בארו, etsi vix unius alteriusve codicis suffragio munitam.
- VI. Vers. 22 עביתכי haud potest ab antecedentibus dirimi, & ad sequentem versus admoveri. Præteritum vero עבית, quod qui præcedit imperativus non potest non futurum tempus includere, & ipsum futuri significationem induit.
- VII. Vers. 30 in verbis לא חיה ובפשו לא חיה כל, quod, collectivum cum sit, modo ut plurale construitur, modo ut singulare. Sensus: omnes omnis generis homines *Jehovam* venerentur, & qui rerum copia abundant, & qui perituri erant, quod non suppeteret, quo vitam sustentarent.
- VIII. *Ps. XXIV. 6* lectio edita non est solicitanda. Ante מבקשי repetendum nomen דור. Sensus: talem oportet esse gentem cultorum ejus, gentem eorum, quibus ad Te aditus pateat, *Israëliitarum.*

#### Pars historica (C. F. Rösler)

- I. *Ottonem tertium* multa quidem novimus ad restituendam Imperatoris dignitatem suscepisse: sedem autem suam Romæ denuo eum figere voluisse, idoneis testimoniis, quanquam nuper demum a laudatissimo quodam *Scriptore* repetitum est, probari nequit.
- II. Eundem vetus rumor fert veneno fuisse a *Stephania*, *Crescentii* vidua, sublatum: morbo autem extinctum esse, verius nobis *Ditmarus* videtur scripsisse.
- III. Plura sunt, quæ rationem, qua *Henricus II.* pro Rege Germanorum susceptus est, memorabilem reddunt. Primum illud, quod is, quem admodum *Meinwerci* vitæ auctor notavit, non generali quadam electione sive communi eo pervenerit.
- IV. Majores potius, in quas tum *Germania* divisa erat, sive provincia sive nationes tanquam totidem regna ibi comparent, quibus singulis suum sibi regem pro arbitrio constituere liberum esset.
- V. Deinde difficile videtur, cum universa ista ratione hæreditarium illud jus componere, quod *Henrico II.* abs quadam certe parte eligentium publice tributum fuit.
- VI. Neque tamen his temporibus *Germania* solum, sed & *Francia* prope simili ratione, in constituendo Rege jus hæreditarium cum eligendi vi & libertate conjungebat.
- VII. Postremo, ut cetera transmittamus, electioni *Henrici*, quæ a *Saxonibus* *Merseburgi* celebrata est, *Boleslaum* in primis, *Polonorum* ducem sive Rectorem, eo plane modo adfuisse discimus, quo e. g. *Benno Dux Saxonum*, *Liebz* Archiep. *Bremensis* cet. intererant, ut redditis manibus fidem suam per *Sacramenta* promiserit.
- VIII. Unde cum, eodem solenni ritu cum ceteris, *Regis*, ut alias dicitur, (miles) factus fuerit, in eo certam servitutis atque obedientiæ notam esse, negari non potest aut debet.

#### 6. Eintragung in die Matrikel der theologischen Fakultät

Zu den bisher bekannten Tübinger Inskriptionen Hölderlins bei seinem Studienbeginn (LD 48 und 48a) sowie vor dem Baccalaureatsakt (LD 49a) und der Verleihung des Magistergrads (LD 49b) ist als eine weitere die Eintragung in die Matrikel der theologischen Fakultät mitzuteilen. Der in bescheidenem Quartformat angelegte Band trägt den Titel: *Album studiosorum Facultatis Theologiae 1712–1842*<sup>44</sup>.

<sup>44</sup> Universitätsarchiv Tübingen. Signatur: 130/180.

[S. 189]

*Sub Decanatu  
D. Jo. Frid. le Bret, Prof. Theol. Prim.  
et Cancellarii Universitatis a Cal.  
Maji 1790. ad Cal. Maj. 1791. sequentes  
Domini Theologiae Studiosi nomina  
sua huic Albo inscribere.*

[S. 190]

*22. Nov. Ex Stipendio Theologico Ducali sequentes Studiosi  
Theologici, nuper castro Theologorum ingressi subscribere:*

...

[8.] *M. Joannes Christianus Fridericus Hoelderlin. / Lauffensis.*

Die am Ende des vorausgegangenen Semesters zum Magister Promovierten haben sich alle eigenhändig – ohne Numerierung, aber genau in der Reihenfolge der letzten Lokation – eingetragen, mit dem abgekürzten Titel vor ihrem (meist latinisierten) Namen.

Diese Einschreibung markiert in aller Deutlichkeit die Zäsur zwischen den beiden Abschnitten im Studiengang der Tübinger Stiftler: den eigentlich nur vorbereitenden vier Semestern an der („niederer“) philosophischen Fakultät und dem sechssemestrigen theologischen Kursus mit dem Konsistorialexamen als Abschluß.

### 7. Die Quartalzeugnisse der beiden letzten Studienjahre

Aus den Zeugnislisten der Quartalexamina im Stift hat A. Beck die Noten Hölderlins für die fünf Jahre seines Studiums zusammengestellt und sie zugleich durch Transkription der zu ihrer Bezeichnung verwendeten Symbole verständlich gemacht (LD 50). Herkunft und spezifische Bedeutung dieser Zeichen haben sich, wie aus Becks Erläuterungen hervorgeht, nicht aufklären lassen, doch ist es aus dem Zusammenhang einwandfrei möglich, ihre Rangfolge (abwärts gestuft von I bis IV) zu bestimmen.

Letzteres ist hier nochmals zu bestätigen, doch hat sich in Becks Übertragung offenbar ein Lesefehler geltend gemacht, der das Bild der Zeugnisnoten, die Hölderlin vom Beginn seines zweiten Magisterjahres bis zum Ende seines Studiums erhalten hat, verfälscht. Der Fehler ist leicht erklärlich aus einer etwas modifizierten Ausformung der Zeichen, die in den Zeugnistabellen mit Martini 1791 einsetzt: Das Signum für die zweit-

beste Note entspricht nun etwa dem Bild der Buchstaben ai statt aj (die Unterlänge fällt weg). Dadurch ergibt sich eine leichtere Verwechselbarkeit der höchsten Note (a<sub>1</sub>) mit der zweiten. Beck notiert in dem angegebenen Zeitraum für Hölderlin überall eine I und fügt erläuternd hinzu: „In den zwei letzten Jahren erhielt er von den vier Noten durchweg die beste.“<sup>45</sup>

Im folgenden geben wir, in der Notierungsweise von Beck, eine berichtigte Übersicht der Noten Hölderlins vom Herbst 1791 bis Sommer 1793, wobei wir zum Vergleich die Noten Hegels, der in der Lokation einige Plätze vor Hölderlin rangierte (s. o. Abschnitt 4), hinzufügen<sup>46</sup>.

	<i>Nomina</i>	<i>Studia</i>	<i>Concio</i>	<i>Mores</i>
Martini 1791	<i>M. Hegel</i>	I	II	II
	<i>M. Hoelderlin</i>	II	II	I
Fab. Seb. 1792	<i>M. Hegel</i>	I	II	II
	<i>M. Hoelderlin</i>	II	II	II
Georgii 1792	<i>M. Hegel</i>	I	II	II
	<i>M. Hoelderlin</i>	II	II	II
Jacobi 1792	<i>M. Hegel</i>	II	II	II
	<i>M. Hoelderlin</i>	II	II	II
Martini 1792	<i>M. Hegel</i>	I	II	II
	<i>M. Hoelderlin</i>	II	II	I
Fab. Seb. 1793	<i>M. Hegel</i>	I	II	II
	<i>M. Hoelderlin</i>	I	I	II
Georgii 1793	<i>M. Hegel</i>	I	I	I
	<i>M. Hoelderlin</i>	I	I	II

### 8. Repetitionen und Loci im Stift

Eingeschaltet sei hier ein Hinweis auf eine Veröffentlichung, die im Rahmen der Hegelforschung erfolgte und von daher ihren thematischen Akzent wählte, die aber mit dem Quellenmaterial, das ihr zugrunde liegt

<sup>45</sup> So auch in der Chronik (s. Anm. 28) zum 10. November 1791: „Hölderlin bekommt in allen Fächern die Note I.“

<sup>46</sup> Nach den handschriftlichen Zeugnistabellen im Archiv des Evangelischen Stifts Tübingen: Kasten I, Fach 10, Nr. 3.

und das sie mitteilt, in gleichem Maße auch die Hölderlinforschung unmittelbar anspricht.

Martin Brecht und Jörg Sandberger haben in ihrer Abhandlung *Hegels Begegnung mit der Theologie im Tübinger Stift*<sup>47</sup> eine neue Quelle für die Studienzeit Hegels und Hölderlins erschlossen: das Amtstagebuch des Repetentenkollegiums, das die Verteilung der gottesdienstlichen Aufgaben (Predigt, Katechisation) in den Tübinger Kirchen und des im Stift abzuhaltenden Unterrichts verzeichnet<sup>48</sup>. Für die beiden ersten Studienjahre lassen sich hier die wochenweise durchgeführten Repetitionen – Wiederholungsübungen, die sich stofflich an die Vorlesungen anschließen – mit den sie abhaltenden Repetenten und meist mit dem genauen Thema entnehmen. Für die drei theologischen Jahre belegt diese Quelle zum erstenmal konkret die Praxis des Locus, der wöchentlichen Dogmatik-Übung: In ununterbrochener Folge wurden die Abschnitte des Compendiums von Sartorius<sup>49</sup> durchexerziert, nach vollendetem Gang gleich wieder von vorn beginnend, so daß das Buch während der Magisterzeit Hölderlins im ganzen dreimal behandelt wurde. „Die Monotonie dieses Vorgehens wirkt nahezu erdrückend“, urteilt M. Brecht, indem er zugleich daran erinnert, daß das sehr konservative Lehrbuch von Sartorius auch schon dem theologischen Unterricht an den Klosterschulen zugrunde gelegen hatte. Auch für diese Übungen sind zu den einzelnen Wochen jeweils die behandelten Loci aus Sartorius und die Namen der mit der Durchführung betrauten Repetenten angegeben.

Dieses Material auswertend, bringt Brecht auch eine Zusammenstellung der nunmehr mit Sicherheit zu erfassenden Repetenten der Promotion Hölderlins. In den fünf Jahren waren es insgesamt 23. Biographische und bibliographische Ergänzungen zu bisher Bekanntem runden das Bild dieses Personenkreises ab und bereichern damit unseren Gesamteindruck von der damaligen geistigen Situation im Stift.

<sup>47</sup> In: Hegel-Studien. Band 5. Bonn 1969. 47–81; darin 61–71 die detaillierten Angaben über die Repetitionen 1788–1790 und die Loci 1790–1793.

<sup>48</sup> Das Titelblatt des Foliobandes lautet: *Catalogus Laborum tam ecclesiasticorum quam claustralium, quos suis iusto ordine circulis digestos susceperit Stipendii Theologici Repetentes, coeptus d. 19. Sept. 1762.*

<sup>49</sup> *Compendium Theologiae Dogmaticae. Iteratis curis usui publico accomodavit Christoph. Fridericus Sartorius. Stuttgart 1782.*

## 9. Georgius Gutachten zur Reform des Stifts

Die Bemühungen um die äußere und innere Reform des Stifts, die Hölderlins Studienzeit begleiteten, im Stift selbst auf mancherlei Weise direkt und indirekt zum Ausdruck kamen und in der Verkündigung der neueren Statuten im Mai 1793 ihren vorläufigen Abschluß fanden, sind von Klaiber anhand einer „höchst bemerkenswerthen Urkunde“ geschildert worden<sup>50</sup>, die seither als verschollen galt: Betzendörfer, Leube und noch Beck vermerken ihr Fehlen<sup>51</sup>. Dieses Aktenstück konnte inzwischen wieder aufgefunden<sup>52</sup> und in der Stuttgarter Hegel-Ausstellung gezeigt werden.

Es handelt sich um ein Heft von starkem Papier in übergroßem Folioformat mit der Titelaufschrift:

*Tabellarischer Extract*  
aus  
dem unterthänigsten Gutachten  
des Herzoglichen Geheimen Raths *Collegii*  
und *Herzoglichen Consistorii*;  
den *Votis*

einzelner Glieder Herzogl. *Consistorii*;  
und den Gutächtlichen Äußerungen  
des Canzlers, der *Superintendenten*, und des *Ephori*,  
die bessere Einrichtung des Theologischen Stifts zu Tübingen betreffend.

Das Wesentliche der einzelnen Gutachten ist, in Rubriken nebeneinandergesetzt, zu einer synoptischen Übersicht zusammengetragen. Das Ganze gliedert sich in folgende Abschnitte, die wiederum zahlreiche, gesondert begutachtete Unterpunkte aufweisen: „I. Der gegenwärtige Zustand und die Verfaßung des *Stipendii* . . . II. Abhelfung der Mängel durch eine *adaequatere* Gesetzgebung . . . III. Form der *ClostersDisciplin* . . .

<sup>50</sup> Julius Klaiber: Hölderlin, Hegel und Schelling in ihren schwäbischen Jugendjahren. Stuttgart 1877. 177 ff.

<sup>51</sup> Vgl. Betzendörfer: Hölderlins Studienjahre. 129, Anm. 105. – Martin Leube: Das Tübinger Stift 1770–1950. Stuttgart 1954. 51: „Es wäre vom höchsten Interesse, das Wesentliche aus den verschiedenen, im Sommer 1791 dem Herzog vorgelegten Gutachten eingehend kennenzulernen. Leider ist dies nicht möglich, da dieselben seit etlichen Jahren verloren sind.“ – Von A. Beck vgl. die Erläuterungen zu B 49, 12–40 und zu LD 76.

<sup>52</sup> Landeskirchliches Archiv Stuttgart. Bestand A 31. Stiftsakten Nr. 1. 1. – Das Stück ist undatiert, aber von seinem Inhalt her wohl mit Leube (s. vorige Anm.) und Beck in das Jahr 1791 zu verweisen. – Wir zitieren im folgenden aus den Seiten 1, 2, 4, 14, 17 und 11 der Handschrift.

IV. Geseze und Anstalten *quoad doctrinale* . . . V. Geseze und Anstalten *quoad Disciplinare* . . . VI. Mittel und Anstalten, die Geseze wirksamer zu machen . . . VII. Bessere Einrichtung des *Oeconomici*." Auf jeder Doppelseite ist rechts eine breite Spalte der „*Resolutio Serenissimi*“ vorbehalten. Die eigenhändig eingetragenen Stellungnahmen Carl Eugens zeigen, daß der Herzog das ihm vorgelegte Gutachtenwerk bis in alle Einzelheiten durchgearbeitet hat.

Dieses Dokument im ganzen auszuwerten, ist hier nicht der Ort. Doch seien beispielhaft einige Gedanken aus den durch ihre Liberalität und ihre Eigenständigkeit herausragenden Voten des Stuttgarter Regierungsrates Eberhard Friedrich Georgii in dem hier niedergelegten Wortlaut wiedergegeben. In ihnen spiegelt sich die Spannung zwischen tatsächlichem Zustand und Reformervorstellung, wie Hölderlin und seine Freunde sie teilten.

Zunächst aus dem gleichsam diagnostischen Einleitungskapitel jenes Votum, das Beck nach den (z. T. ungenauen) Zitaten und Referaten Klai- bers als LD 76 darboten mußte, im weiter ausgreifenden Zusammenhang: Eingangs ist die Meinung des Stifts-Vorstandes und des Kanzlers festgehalten, „der Zustand des *Stipend*: seye im ganzen nicht so schlimm, als manche ihn schildern, . . . die darniederliegende Ordnung und *subordination* sey unläugbar . . . doch gebe es noch artige, ordnungsliebende Jünglinge . . .“ Dem schließt Georgii sich an, gibt ihm aber sofort eine andere Wendung durch den Zusatz, „manche nachtheilige Äußerung seye ein wirklicher Trugschluß, weil man den Zustand und die Vorschriften älterer Zeiten als unabweichliche Norm angenommen, und man jede Abweichungen davon als eben so viele Beweise eines herrschenden Verderbens angesehen habe“. Dann folgt:

„R. R. Georgii zählt unter die HauptGebrechen und Mängel 1.) in Ansehung des Wissenschaftl.: Eckel vor dem soliden, mühsamen *Studio*, oberflächliche Kentniße, *journalen* Gelehrsamkeit, Verachtung der Theologie, Hang mit hetrodoxen Meynungen zu prahlen, ohne sie geprüft zu haben; 2.) in Ansehung des Sittlichen: Erschlaffung und Trägheit, Weichlichkeit, Hang zur *Frivolitaet*, Wohlleben, Vergnügen der Sinne, Geringschätzung der Geseze, Unbottmäsigkeit, falscher FreyheitsSinn, Mangel an practischer LebensKlugheit; wenig LebensArt, entweder Blödigkeit oder Dreistigkeit; Abneigung vom Geistlichen Stand, Wunsch, das nicht zu seyn und zu scheinen, was man ist und seyn sollte. Alle diese Fehler seyen mehr oder minder in das *stipend*. eingedrungen.“ Und weiter, zu dem Stichwort „Quellen dieser HauptMängel im Allgemeinen“: „1.) der Geist des ZeitAlters, die *revolution* in der protestantischen Theologie, die Lehrsätze eines Campe, Luideke, Bahrdts etc., der größere *luxus* aller Stände, der

dem *stipendiaten* die *privationen* lästig mache, hauptsächlich aber der leidenschaftliche Drang nach mißverständener Freyheit. 2.) die mißliche Lage der *Universitaet* Tübingen überhaupt, deren Zerfall mit dem des theologischen Stifts aufs genauste zusammen hange. Die *Universitaet* scheine nehmlich in einer Lethargie zu liegen, die ihren gänzlichen Untergang drohe, wann ihr Zerfall, und die Abnahm der Studirenden in eben der Progression, wie bißher fortgehe; der alte Zuschnitt des Plans der Vorlesungen paße für die heutige Zeiten gar nicht mehr; für jedes Hauptfach der Philosophie und Theologie seye 1. *Docent* nicht mehr hinreichend; das Vertrauen und das gute Vorurtheil der Studirenden für ihre Lehrer sey gering, und zu Erwekung des nöthigen Eifers und Fleises nicht hinlänglich; die Wenige, oder gezwungene Zuhörer, wie die *stipendiaten*, und die Ringfügigkeit der Honorarien benehme dem Lehrer Muth und Trieb zur Anstrengung in seinen Vorlesungen; – In der philosophischen *Facultaet* seyen verschiedene Fächer gar nicht, oder mangelhaft besetzt; die zur Bildung des Geschmacks nöthige Vorlesungen fehlen ganz etc.; Wann nun dem *Stipendio* geholfen werden wolle, so seye eine Verbesserung des Zustands der *Univers*: Tübingen, als Körper, von dem das *Stip*: nur ein Glied seye, unumgänglich nothwendig.“

Zu den ersten Ausführungen Georgiis (aber schon nicht mehr seinen Gedanken über den mißlichen Zustand der Universität zugeordnet) bemerkt der Herzog: „bey diesem *punct* sein S. h. D. ganz mit denen gedanken des Reg:rath und Cons:rath Georgij einig, so wenig in der Folge dessen anträge im ganzen genommen bey höchstdenenselben eingang gefunden.“

Als einziger äußert sich Georgii über „Allgemeine Grundsätze, nach welchen bey der *reformation* des *Stipendii* zu verfahren“ sei: „Die zweyerley Gesichtspuncte, nach welchen das *Stip*: nicht nur ein bloßes Ernährungs- und Unterhaltungs-Institut, sondern daß es auch ein Erziehungsinstitut zugleich seye, seyen als unzertrennlich nie außer Augen zu sezen. Eine totale Veränderung des *Stip*:, Gestattung völliger Freyheit, Aufhebung aller Geseze und Einschränkungen seye eben so wenig räthlich als ausführbar; Hingegen müsse man dem Geist des Zeitalters in Etwas nachgeben, das Institut mithin nach dem Bedürfniß der Zeit verbeßern, und im Ganzen trachten, die so glückliche aber ebenso schwer zu treffende Mittelstraße nicht zu verfehlen.“ Dazu am Rande Carl Eugen: „mit dem Reg:rath Georgii besonders was die so sehr zu wünschende aber gewis schwer zu findende mittel straß betrifft [;] *abstrahendo* von allzu viel Freyheit, andern nicht zu gedencken ist, soll andeß das *institut* in ordnung bestehen. Die neuen geseze müssen mit aller sorgfalt entworfen werden.“

In Einzelheiten der Lebens- und Studienordnung im Stift geht Georgii immer wieder von einer zugleich nüchtern-sachlichen und humanen Beurteilung der Gegebenheiten aus. So etwa hinsichtlich des Rauchverbots: „Das Tabakrauchen seye an sich nichts unmoralisches, nichts feuergefährliches, nichts unanständiges, so fern es in häußern geschieht: und nur in so fern verwerflich, als in einem hauß, wie das *stipendium*, die Gesellschaft dadurch incommodirt werde.“ Oder im Hinblick auf das „Verbott der Wirthshäuser“: „Es seye hart, 5. Jahre an einem Ort zu leben, und immerfort in eben den Zirkel, in eben das Gebäude *confinirt* zu seyn. Auf der andern Seite aber sey es gefährlich, wann man das bißherige Statuten-Verbott beybehalten und doch das Besuchen der Wirthshäuser *conviviren* wollte...“ Oder bei der Frage, wie man zu dem „*Vagiren* außer dem *Stipendio*“ stehe (– ein Punkt der Disziplinarordnung, der auch Hölderlin, nach Ausweis des Carentengatters<sup>53</sup>, mehr als einmal den Entzug von Tischwein eingetragen hat): „Die Verbindlichkeit, in allen Stunden des Tags, außer den *recreationen* und *Lectionen*, bey Strafe sich innerhalb des Closters aufhalten zu müssen, seye für den jezigen Freyheitssinn eine der grösten Beschwerden.“ Gemäß seiner Ausgangsposition votiert Georgii immer für eine sinnvolle Auflockerung der traditionellen Regelungen, steht aber damit stets mehr oder weniger in Opposition. Die Stellungnahmen des Herzogs sind von der Art: „Die geringste nachsicht in solchen Fällen ziehet zur consequenz, mithin wie bißhero zu verbietten...“ Oder: man müsse verfahren, „ohne auff das ausschweifende *votum* des Reg:rath *Georgii* im mindesten Rücksicht zu nehmen“.

Wir zitieren abschließend aus den Ausführungen Georgiis zum Vorlesungszwang: „*Votans* bemerkt zuerst, daß der *Lectionen*Zwang doppelt seye 1.) daß die Wahl der *Lectionen* nicht der Willkühr der *Stipendiaten* überlassen sey, und jedesmahl die ganze *promotion* einerley *Lectionen* zu besuchen habe, und 2.) daß man durch Strafe gezwungen werde, diese *Lectionen* zu besuchen. Ferner bemerkt *votans*, daß das Gutachten der *inspectoren* [das sind die dem Stift vorstehenden Professoren, die hier für eine Beibehaltung des *Lectionenzwangs* eintraten] in dieser Sache am wenigsten *relevire*, weil es gewissermaassen *in propria causa* seye; In der Hauptsache selbst führt derselbe gegen den Zwang folgende Gründe an: 1.) daß dieser Zwang einer *operation* des menschlichen Geistes, sich etwa bey Kindern und Knaben, aber nicht bey Jünglingen von 18.–23. Jahren rechtfertigen lasse. 2.) daß keine Macht die Aufmerksamkeit des körper-

lich Anwesenden, der nicht innern Trieb zum Lernen fühle, auf den Vortrag des *Docenten* zu richten im Stand sey. 3.) daß der Zwang dem *Privatstudio*, der Hauptsache für denkende Köpfe hinderlich seye... 7.) die Furcht vor der *Blosstellung* einiger Lehrer unbedeutend sey, indem es dem guten Lehrer an *Zuhörern* nie fehlen werde, und überdiß die *Zuhörer* nicht um des Lehrers willen, sondern diese um des *Zuhörers* wegen da seyen. ... *Votans* ist daher wider allen Zwang, hingegen würde er Jeden... mit demjenigen *Repetenten*, dessen Aufsicht er anvertraut ist, über die Wahl seiner Stunden zu Rath gehen lassen. Aller Zwang sodann, die selbst gewählte *Lectionen* zu besuchen müßte aufhören, und keine Strafe für die *Versäumniß* angesetzt werden...“

Das vorliegende Dokument, hier nur in einigen Auszügen nutzbar gemacht, vermag uns über andere Quellen hinaus Einsicht in die konkreten Auseinandersetzungen um die Stiftsreform zu vermitteln. Erst angesichts solcher Kenntnis gewinnt Hölderlins bekannte Mitteilung an seine Schwester<sup>54</sup> volle Prägnanz: „Die neueren Nachrichten lauten gar nicht gut. Georgi allein protestirte wider des Herzogs Einfälle, wurde aber überstimmt...“ In diesen Worten wie in dem ganzen Brief, dem sie zugehören, schwingt Hölderlins Erregung über die Fixierungen, die ein vorgeschriebener Bildungsgang ihm jahrelang zumutete.

<sup>53</sup> Es ist schade, daß Beck die Hölderlin betreffenden Eintragungen in diesen Straftabellen nicht zusammengefaßt veröffentlicht hat.

<sup>54</sup> Brief 49, zu datieren auf Februar/März 1792.

VON

ERICH HOCK

Der Reise, die Hölderlin im Sommer und Frühherbst 1796 als Begleiter Susette Gontards und in Gesellschaft von Wilhelm Heinse nach Hessen und Westfalen unternommen hat, habe ich vor zwei Jahrzehnten ein kleines Buch gewidmet<sup>1</sup>. Ich gebe hier einige Ergänzungen, die teilweise auf den unten<sup>2</sup> mitgeteilten Briefen von Caspar Heinrich von Sierstorpff, dem Besitzer des Bades Driburg, beruhen. Die Ausführungen beziehen sich in der Hauptsache auf die ersten drei Kapitel meiner früheren Schrift, die den Verlauf der Reise und den Aufenthalt in Kassel und Driburg schildern. Eine vertiefte Darstellung der Beziehung Hölderlins zu Heinse bleibt einer anderen Gelegenheit vorbehalten; ich beschränke mich hier darauf, die beiden Stellen über Heinse in Hölderlins Briefen genauer auszuliegen.

1

Was Hölderlin beim Antritt der Reise bewegte, ist in den Mitteilungen, die er dem Bruder und dem Freund am Tag des Aufbruchs zukommen ließ<sup>3</sup>, verschwiegen oder verhüllt. In den Wochen vor dem 1. Juni, an dem nach längerem Waffenstillstand die Kampfhandlungen wieder begannen, waren er und Susette sich ihrer Liebe gewiß geworden: undenkbar, daß die veränderte Lage sie trennen sollte. Daher mußte ihn der Gedanke bedrücken, die Mutter erwarte, daß er in dieser auch für die Seinen gefährlichen Zeit nach Hause zurückkehre. Vor drei Jahren hatte er ihr bei Erwägung seiner Reisepläne geschrieben: „Sollte der Krieg uns näher kommen, ... so ist natürlich, daß ich meine Familie nicht verlasse, und bleibe“

<sup>1</sup> 'Dort drüben in Westfalen'. Hölderlins Reise nach Bad Driburg mit Wilhelm Heinse und Diotima, Münster 1949.

<sup>2</sup> S. 281 ff. Die Briefe (Br.) werden mit der Nummer angeführt. Ebenso werden die Briefe von (B) und an Hölderlin (Ba) nur mit der Nummer und Zeilenzahl der Großen Stuttgarter Ausgabe (StA) Bd. 6 bzw. 7 bezeichnet. Die übrigen Stellen der StA sind in der Regel nur mit der (arabischen) Band- und Seitenzahl angegeben. Heinse wird zitiert nach der Ausgabe von Schüddekopf/Leitzmann (römische Bandzahl), Goethe nach der Weimarer Ausgabe (WA). In Titelangaben Hn = Hölderlin.

<sup>3</sup> B 122, 49 ff.; 123, 47 ff.

(B 63, 25 ff.). Jetzt empfiehlt er sie dem Schutz des Bruders, den er ermahnt, sich als Mann zu erweisen, und deutet an, daß ihm (als einzigem männlichen Begleiter der flüchtenden Frauen und Kinder) eine gleiche Aufgabe gestellt sei: „Wär' ich nicht auf diese Art pflichtmäßig nützlich, ich käme zu Euch“ (B 122, 61 f.). Was mehr als Pflicht ihn an Susettes Seite hielt, mußte unausgesprochen bleiben. Zugleich war er freudig erregt durch den Fortgang des Krieges und die politischen Aussichten, die sich damit eröffneten: „Es wird wichtige Auftritte geben“ (B 122, 56). Der Bruder, der von seinem „revolutionären Zustand“ (B 126, 46) wußte, würde verstehen, wie der kurze Satz gemeint war.

Die Frankfurter Bürgerschaft aber erfüllte die herannahende Armee Jourdans mit Angst und Schrecken. Die Stadt, die bei der Wendung des Kriegsglücks im vergangenen Jahr die laufenden Verhandlungen mit dem Direktorium in Paris unvermittelt abgebrochen und auch sonst den Unwillen der französischen Regierung erregt hatte<sup>4</sup>, mußte sich auf Schweres gefaßt machen. Nur für kurze Zeit hatte Erzherzog Karl die Franzosen durch ein siegreiches Treffen bei Wetzlar zum Rückzug zwingen können<sup>5</sup>. Als er sich dem in Süddeutschland einfallenden Moreau entgegenstellte, drang Jourdan wieder vor und trieb die von Karl zurückgelassenen Kräfte gegen den Main zurück. Am 9. Juli, an dem diese ihre Stellung bei Friedberg vergeblich zu behaupten suchten, waren die Befürchtungen in Frankfurt aufs höchste gestiegen. Nach dem Tagebuch des Handelsmanns Samuel Gottlieb Finger, das die Ereignisse sehr genau festhält, geriet alles „in die grösste Bestürzung, man flüchtete, man packte alles, was man konnte. Das Gedränge der Wagen, Kutschen u.s.w. hatte kein Ende und alles sah mit Furcht den Augenblick immer näher kommen, der uns der Gewalt unserer Feinde überlieferte.“ Gegen Abend kam zwar wieder etwas Hoffnung auf; man glaubte – irrtümlich – an einen Sieg der Kaiserlichen bei Friedberg. Doch am nächsten Tag konnte es keinen Zweifel mehr geben, „da die kaiserliche Armee nach allen Anzeigen und Berichten sich in volle Bewegung zur Retirade zu setzen anfang“<sup>6</sup>.

An diesem 10. Juli schickte auch Jacob Friedrich („Cobus“) Gontard seine Familie auf die Flucht<sup>7</sup>. Es ging wohl ähnlich überstürzt zu wie im

<sup>4</sup> I. Kracauer, Frankfurt am Main u. d. franz. Republik 1795–1797. In: Arch. f. Frankfurts Gesch. u. Kunst, III. F., 3. Bd., 1891, S. 152 ff.

<sup>5</sup> Aus dieser Situation ist der Brief der Frau Rat Goethe an ihren Sohn „am längsten tag 1796“ geschrieben.

<sup>6</sup> Auszüge aus S. G. Finger's Tagebüchern von 1795 bis 1818. In: Arch. f. Frankfurts Gesch. u. Kunst, N. F., 6. Bd., 1877, S. 192.

<sup>7</sup> Bei dem Datum des 10. Juni in Hölderlins beiden Briefen (B 122, 49; 123, 47) han-

Hause seines älteren Bruders Franz. „Es war alles so schnell gekommen, daß wir auf gut Glück nach Hanau fuhren, ohne dort Wohnung zu haben“, berichtet seine Tochter Marie Belli<sup>8</sup>. Der Theologe und Publizist Johann Ludwig Ewald, der in jenen Tagen in Frankfurt zu Besuch war und ebenfalls nach Hanau floh, schildert drastisch „den Wirrwarr, die panische Furcht“ und die „Kopfllosigkeit“, die das „übereilte Flüchten“ hervorrief<sup>9</sup>.

Die Gontardsche Reisegesellschaft war, wie Marie Belli berichtet<sup>10</sup>, recht zahlreich. Hölderlin spricht von der „ganzen Familie“, außer dem Hausherrn selbst (B 122, 54 ff.). Dieser blieb, wie zunächst auch sein Bruder Franz, in Frankfurt zurück. Mit Susette reisten ihre vier Kinder, der Hofmeister Hölderlin und die Gouvernante Marie Rätzer, aber auch ihre Schwiegermutter Susanna Maria geb. d'Orville und ihre Schwägerin Margarethe („Gredel“), die mit Susette gleichaltrige Schwester von Cobus, die als Unverheiratete mit ihrer verwitweten Mutter zusammenlebte<sup>11</sup>.

Daß Cobus seine Familie nach Hamburg schickte, der Heimat seiner Frau, lag nahe. Zwar lebten ihre Eltern nicht mehr; doch bestand ein herzliches Verhältnis zu ihrem Bruder Heinrich Borkenstein, der seit 1794 verheiratet war und gern und häufig als Gast nach Frankfurt kam<sup>12</sup>. Susette spricht mehrmals von ihrem „guten“ Bruder und – die Schwägerin

einbeziehend – ihren „guten Geschwistern“<sup>13</sup>. Trotzdem konnte die Aussicht auf ein längeres Verweilen in Hamburg für sie nichts Verlockendes haben. Hätte sie doch bei ihren Verwandten – die bei ihren Besuchen in Frankfurt stets „unterhalten sein“ und „viele leude“ bei sich sehen wollten<sup>14</sup> – nur den Lebensstil der „Frankfurter Gesellschaftsmenschen“<sup>15</sup> wiedergefunden, der ihrem Wesen so fremd war<sup>16</sup>. Begreiflich, daß die andersartige Atmosphäre Kassels sie ansprach und sie den Aufenthalt in dieser Zwischenstation länger ausdehnte, als vorgesehen war. Hölderlin berichtet darüber dem Bruder am 6. August<sup>17</sup>; er teilt zugleich mit, daß die Absicht, nach Hamburg zu fahren, ganz aufgegeben und ein neues, sehr andersartiges Reiseziel gewählt ist: das kleine westfälische Driburg. Der bescheidene, idyllische Badeort versprach eine Fortsetzung der glücklichen Wochen, die Susette und Hölderlin im Frühsommer vor dem Herannahen des Krieges in der Gontardschen Sommerwohnung auf der Pfingstweide vor den Toren Frankfurts verbracht hatten<sup>18</sup> und in denen ihnen „die seeligen Stunden“ ihrer „ersten ganz neuen Liebe“ (Ba 47, 13 f.) geschenkt worden waren.

Es gab freilich auch andere kleine Bäder in dem vom Krieg unberührten Gebiet. Warum fiel die Wahl gerade auf dieses? Driburg, in den neunziger Jahren im Aufblühen, begann damals bekannter zu werden. Schon 1791 hatte das verbreitete ‚Journal des Luxus und der Moden‘ in seinen regelmäßigen Bäderberichten einen ungezeichneten Artikel über Driburg gebracht, der die Vorzüge des ruhigen, ländlichen Bades pries<sup>19</sup>. Es handelt sich um einen Vorabdruck mehrerer Stellen aus der von dem Badearzt Joachim Dietrich Brandis verfaßten Beschreibung, die im folgenden Jahr als Buch erschien<sup>20</sup>. Brandis veröffentlichte auch wissenschaftliche Arbeiten; sie erregten die Aufmerksamkeit des Frankfurter Anatomen Samuel Thomas Sömmerring<sup>21</sup>, der mit der Familie Gontard nahe befreundet war. Denkbar wäre es demnach, daß Susette von ihm einen Hinweis auf Dri-

delt es sich, wie A. Beck im Kommentar zu B 122 überzeugend nachgewiesen hat, um ein Versehen. Schon Heribert Rau hat sich in seiner romanhaften Darstellung – offenbar aus seiner Kenntnis der geschichtlichen Umstände heraus – über das Datum der Nachschrift in B 122 (der ihm in Schwabs Ausgabe vorlag) hinweggesetzt und die Gontards am 11. Juli flüchten lassen (Hn. Leipzig 1862, Bd. 1, S. 296. 306).

<sup>8</sup> M. Belli-Gontard, Lebens-Erinnerungen, Frankfurt/M. 1872, S. 32 f.

<sup>9</sup> Fantasien auf der Reise, und bei der Flucht vor den Franken, von E. P. V. B. Hrsg. v. J. L. Ewald, Berlin 1797, S. 145. Der angebliche Herausgeber ist der Verfasser der Schrift (vgl. ADB 6, 445).

<sup>10</sup> AaO, S. 34; vgl. [Dies.:] Kurze Berichtigung einiger Irrthümer in Heribert Rau's culturhistorisch-biographischem Roman: ‚Hn‘. In: [Frankfurter] Didaskalia, Nr. 127 v. 8. Mai 1862, S. 3 f.

<sup>11</sup> Nach M. Belli-Gontard verfügte Cobus „zu jener Zeit“ noch nicht über Equipage (Kurze Berichtigung), wohl aber seine Mutter: „Im Winter war es eine sechssitzige Familienkutsche, im Sommer ein solcher Phaeton“ (Leb.-Er., S. 22). Die beiden Fahrzeuge hätten somit für die Reisegesellschaft – fünf Erwachsene und vier Kinder – gerade Platz geboten. Über die Fahrzeuge, die man auf den Fluchtstraßen sah, bemerkt Ewald: „Mit jedem Tag wurden die Karossen schlechter, altmodischer, geschmackloser, unbeholfener. Man sah ihnen deutlich an, daß sie in vielen Jahren nicht mehr gebraucht worden waren, und daß man nur bei einer allgemeinen Flucht an sie denken konnte“ (S. 153).

<sup>12</sup> A. Beck, Diotima und ihr Haus, I. Hälfte. In: HJb 9, 1955/56, passim.

<sup>13</sup> Ba 42, 168. 197; 44, 12.

<sup>14</sup> StA 6, 860, Z. 15 ff.

<sup>15</sup> B 127, 34 f.; vgl. B 156, 20 ff. u. Kommentar.

<sup>16</sup> Beck, S. 112. 145 ff. Über Susettens Abneigung gegenüber dem gesellschaftlichen Leben vgl. ebd., S. 112. 117. 122 sowie Ders., Diotima und ihr Haus, II. Hälfte. In: HJb 10, 1957, S. 32; ferner Ba 47, 11 f.; 49, 27 ff. (Hier spricht es Susette offen aus, daß sie „in dieser Rücksicht“ nicht mit den „Geschwistern“ zusammenstimmt.)

<sup>17</sup> B 125. Stellen aus diesem Brief werden im folgenden nicht einzeln nachgewiesen.

<sup>18</sup> Beck, HJb 9, S. 164 f.

<sup>19</sup> Aprilheft, S. 205 ff.

<sup>20</sup> J. D. Brandis, Anleitung zum Gebrauche des Driburger Bades und Brunnens nebst einer kurzen Beschreibung der dortigen Anlagen und Gegend, Münster 1792.

<sup>21</sup> Siehe unten S. 272.



burg, die Wirkungsstätte von Brandis<sup>22</sup>, erhalten hätte. Der entscheidende Anstoß, dieses Bad aufzusuchen, scheint jedoch von einer anderen Seite gekommen zu sein: von einer Frankfurterin, die – wie wir aus Sierstorpffs Briefen an seine Frau erfahren – gleichzeitig mit den Gontards die Stadt verlassen und ebenfalls den Weg nach Kassel eingeschlagen hat (Br. 2). Es ist Dorothea Elisabeth von Olenschlager, Gattin des Schöffen und Senators Johann Nikolaus von Olenschlager, den man, wie seinen berühmteren Vater, in ‚Dichtung und Wahrheit‘ erwähnt findet, da Goethe als Kind mit ihm auf der Liebhaberbühne des Olenschlagerschen Hauses Theater gespielt hat<sup>23</sup>. Frau von Olenschlager, die vermutlich schon 1793 zur Kur in Driburg gewesen war<sup>24</sup>, muß sich noch vor der unmittelbaren Bedrohung Frankfurts in dem Bade angesagt haben; denn Sierstorpff befürchtete zunächst, daß sie nun „wegen der Franzosen“ nicht kommen werde (Br. 1). Es ist leicht möglich, daß sie Susette auf der Flucht begegnet ist und ihr von dem anziehenden Bad im Westfälischen erzählt hat. Vermutlich überbrachte sie, als sie zwischen dem 15. und 18. Juli in Driburg eintraf, die Quartierbestellung für die Familie Gontard: der Brief Sierstorpffs, der Frau von Olenschlagers nun doch erfolgte Ankunft mitteilt, berichtet auch, daß man nebst anderen Fremden aus der Gegend von Frankfurt „auch Madame Gontard samt Kindern“ erwarte (Br. 2). Da der Brief am 18. Juli geschrieben ist, muß Susette den Entschluß, nach Driburg zu gehen, bereits auf der Fahrt oder doch gleich nach der Ankunft in Kassel<sup>25</sup> gefaßt haben.

Überraschenderweise aber meldet Sierstorpff am 30. Juli: „Die Gontards . . . sind noch in Cassel, und werden so, wie viele andere, wieder nach Frankfort zurück gehen, wo die Franzosen sich sehr gut betragen sollen“ (Br. 4). Hat Susette damals an eine baldige Rückkehr gedacht und eine Absage nach Driburg gerichtet? Oder hat Sierstorpff nur gerüchtweise, etwa durch andere aus Kassel kommende Gäste, von einer solchen Absicht gehört? Was er über das gute Betragen der Franzosen sagt, trifft in gewisser Hinsicht zu: Ausschreitungen, wie sie sonst von den Revolutions-truppen vielfach berichtet werden, ließ sich die Besatzung Frankfurts nicht zuschulden kommen<sup>26</sup>. Trotzdem lastete auf der Stadt ein harter Druck. Von „Odem holen unter Henckers hand“ spricht rückschauend Goethes Mutter. „Tagtäglich lebte man in Angst vor warten der Dinge die noch

kommen konten.“<sup>27</sup> So wurden, um die riesige Kontribution zu erpressen, in der Nacht vom 27. auf den 28. Juli acht Magistratsmitglieder verhaftet und auf eine französische Festung gebracht<sup>28</sup>. In der Nacht vom 6. auf 7. August erfolgte eine zweite Verhaftung von Angehörigen des Rates und diesmal auch der Bürgerschaft. Unter den Festgenommenen befanden sich „Schöff von Ohlenschlager“ und zwei Verwandte der Gontards<sup>29</sup>. Auch Franz oder Cobus hätte das gleiche Schicksal getroffen, wären sie zu dieser Zeit in Frankfurt gewesen; als eine der Geiseln nennt Fingers Tagebuch: „für H. Gontard sein Commis Kling“<sup>30</sup>. Susettens Nichte, die in ihren Erinnerungen auf diese Ereignisse zu sprechen kommt, berichtet, daß ihr Vater „nach glücklich bestandnem Bombardement“ seiner Familie nach Hanau nachgereist sei und fast alle Gontards zu diesem Zeitpunkt die Stadt verlassen hätten. „Der Bruder meines Vaters war allein zurückgeblieben, ging aber dann auch nach Hessen-Cassel, wohin sich seine Familie . . . geflüchtet“ hatte<sup>31</sup>. Cobus hat demnach die Seinen in Kassel aufgesucht. Sollte damit die Absage in Driburg in Zusammenhang stehen? Wollte Cobus seine Familie wieder mit nach Frankfurt nehmen, und verzichtete er dann darauf, vielleicht unter dem Eindruck der ersten Geiselfestnahme, oder weil Susette ihren Wunsch gegenüber seinem Vorhaben durchzusetzen wußte? Am 6. August war es jedenfalls, wie Hölderlins Brief zeigt, beschlossene Sache, nach Driburg zu fahren, und drei Tage darauf reiste man ab<sup>32</sup>. Daß Cobus seine Familie dorthin begleitet und sich damit für längere Zeit der Firma entzogen hätte, ist zwar nicht mit völliger Sicherheit auszuschließen, aber ganz unwahrscheinlich; man darf wohl annehmen, daß er, als Susette nach Driburg aufbrach, nach Frankfurt

<sup>27</sup> Brief an Goethe vom 17. Sept. 1796.

<sup>28</sup> Kracauer, S. 165; Finger, S. 195.

<sup>29</sup> Kracauer, S. 166 f.; Finger, S. 197; vgl. Br. 6. Unter den Geiseln waren Susettens Schwager Jacob Wilhelm Manskopf, verheiratet mit einer älteren Schwester von Cobus, und Daniel Brevillier (vgl. W. Schmidt-Scharff, Ein Beitrag zur Diotima-Forschung. In: Arch. f. Frankfurts Gesch. u. Kunst, 4. F., 5. Bd., 2. H., 1942, S. 112 ff.).

<sup>30</sup> S. 197. Gemeint ist der Firmeninhaber, Henry Gontard-du Bosc (vgl. StA 6, 773 f.); an seine Stelle wären, vor dem Kommiss, seine beiden Neffen und Teilhaber, Franz und Cobus, getreten.

<sup>31</sup> Leb.-Er., S. 34. Die Angabe in der ‚Kurzen Berichtigung‘ – „Dieser [Cobus] blieb hier“ – muß damit nicht in Widerspruch stehen. Nach Raus Erzählung wäre Cobus am 11. Juli mit seiner Familie nach Kassel geflüchtet, wäre aber bald darauf nach Frankfurt zurückgekehrt, um durch seine Verbindungen die Kontribution abzuwenden (Bd. 1, S. 296. 306; Bd. 2, S. 3 ff.). Dieser Darstellung gegenüber konnte die ‚Berichtigung‘ mit Recht darauf verweisen, daß Cobus (zunächst) in Frankfurt blieb.

<sup>32</sup> Nach dem Tagebuch Heinses (VII, 334), der nach Hölderlins Angabe mit ihnen „reiste und blieb“ (B 126, 11).

<sup>22</sup> Auf dem Titelblatt seiner Schrift über die Lebenskraft ist der Verfasser als Brunnenarzt in Driburg bezeichnet.

<sup>23</sup> WA I, 26/1, 170. 249.

<sup>24</sup> Siehe Anm. 142.

<sup>25</sup> Nach Hölderlins Angabe (B 125, 32) muß sie auf den 13., spätestens den 14. Juli fallen.

<sup>26</sup> Kracauer, S. 160.

zurückfuhr<sup>33</sup>. Um diese Zeit muß auch Franz mit seiner Familie aus Hanau zurückgekehrt, mit einer Gefahr also nicht mehr gerechnet worden sein<sup>34</sup>. Offen bleibt die Frage, ob Susettens Schwiegermutter und Schwägerin mit nach Driburg oder mit Cobus zurück nach Frankfurt gingen<sup>35</sup>.

2

Aus Kassel schreibt Hölderlin dem Bruder, er lebe „sehr glücklich hier“. Zu diesem Glück gehört das besondere Fluidum dieser Stadt, wie der Brief es spürbar werden läßt. Nicht so sehr ihr Charakter als fürstliche Residenz ist damit gemeint, sondern der innige Einklang von Natur und Kunst, der hier überall waltet. Dies gilt nicht nur von den vielbewundernten Parkanlagen – die eine am Berghang, die andere in der Flußniederung –, die auch Hölderlin gebührend hervorhebt. Die Stadt selbst, über den mittelalterlichen Kern hinaus großzügig erweitert, vom Tal in die Höhe strebend, gekrönt von der hugenottischen Oberneustadt mit ihrer „schlicht geschmückten, in feinsten Proportionen ersonnenen, mit sicherem städtebaulichem Ganzheitsgefühl hingestellten Architektur“<sup>36</sup>, gewinnt ihren höchsten Reiz in der Begegnung mit der anmutigen Landschaft<sup>37</sup>. In

<sup>33</sup> Auf keinen Fall könnte Cobus die ganze Reise mitgemacht haben, da er sich bei Susettens Rückkehr nach Frankfurt geschäftshalber in Nürnberg aufhielt (Schmidt-Scharff, S. 111 ff.; vgl. StA 6, 809). Daß Sierstorpf zweimal (Br. 6 u. 7) von der „Familie“ Gontard in Driburg spricht, muß nichts für die Anwesenheit von Cobus besagen; der Ausdruck kann sehr gut auch von Susette und ihren Kindern samt Hofmeister und Erzieherin gebraucht sein.

<sup>34</sup> Belli-Gontard, *Leb.-Er.*, S. 34. Auch Sophie La Roche kehrte noch vor Mitte August aus ihrem „Schutzort“ Hanau nach Offenbach zurück (K. Kampf, *Sophie Laroche. Ihre Briefe an die Gräfin Elise zu Solms-Laubach. 1787–1807. Offenbach 1965, S. 67 f.*).

<sup>35</sup> Letzteres ist das wahrscheinlichere. Jedenfalls war die erste Anmeldung in Driburg offenbar nur für Susette und ihre Kinder erfolgt (Br. 1; daß Sierstorpf die Erzieher nicht eigens nannte, versteht sich).

<sup>36</sup> H. Vogel im Ausstellungskatalog ‚Alt-Kassel‘, Kassel 1947, S. 4.

<sup>37</sup> „Denn das war das einzig Schöne an dieser Stadt, daß sie sich gegen die Landschaft hin öffnete, und daß man sich dem natürlichen Verlauf der Hügel nach, immer mit dem Ausblick auf Fuldatal und Habichtswald ... in freier Fühlung mit der Weite, nach der natürlichen Form der Berge bewegen konnte“ (W. Pinder, *Ges. Aufsätze*, Leipzig 1938, S. 194). Vgl. K. Kaltwasser in: P. Heidelbach, *Kassel. Ein Jahrtausend hessischer Stadtkultur, Kassel und Basel 1957, S. 7 f.*; dort auch zahlreiche Ansichten Kassels von Künstlern des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Sicherlich hat Hölderlin auch die schöne Umgebung der Stadt näher kennengelernt. Heinses Tagebuch spricht von „reizenden“ Spaziergängen in das Fuldatal „bey Freyenhagen und ... bey Spickartshausen“ (VII, 336). Für eine (nach X, 324) vermutete Fahrt mit Heinse nach Hann. Münden (A. Beck /

Susettens Gedächtnis lebte Kassel weiter als ein Ort inniger Gemeinschaft des Erlebens – „unser liebes Cassel“, schreibt sie an Hölderlin (Ba 50, 22)–; zu dem gemeinsamen Erinnerungsbesitz gehörte auch jene eigentümliche Schönheit der Kasseler Szenerie, der „lieben Gegenden“, die wieder zu erblicken ihr drei Jahre später – nach der schmerzlichen Trennung von dem Geliebten – eine wehmütige Freude bereitet (Ba 45, 136 ff.).

Das Kunstelement durchdrang auch den geselligen Kreis, in dem man sich bewegte: im Verkehr mit den Künstlern der Kasseler Akademie – „brave Künstler“, aber gewiß wohlthuend sich unterscheidend von der „Steifigkeit, und Geist- und Herzensarmuth“ (B 127, 35 f.) der großbürgerlichen Frankfurter Gesellschaft – und im nahen Umgang mit dem kunstsinigen Verfasser des ‚Ardinghello‘ und neuerdings der ‚Hildegard von Hohenthal‘<sup>38</sup>. Dazu das kunstverwandte Naturell der Frauen: „... mich umglänzten ein paar holde reizende weibliche Wesen – die blühende Schweizerin [Marie Rätzer<sup>39</sup>, von der „die Mahlerzunft zu Kassel ... ganz ... bezaubert“ war], und Dame Gondard in dem reinen schönen Tizianischen Teint“ (X, 324). Diese briefliche Bemerkung Heinses – so charakteristisch Heinsisch sie ist – läßt das heiter gelöste, gesteigerte Leben erahnen, das die freundschaftlich verbundenen Menschen hier umfing, – gesteigert nicht zuletzt auch durch die Begegnung mit der Welt der bildenden Künste: Werke von solchem Rang wie in den Kasseler Sammlungen hatte – außer Heinse – bisher keines von ihnen gesehen.

Wenn die Bilder der Galerie und die Statuen des Museums<sup>40</sup> Hölderlin „wahrhaft glückliche Tage“ machten, so mögen Heinses Ciceronendienste

P. Raabe, *Hn. Eine Chronik, Frankfurt/M. 1970, S. 44*) gibt es jedoch keinen Hinweis; Heinse war dort auf seiner allein unternommenen Reise nach Göttingen im Oktober (VII, 338). Ein vom August 1797 datierter Beitrag im ‚Journal des Luxus und der Moden‘ nennt die üblichen Ausflüge von Kassel aus: „... nach dem Elysischen Weißensteine [der späteren Wilhelmshöhe], ... auf die schöne Bergkette des Habichts-Waldes, ... in das romantische Dorf Spickartshausen, dem Fluß entlang, ... auf den Miniatur-Alpenberg, Meißner“ (Bd. 13, 1798, S. 188).

<sup>38</sup> Die drei Teile erschienen im Oktober 1795 und im Januar und Sommer 1796 (VI, 450 f.). Heinse hat wohl jeden Band sofort nach Erhalt der Belegexemplare Susette Gontard überreicht oder zugeschickt, Band 2 im Mai 1796 (X, 288. 303. 305).

<sup>39</sup> Daß sie gemeint ist, hat A. Beck nachgewiesen, der ein lebensvolles Bild von ihr gezeichnet hat (HJb 9, S. 153 ff.; vgl. StA 6, 802 ff.).

<sup>40</sup> Der Ausdruck „einige Statuen“ ist wohl nicht so zu verstehen, daß der Briefschreiber „einige“ von den acht Statuen – die in einer der Galerien des Museum Fridericianum zwischen den Säulen standen (vgl. Anm. 50) – besonders hervorheben möchte; er will wohl vielmehr berichten, daß sich im Museum, unter vielem anderen, „einige Statuen“ befinden – eben jene bekannten acht –, deren Eindruck er neben den der „Gemäldegalerie“ stellt.

ihr Teil daran haben. Die Vermutung wird gestützt durch die Eintragung der Namen „Mad. Gontard. Dem. Rezer. M. Hoelderlin aus Frankfurt“ und „Heinse. Professor aus Mainz“ im Besucherbuch der Galerie<sup>41</sup>. Der hier bezeugte Besuch am 27. Juli<sup>42</sup> – bereits zwei Tage nach Heinses Ankunft in Kassel (VII, 334) – muß nicht der einzige gewesen sein. Die Galerie<sup>43</sup>, in der man damals auch die in der napoleonischen Zeit verschleppten wertvollen Stücke noch sehen konnte, verdankt ihren Ruhm dem kostbaren Schatz niederländischer Meister, enthält aber auch bedeutende Werke der italienischen Malerei. Es ist müßig, zu überlegen, worauf Heinse die Aufmerksamkeit der Begleiter vorzüglich gelenkt haben wird. Hat sich die alte Liebe zu Rubens, der er auch in Italien nicht abgeschworen hatte<sup>44</sup>, neu entzündet, vielleicht an der schönen Flucht nach Ägypten, die nachmals Jacob Burckhardt so sehr bewundert hat<sup>45</sup>? Regte ihn die kleinformatige Kopie von Paolo Veroneses ‚Familie des Darius‘<sup>46</sup> an, das Original zu rühmen, das im ‚Ardinghello‘ beschrieben ist: „Man kann dieß wohl das prächtigste und zauberischste Gemälde nennen, was Farben betrifft; mit jedem Blicke quillt neuer Genuß daraus fürs Auge“ (IV, 17)? Sicher geht man nicht fehl, wenn man vermutet, daß er vor den vier großen ‚Tages-

<sup>41</sup> Besucherbuch, S. 163; vgl. H. Vogel, Die Besucherbücher der Kasseler Museen aus der Goethezeit. Sonderdr. aus d. Zeitschr. d. Vereins f. hess. Gesch. u. Landeskunde, Bd. 67, 1956, S. 8 (mit Faksimile auf Taf. 1) u. Beck, HJb 9, S. 153. Als „Professor“ wird Heinse auch auf dem Stich von Geyser bezeichnet (vgl. A. Schurig: Der junge Heinse. München u. Leipzig 1910, S. 19 f.) sowie in den von Sömmerring gesammelten Lebenszeugnissen (Arch. f. Literaturgesch., Bd. 10, 1880, S. 377 f.).

<sup>42</sup> Daß der Besuch gemeinsam am 27. Juli stattfand, ist durch die Eintragung allerdings nicht völlig zweifelsfrei belegt. Die drei aufeinanderfolgenden Eintragungen von Hölderlins Hand sind undatiert; zwischen sie und Heinses eigenhändigen datierten Eintrag hat sich – wohl zufällig – der eines anderen Besuchers eingeschoben. Der Hölderlinschen Eintragung unmittelbar voraus geht ein datierter Eintrag vom 20. Juli. Es wäre somit möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich, daß Hölderlin und die beiden Damen die Galerie in der Zeit vom 20. bis 26. Juli ohne Begleitung Heinses besucht hätten. (Die Angabe bei Beck/Raabe, S. 375, daß Heinses Name im Besucherbuch fehle, ist irrig.) Eine ähnliche Einzeichnung im Besucherbuch des Museum Fridericianum (Hess. Landesbibl. Kassel, Sign. 2<sup>o</sup> Mss. Hass. 471) sucht man vergebens. Das Buch muß aber, wie aus den Eintragungen hervorgeht, zu der in Frage kommenden Zeit aufgelegt haben. Auch von C. H. v. Sierstorff, der beide Sammlungen besucht hat, findet sich eine Einzeichnung nur im Buch der Galerie (vgl. Anm. 155).

<sup>43</sup> Ihr Bestand im Jahre 1796 ist weitgehend zu ersehen aus dem Katalog der Staatl. Gemäldegalerie zu Kassel. Neubearbeitet v. H. Vogel, Kassel 1958.

<sup>44</sup> O. Bock v. Wülffingen, Rubens in der deutschen Kunstbetrachtung. Berlin 1947, S. 50 f.

<sup>45</sup> Erinnerungen aus Rubens, 3. Aufl., Basel 1918, S. 147 f.

<sup>46</sup> Vogel, Katalog, S. 168.

zeiten‘ von Claude Lorrain (jetzt in der Eremitage in Leningrad) mit besonderer Neigung verweilte. Der ‚Morgen‘, der „jene unvergleichliche silberne Klarheit“ zeigt, „die Claude wie kein anderer hervorbringen konnte“ und die das Auge „immer stärker in die lichten Tiefen des Grundes mit Land, Wasser und Wolken“ lockt<sup>47</sup>, mochte ihn an ein ähnliches Bild erinnern, das ihn einst im Palazzo Doria in Rom entzückt hatte. Die Tagebuchnotizen darüber, die – nicht ohne einigen Verlust an ursprünglicher Frische – in den Anfang des zweiten Teils der ‚Hildegard‘ eingearbeitet sind (V, 169), halten den lebhaften Eindruck fest: „Morgen von Klaude.“ „... ein Stück See mit prächtigem Baum, Schlößern an beyden Ufern, fernem Berg in der See. Wellenschlag, Morgenduft und hell strahlend Licht meisterlich.“ „Das Dunkel linker Hand, mit der kleinen Erdzunge in die See hinein, dem Thürmchen und Bäumchen thut trefflich wohl, samt dem Schlagschatten übers Wasser, und erhebt den fernen Glanz. Der hohe Baum rechter Hand im Vorder Grunde ist von entzückender Schönheit, samt den lichten Reflexen von dem Gebäude an dem Wasser. Die Luft mit dem blauem Glanz und Duft vom Aufgang, die weichenden Wolken und das Dunkelblau herüber göttlich.“<sup>48</sup> Worte, wie sie hier und in anderen Gemäldebeschreibungen Heinses erklingen, lassen im Sinnenglück des Auges und im Durchfühlen des dargestellten Natur- und Menschendaseins das Kunstwerk als Teil und Verdichtung des unendlichen Lebens der Welt erfahren. Von solcher Art mag gewesen sein, was Hölderlin beim Betrachten der Kasseler Bilder aus Heinses Mund vernahm. Dabei hätte die Annahme manches für sich, daß auch Hölderlin von den Landschaften Claudes besonders innig bewegt wurde, daß er vielleicht gerade vor ihnen die Übereinstimmung mit dem verehrten älteren Dichter sehr lebendig gefühlt hat. Die Landschaften des ‚Hyperion‘ hat man mit denen Claude Lorrains und ihrer „seelischen Mächtigkeit“ verglichen<sup>49</sup>; ihre Verwandtschaft mit denen des ‚Ardinghello‘ ist ebenso offensichtlich.

<sup>47</sup> W. Friedländer, Claude Lorrain, Berlin 1921, S. 95.

<sup>48</sup> VIII/1, 367. 372. Welches Gemälde Heinse meint, kann ich nicht angeben. Es gehört nicht zu den fünf Bildern von Claude, die sich seit dem 18. Jahrhundert in der Galerie befinden und die Heinse ebenfalls erwähnt (vgl. S. Tonci, Descrizione ragionata della Galleria Doria, Roma 1794; M. Röthlisberger, Claude Lorrain. The Paintings, New Haven 1961). Auch mit dem Bildband von Röthlisberger läßt es sich nicht identifizieren. Es handelt sich vielleicht um eines der vier Bilder, die Tonci als „di Scuola di Claudio“ oder „Copia di Claudio“ anführt; doch findet sich heute in der Galerie kein Bild, auf das Heinses Beschreibung zuträfe (freundliche Mitteilung von Frau Steffi Röttgen, Rom).

<sup>49</sup> R. Guardini, Form und Sinn der Landschaft in den Dichtungen Hns., Tübingen und Stuttgart 1946, S. 19 f.

Die Kasseler Statuen<sup>50</sup> – die ersten bedeutenden antiken Originale, die Hölderlin sah – stammen aus verschiedenen Zeiten und sind von unterschiedlichem Wert. Heinses Interesse werden Werke erregt haben, die seiner vitalistischen, das Kunstwerk auf sein eigenes Daseinsgefühl beziehenden Betrachtungsweise entgegenkamen, wie der ausruhende Apollo, der auf ein Original aus dem Kunstkreis des Praxiteles zurückgeht, oder der Torso eines Athleten – später als eine Replik des polykletischen Doryphoros erkannt –, dessen hohen Kunstwert Ludwig Völkel in seiner Beschreibung hervorhebt. (Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß dieser, der Oberaufseher der Antikensammlung, dessen zuvorkommende Gefälligkeit gegenüber Fremden gerühmt wird<sup>51</sup>, auch Heinse und seine Begleitung selbst durch das Museum geführt hat.) Als die „vorzüglichste“ unter den Statuen des Museums nennt Völkel die Pallas – eine Kopie der Athena Lemnia –, „ein Meisterwerk vom ersten Rang“. Das Lob galt indessen „nur dem Rumpfe, dessen würdevoller Stellung, der einfachen, im großen und edeln Stil gedachten Bekleidung, und der kunstreichen Behandlung des Marmors“. Die Nichtzugehörigkeit des Kopfes, den die Athena damals trug – eine Wiederholung des Kopfes der Athena Giustiniana –, hat Völkel wohl schon früh erkannt. Wieviel mehr noch, meint er in seiner späteren Abhandlung, würden wir das Talent des ausgezeichneten Meisters „in dem Kopfe... bewundern, und welchen Eindruck würde die Statue machen, wenn sie... so unversehrt noch vor uns stünde, wie sie aus den Händen des Künstlers kam“! Hätte Völkel das echte Haupt gekannt, wäre er wohl äußerst befremdet gewesen. Dafür spricht sein Mangel an Verständnis für die zweite Apollostatue des Museums, die heute als dessen kostbarster Besitz gilt. Dieser sogenannte Kasseler Apollo wird jetzt, wie die Athena Lemnia, auf eine Schöpfung des Phidias zurückgeführt<sup>52</sup>. Eine Zeit freilich, die die vollkommenste Erscheinung des griechischen Götterbildes im Apoll vom Belvedere sah, konnte von der Geistigkeit, die den Gestaltungen der hohen Klassik eignet, nicht angesprochen werden. Dies gilt auch für Heinse, wenn auch seine Bewunderung des vatikanischen Apoll durch manche Bedenken eingeschränkt war<sup>53</sup>. Immer wieder war er

<sup>50</sup> Vgl. L. Voelkel, Die antiken Sculpturen im Museum zu Cassel. In: Zeitschr. f. Gesch. u. Auslegung der alten Kunst, 1. Bd., Göttingen 1818, S. 151 ff.; M. Bieber, Die antiken Skulpturen u. Bronzen des Kgl. Museum Frid. in Cassel, Marburg 1915.

<sup>51</sup> [D. Ph. Apell] Cassel und die umliegende Gegend, Zwote Aufl., Cassel 1797, S. 141.

<sup>52</sup> L. Curtius, Antike Kunst, Bd. 2, Berlin-Neubabelsberg 1938, S. 323; E. Buschor, Phidias der Mensch, München 1948, S. 15 ff.

<sup>53</sup> VIII/1, 280 f. 289 f. 310 f.; IV, 257 ff. Vgl. H. Koch, W. Heinses Antikenbeschi-

in Rom zu ihm zurückgekehrt<sup>54</sup> und hatte sich bemüht, den „Ausdruck“ des göttlichen Antlitzes zu umschreiben, das dem modernen Betrachter – neben den „stillen Räumen des Gesichts“ der Kasseler Statue – „wie von zitternder Nervosität erfüllt“ zu sein scheint<sup>55</sup>. Eben in jener Stille aber konnte Völkel – und nicht viel anders wird im Grunde Heinse empfunden haben – nur eine Regelmäßigkeit „ohne Würde und Ausdruck“ erblicken, so wie er in der Körpergestalt nur die Sprache der „älteren, vom Steifen noch nicht freyen Kunst“ vernahm. Doch ist die Frage erlaubt, ob Hölderlins Gefühl – was immer die Kenner sagen mochten – nicht ergriffen war von der „Inkarnation des Lichts und des Reinen“ in der „schmalwangigen asketischen“ Gestalt und von dem Zauber, mit dem sich die Strenge und Hoheit der göttlichen Erscheinung „mit dem Inbegriff knabenhafter Anmut und Lockenfülle“ paart<sup>56</sup>. Als zehn Jahre später die junge Bettine Galerie und Museum in Kassel besuchte<sup>57</sup>, war sie – die nach eigenem Geständnis von Bildern (und von Plastik) „gar nichts“ verstand – im Innersten berührt von dem „Leben“ und der Leben weckenden Macht der Kunstwerke, die sie sah. Sie stellt sich vor – in einem das Gemeinte nur mühsam artikulierenden Brief an Arnim –, „daß die göttlichen Kräfte, die manchmal im menschlichen Leben erscheinen, wie Liebe, selger Enthusiasmus, Hoffnung und Dichtung, ... all von diesen Steinen ausging“, und daß so die Kunst „erweckt und giebt, was der Liebe werth ist“. „Ein lebendes Gesicht mit vollkommen edlen Zügen macht in der Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit seiner Gebärden lange nicht so tiefen Eindruck auf mich wie der Apoll, den ich in Cassel sahe<sup>58</sup>, und wenn die Göttlichkeit, die in einem solchen Kunstwerk liegt, ins Leben der Menschen geräth, daß sie sich ausdrückt, darstellt wie ein Blitz, der die Welt erleuchtet und verblendet, so muß man lieben.“ War es Ähnliches, was Hölderlin empfand? Besteht hier zwischen beiden ein Gleichklang des Empfindens, wie er in der Begegnung mit einem bestimmten Menschen – Hölderlins Zögling Henry – bezeugt ist<sup>59</sup>? Eine Antwort kann nicht gegeben werden. Zweifellos aber

bungen. In: Deutschland – Italien. Festschr. f. W. Waetzold, Berlin 1941, S. 250 ff.; H. Zeller, W. Heinses Italienreise. In: DVJs 42, 1968, S. 35.

<sup>54</sup> VIII/1, 280 f. 287 f. 310 f. 330 f. 518.

<sup>55</sup> Curtius, S. 426; vgl. auch die Interpretation der Körpergestalt, S. 274 f.

<sup>56</sup> Curtius, S. 320; Buschor, S. 16 f.

<sup>57</sup> R. Steig, A. v. Arnim u. B. Brentano, Stuttgart und Berlin 1913, S. 28 f.

<sup>58</sup> Man möchte nach dem Kontext annehmen, daß Bettine das „stille“ Gesicht des „Kasseler“ Apollo vor Augen hatte, nicht das „sehr liebliche“ (Völkel, S. 170) oder – nach späterem Urteil – „leere und unbestimmte“ (Bieber, S. 29) des Kopfes, mit dem die andere Apollostatue der Sammlung damals (falsch) ergänzt war (Bieber, S. 19).

<sup>59</sup> Hölderlin spricht von der „reinen freien Umbefangtheit“ Henrys (B 115, 39 f.);

war die Beglückung, die dem Dichter durch die Statuen im Museum Fridericianum zuteil wurde, eine Erfahrung anderer Art als sechs Jahre danach die Betroffenheit durch den „Anblick der Antiquen“ in Paris<sup>60</sup>. In diesem „letzten großen geistigen Erlebnis vor der Umnachtung“<sup>61</sup> erweckte ihm die antike Plastik ein gänzlich neues „eigentliches Interesse“: sie als „Zeichen“ zu „studiren“ (so wie er schreibt, daß er „in eben dieser Ansicht“ die „heimathliche Natur . . . studire“), versprach Einblicke zu eröffnen in letzte, das Wesen des Vaterländischen und die Aufgabe des Dichters umgreifende und so ihn selbst aufs unmittelbarste betreffende Zusammenhänge.

Zu der Hochstimmung, die Hölderlin in Kassel erfüllte, gehört auch das innere Frohlocken über die glückliche Entwicklung der kriegerischen Ereignisse: das ungehemmte Vordringen der republikanischen Armeen unter Jourdan und Moreau am Main und in Süddeutschland und die strahlenden Siege des „Jünglings“ Buonaparte<sup>62</sup> in Italien. Nur die Sorge um die Seinigen lastete auf ihm<sup>63</sup>. Was in der Zeitung zu lesen war, die er in seinem Brief erwähnt, konnte ihn in seinen ausgreifenden Hoffnungen auf eine völlige Umgestaltung der deutschen Verhältnisse nur bestärken<sup>64</sup>. Ihren dichterischen Ausdruck findet diese politische Erwartung in dem Gedichtfragment ‚O Schlacht fürs Vaterland‘ (1, 605 f.), das im Sommer dieses Jahres – vor dem überraschenden Umschwung im Kriegsverlauf Ende August – entstanden sein dürfte. Diese Verse und die Briefstelle, in der das gegenwärtige Geschehen mit dem griechischen Freiheitskampf gegen die Perser verglichen wird, sind vom gleichen Pathos geprägt: die Bilder des „unerbittlichen Donnerwetters“ und des „blutenden Morgenroths“

deuten und feiern den „rasenden Krieg“ (B 130, 72) als reinigende, räuhende Gewalt und Anbruch eines neuen Geschichtstages. Was bedeuteten gegenüber diesem „so ungeheuern Schauspiel“ die kleinen „Schauspiele“ höfischer Festlichkeiten, wie sie die hessische Hauptstadt aus bestimmtem Anlaß damals bot! Der ironische Unterton, mit dem Hölderlin von dem Besuch des preußischen Königs spricht, ist unverkennbar.

Über die Veranstaltungen, deren Augenzeuge Hölderlin war, unterrichtet ein langer, erzählfreudiger Brief Sierstorppfs (Br. 5), der eigens von Driburg herübergeritten war, um dem Fest beizuwohnen. Auch er, der revolutionärer Neigungen nicht verdächtig ist, konnte sich einiger sarkastischer Bemerkungen gegen den Landesherrn nicht enthalten. Daß der „hiesige Landgraf“ in besonderem Maß dem Bild jener falschen „Väter“ entsprach, gegen die sich der Zorn des angeführten Gedichtes richtet, ist Hölderlin ohne Zweifel bewußt gewesen. War doch Wilhelm IX. – der bereits 1792 in einem Aufruf Custines als ein „Ungeheuer“ bezeichnet wird, auf dem „schon längst der Fluch der deutschen Nation“ ruhe<sup>65</sup> – als Verschacherer seiner Landeskinder<sup>66</sup> und Erbauer einer „neuen hessischen Bastille“<sup>67</sup> ein bevorzugtes Angriffsziel der radikalen deutschen Publizistik. Der literarische Feldzug gegen ihn – gipfelnd in einer scharfen Satire von Görres im ‚Rothen Blatt‘ 1798<sup>68</sup> – ist in den Journalen Rebmanns schon 1796 in vollem Gange<sup>69</sup>. Die alte Sophie La Roche war allerdings anderer Meinung. „Le landgraf aime l'ordre“, schreibt sie im gleichen Jahr, weshalb es gut sei, ihren Enkel Clemens auf die hessische Universität Marburg zu schicken<sup>70</sup>, um ihn, „der voll Talenten und ebenso voll Starrsinn ist“, „in die Richte [zu] bringen“<sup>71</sup>. Der Plan wurde nicht ausgeführt; aber Brentano hat bald darauf in dem in Kassel spielenden Teil des ‚Godwi‘

nach dem Weggang aus dem Gontardschen Haus denkt er voll „Wehmuth an diesen vortreflichen Knaben“, besorgt, daß seine „wahrhaft edle Natur“ durch die Frankfurter Umwelt entstellt werde. (B 204, 91 ff.; vgl. 165, 109 ff.) Wenige Jahre später nennt die zwanzigjährige Bettine den Achtzehnjährigen einen „Jüngling wie ein Kind“. Sie freut sich an seiner „Unschuld“: „Er ist nicht geistreich, nicht ausgezeichnet, nicht schön, aber seine Natur wendet sich so zum Edlen hin und zieht alles, was ihn erkennt, so mit, daß man werden muß wie er.“ (W. Schellberg/F. Fuchs, Die Andacht zum Menschenbild, Jena 1942, S. 33)

<sup>60</sup> Zum Folgenden: B 240, 16 ff. 37 ff.; 244, 17 f.

<sup>61</sup> A. Beck, Zu Hns Rückkehr von Bordeaux. In: HJb 4, 1950, S. 87. Dazu zuletzt B. Böschstein, Windkelmann, Goethe u. Hn als Deuter antiker Plastik. In: HJb 15, 1967/68, S. 172 ff.

<sup>62</sup> 1, 239. Das Erstaunen der Zeit spiegelt sich auch in einem Brief Heinses an Sömmerring vom 20. Juni 1796 (X, 316).

<sup>63</sup> B 122, 56 ff.; 125, 7 ff.; 130, 70 ff.

<sup>64</sup> Vgl. meinen Nachweis in: HJb 15, 1967/68, S. 255 ff.

<sup>65</sup> J. Hansen, Quellen z. Gesch. d. Rheinlandes im Zeitalter d. franz. Revolution 1780–1801. Bd. 2, Bonn 1933, S. 527; Ph. Losch, Kurfürst Wilhelm I., Marburg 1923, S. 199 f. Die Verbreitung des Aufrufs wird bezeugt durch eine Bemerkung Sophie La Roches über Custines „tolles Manifest gegen den Landgrafen von Kassel“ im März 1793 (Kampf, S. 45).

<sup>66</sup> Hansen, aaO; Görres (s. Anm. 68); H. Voegt, Die deutsche jakobinische Literatur 1789–1800, Berlin 1955, S. 105. 193. 198 f.; H. Scheel, Jakobinische Flugschriften aus dem deutschen Süden Ende des 18. Jhdts., Berlin 1965, S. 105.

<sup>67</sup> Es handelt sich um das als „Kastell“ zu einem Staatsgefängnis umgebaute „Alte Jägerhaus“. Vgl. Losch, S. 230 (vgl. S. 178); Heidelbach, S. 209 (Abb. Taf. 9 b); Voegt, S. 42 f., 158 f. (Abb. n. S. 64).

<sup>68</sup> J. Görres, Ges. Schriften, Bd. 1, Köln 1928, S. 112.

<sup>69</sup> Voegt, S. 158. 193.

<sup>70</sup> W. Schellberg/F. Fuchs, Das unsterbliche Leben, Jena 1939, S. 59.

<sup>71</sup> Kampf, S. 74.

eben diese „Ordnung“ mit beißendem Hohn überschüttet<sup>72</sup> (übrigens auch den „großen Lärm, weil der König hierher kömmt“, spöttisch glossiert<sup>73</sup>). Kritische Betrachtungen, wie sie seinen satirischen Ausfällen zugrunde liegen, haben sich gewiß auch Hölderlin aufgedrängt; das Elend und die Erniedrigung der Menschen unter dem absolutistischen Regime traten gerade hier drastisch zutage: in dem krassen Gegensatz zwischen der höfischen Pracht und der bitteren Armut der Landeskinder, der so vielen Besuchern Kassels – auch Heinse und Sierstorpff – aufgefallen ist<sup>74</sup>; in der Abrichtung der Soldaten zu dem maschinenmäßigen Drill der militärischen Paraden, die mit „zettermäßigem“ Geschrei selbst anzuführen ein Hauptvergnügen des Landgrafen war<sup>75</sup>.

Dies der zeitgeschichtliche Hintergrund der zwei knappen Sätze in Hölderlins Brief. Zwischen der Empörung des Schlachtgesangs und der leicht spöttischen Gelassenheit dieser Briefstelle besteht kaum ein Widerspruch: jene gilt der Einrichtung des Fürstentums, diese dem einzelnen Vertreter. So scheint man damals in revolutionär gesinnten Zirkeln weithin empfunden zu haben. Ewald berichtet erschreckt über den „politischen Fanatismus“, den er auf seiner Reise angetroffen hat, und schreibt: „Ich hörte gegen Regenten reden – nicht gegen Individuen, sondern gegen den Stand, – mit einer Bitterkeit, einer Wuth, die man sich nie bei den verworfensten Menschen erlauben sollte.“<sup>76</sup> Ob diese politische Erregung auch in den Kreis von Menschen hineinwirkte, mit dem Hölderlin in Kassel Umgang hatte, ob er dort sogar den seinen verwandte Überzeugungen antraf, läßt sich nicht ausmachen. Wenn er dem Bruder gegenüber davon nichts erwähnt, sondern sich darauf beschränkt, ihm durch halbverschlüsselte Deutung der Zeitereignisse die Seele zu stärken, so kann das verschiedene

<sup>72</sup> Werke, hrsg. v. F. Kemp, 2. Bd., München 1963, S. 52 f. 56 f. 112 f.

<sup>73</sup> Ebd., S. 112; Brentano meint wohl den Empfang für Friedrich Wilhelm III. am 8. Juni 1799, der an Aufwendigkeit den Königsbesuch von 1796 noch überstieg (Losch, S. 226).

<sup>74</sup> Heinse: „Durchaus arme Einwohner; man begreift leicht, wie sie gute Soldaten werden“ (VII, 334; zum Verständnis der Bemerkung vgl. VIII/3, 135); Jean Paul: In Kassel „wird Wilhelms Höhe noch durch Hessens Tiefe riesenhafter. Solche Dörfer – die ausgenommen, die die Kinder und Schwalben aus Koth bauen – giebt es nicht weiter, nicht einmal im Preussischen“ (Sämtl. Werke, hist.-krit. Ausg., III, 4, 106 f.; vgl. Losch, S. 164). Es sind die „unbeschreiblich ärmlichen Dörfer“, die Hölderlin, wenn nicht nur, so doch auch in Hessen angetroffen hat (B 126, 5 f.). Vgl. auch die in Anm. 156 zitierte Äußerung Jean Pauls. Dessen Frau sagt von dem berühmten Marmorbad: „Es ist köstlich – nur dürfen einem die armen Untertanen nicht einfallen“ (E. Berend, Jean Paul in Kassel. In: Hessenland 26, 1912, S. 198).

<sup>75</sup> Br. 5; Apell, S. 134; Losch, S. 228.

<sup>76</sup> S. 228 ff. (Zitat: S. 233).

Gründe haben – auch den, daß es dergleichen nicht zu erwähnen gab. Klarer sähe man vielleicht, besäße man andere in Kassel geschriebene Briefe Hölderlins, etwa an Sinclair oder an Fichte<sup>77</sup>; bezeugt sind solche nicht.

### 3

Aus Driburg sind Briefe Hölderlins nicht bekannt; wahrscheinlich hat es keine gegeben. Von Nahestehenden, wie dem Bruder, Hegel und Neuffer, kann man mit Bestimmtheit sagen, daß er ihnen aus dem Bad (oder während der ganzen Reise) nicht geschrieben hat; das geht aus den späteren Briefen an sie hervor<sup>78</sup>. Der an Neuffer (B 136) begründet das lange Schweigen: „Ich hätte Dir gerne indeß von mir erzählt, wenn ich jemals stille gestanden wäre und zurückgesehen hätte. Die Wooge trug mich fort; mein ganzes Wesen war immer zu sehr im Leben, um über sich nachzudenken.“ Hölderlin spricht dem Freund von seinem Liebesglück; die Reise im Sommer ist nur mit einem Satz erwähnt. Anders im Brief an den Bruder (B 126): der Blick ins Innerste des Herzens bleibt verwehrt; dafür treten die äußeren Lebensumstände ein wenig mehr hervor. Er gibt eine „kurze und getreue Reisebeschreibung“ – „getreu“ vor allem in der Art, wie er die Schönheit der Natur und die Armut der Bevölkerung kontrastiert –, berichtet vom Reiseweg<sup>79</sup>, von der Landschaft, dem Gebrauch der Kur<sup>80</sup>, dem Leben im Bad.

<sup>77</sup> Dieser hatte ihm Anfang Juni durch einen gemeinsamen Bekannten einen (nicht erhaltenen) Brief zukommen lassen (Fichte, Briefwechsel, hrsg. v. H. Schulz, 2. Aufl., Leipzig 1930, Bd. 1, S. 233).

<sup>78</sup> B 126; 127; 136.

<sup>79</sup> Die Bemerkung, die Reise habe „über die Weser“ geführt (B 126, 5) erklärt sich daraus, daß die Poststraße das Weserknie unterhalb Karlsruhens abschnitt, was einen zweimaligen Übergang über den Fluß, bei Herstelle und Beverungen, nötig machte, beidemal – wie es ‚Emilie vor ihrem Brauttag‘ schildert (1, 285, v. 240 ff.) – mit der Fähre; vgl. Kurhannoversche Landesaufnahme des 18. Jhdts., Bl. 148: Lauenförde. Hann. 1960, ferner W. A. Ficker in: Drib. Taschenb. auf d. J. 1811, S. 246. An beiden Orten gab es keine Brücke (Huhn, Topogr. Lexicon v. Deutschland, 1849). StA 6, 809, Z. 28 f. u. Beck/Raabe, S. 45 sind zu berichtigen. Eine Zeichnung von Payne von der Fähre bei Herstelle bei K. Schulte-Kemminghausen, Westfalen. Ansichten aus alter Zeit. Honnef/Rh. 1955, Taf. 71, sowie bei K. Milte, Karlsruhen/Wesertal, Kassel o. J., S. 32; dort auch weitere Ansichten des „schönen Stroms“ (1, 285, v. 239) und der „wilden schönen Gegenden“ (B 126, 4 f.). Den Weg im Wesertal von Karlsruhen bis Herstelle hat Heinse beschrieben (VII, 334).

<sup>80</sup> Die gute Wirkung hebt der Brief an den Bruder gleich an zwei Stellen hervor

Die Kargheit dieser Äußerungen ist kennzeichnend für den Briefschreiber Hölderlin und seine Abneigung gegen „Reisebeobachtungen“<sup>81</sup>. Sie ist hier noch begründeter als sonst: tritt doch in dieser glücklichen Zeit – der Brief an Neuffer macht es deutlich – alles Äußere gegenüber der Fülle des inneren Lebens zurück, die in dem Namen Diotima beschlossen ist. Daneben trägt – auch das lassen die Briefe erkennen – den stärksten Erlebnis-ton die Begegnung mit Heinse, über den er ein so enthusiastisches Urteil fällt (B 136, 30 ff.), und die Bekanntschaft mit der „Gegend der alten Hermannsschlacht“, deren Nachbarschaft in beiden Schreiben ausdrücklich erwähnt ist und die die Jugenderinnerung an die Lektüre von Klopstocks Drama emporrufft<sup>82</sup>. Stark war gewiß auch das Gefühl für die schöne Driburger Landschaft<sup>83</sup>, so blaß und formelhaft<sup>84</sup> die kurze Bemerkung über

(B 126, 13. 47); der Mutter gegenüber spricht Hölderlin von dem „Gleichgewicht“, das seine im Vorjahr so gestörte Gesundheit gewonnen habe (B 130, 25 ff.). Das Kopfweh, über das er immer wieder klagt (B 46, 6 f.; 153, 27; 173, 43), verlor sich in Driburg (so Chr. Th. Schwab in: Hns sämmtl. Werke. Stuttgart und Tübingen 1846, Bd. 2, S. 188, wohl nach einer Mitteilung von Hölderlins Bruder).

<sup>81</sup> B 99, 13 ff.; vgl. A. Beck, StA 6, 653 f. 708 f., sowie W. Ross, Hn als Briefschreiber. In: Merkur 18, 1964, S. 435.

<sup>82</sup> B 136, 29; 126, 13 ff. ‚Hermanns Schlacht‘ steht auch in der Bibliothek Hildegards, der Heldin von Heineses neuem Roman, allerdings weniger wegen des patriotischen Gehalts als wegen der geplanten Vertonung durch Gluck (V, 170; vgl. 365 f.).

<sup>83</sup> Das Bad und seine Lage in der Landschaft zeigt der Stich von Johann Gerhard Huck aus dem Jahre 1803 (siehe Abb. nach S. 272): der Blick geht vom Abhang des nordöstlich gelegenen Rosenberges über das Driburger Becken hinweg auf die gegenüberliegenden Höhen. Die Mitte bildet der ins Tal vortretende und mit dem Eggekamm nur durch einen schmalen Sattel verbundene Berg, der die Ruinen der Iburg trägt und einen kräftigen Akzent in das Landschaftsbild setzt. Die „vielen alten Eichen“, die zerstreut an seinem Fuße standen, waren „vom Brunnenhause aus sehr pittoresk anzusehen“ (VII, 335). Ähnlich der Stich von Jacques Christophe Savin nach einer Zeichnung von J. Böckelmann (Wiedergabe bei G. W. Stubner, Bad Driburg zwischen gestern und morgen, o. O. u. J., n. S. 8, sowie in: Bad Driburg. Landschaft Geschichte Volkstum. O. O. u. J., S. 246). Den Bildern entspricht die schöne Beschreibung von Villers: „... une chaîne superbe de montagnes qui s'élèvent en amphithéâtre vers le couchant; d'autres moins élevés, qui dans le reste du contour, terminent circulairement l'horizon, et dont les faces diversement inclinées font contraster par tout les accidens de l'homme et de la lumière. De belles forêts de hêtres et de chênes qui en couronnent presque tous les sommets, et qui, recouvrant les flancs de quelques-unes, prolongent leur riche tenture jusques dans la plaine.“ ([Charles de Villers:] Lettres Westphaliennes écrites par le comte de R. M... Nouv. Éd. Brunswick 1808, S. 15 f.) Den von L. W. Ficker (Über die Wirkung eisenhaltiger Mineralquellen ... Münster 1828, S. 29) genannten Stich des Schweizer Landschaftsmalers Johann Heinrich Bleuler kann ich nicht nachweisen.

<sup>84</sup> B 126, 9 f.: „unter herrlichen Bergen und Wäldern“ (vgl. B 90, 19 f.: „Franken,

sie anmutet. Aber dieses Minimum an Charakteristik läßt um so bestimmter hervortreten, was landschaftliche Natur hier bedeutet: Gegenwelt zu der Unnatur gesellschaftlicher Konvention und ertötender Satzung, ein Raum, in dem „stilles“, aus der inneren Fülle sich nährendes Leben und der schöne Einklang geist- und seelenverwandter Menschen sich zu verwirklichen vermag: „In unserem Bade lebten wir sehr still, machten weiters keine Bekanntschaften, brauchten auch keine, denn wir wohnten unter herrlichen Bergen und Wäldern und machten unter uns selbst den besten Cirkel aus“ (B 126, 8 ff.).

Was Hölderlin hier berichtet, wird aufs schönste bestätigt durch eine Bemerkung Sierstorpffs über die „Gontardsche Familie“ im Brief an seine Frau vom 25. August: „man sieht sie fast gar nicht sie bleiben immer auf ihren Zimmern, eine Anecdote davon mündlich“ (Br. 7). Dem weltzugewandten, geselligen Manne, der seine Gäste wohl am liebsten „gleichsam zu einer großen Familie verbunden“ sah<sup>85</sup>, wird ein solches Verhalten als etwas Absonderliches erschienen sein. So vermerkt er es auch als wunderliche Eigenheit, daß die Fürstin Gallizin bei ihren mehrmaligen Kur-aufenthalten sich auf den „eigenen Cirkel, ganz vom größeren abgesondert“, beschränkte<sup>86</sup>. (Ein wesentlicher Aufschluß ist uns mit der dem Brief nicht anvertrauten „Anecdote“ über die Gontards kaum entgangen.)

Das stille Unter-sich-Sein wurde durch einen Umstand begünstigt, der Hölderlins Worten nicht zu entnehmen, aber aus Sierstorpffs Briefen zu erschließen ist: seit Ende August, also während der ganzen zweiten Hälfte

mit seinen Bergen und Wäldern“; B 70, 6 f.: „in meinen Tannenwäldern, und auf meinen Bergen“). Demgegenüber sind die gelegentlich in den Briefen skizzierten sonstigen Landschaftsbilder noch weit reicher an Einzelheiten (B 84, 49 ff.; 86, 56 ff.; 90, 17 ff.; 99, 25 ff.; 138, 10 ff.; 174, 59 ff.; 228, 22 ff.). Individuellere Züge zeigt die Spiegelung der Landschaft in der Dichtung, in die die Driburger Eindrücke eingegangen sind: „... bei den dunkeln Schatten / Der wilden heil'gen Berge...“; „... giengen wir... / ... in den Eichenwald / Des herrlichen Gebirgs hinaus, und standen / In kühler Luft auf hoher Haide nun“ (1, 283, v. 191 f. 195 ff.). Die zweite Stelle zeichnet eine bestimmte Örtlichkeit, den Gipfel des „Knochenbergs“ (2, 214), wie ihn Villers beschreibt (S. 223; vgl. meinen Nachweis HJb 2, 1947, S. 79 ff.), durch den auch der „Eichenwald“ (am östlichen Berghang) bezeugt ist (S. 248). Dieser findet sich heute nicht mehr, wie überhaupt die für die Driburger Landschaft damals charakteristischen Eichenbestände im 19. Jahrhundert stark zurückgegangen sind (vgl. G. Nolte in dem Anm. 83 genannten Driburg-Buch, S. 43 f.).

<sup>85</sup> Brandis, S. 144; vgl. S. 223: „Es bildet sich bald eine ländliche Familie.“

<sup>86</sup> Die angeführte Stelle in einem Brief an seinen Sohn vom 8. 8. 1803. Ähnlich an seine Frau am 11. 6. 1795: „Die Fürstin Gallizin lebt von den übrigen ganz abgesondert.“ „Anecdoten“-reiche Briefe über sie: der zuletzt angeführte und ein anderer an seine Frau vom 30. 6. 1799.

ihres Aufenthalts<sup>87</sup>, waren Susette mit den Ihren und Heinse die einzigen Gäste im Bad. Schon bei ihrem Eintreffen war der Höhepunkt der Saison überschritten; am Ankestag schreibt Sierstorpff von „ohngefehr 30 eigentlichen Curgästen“ (Br. 5) – das heißt wohl: außer den sich in Driburg aufhaltenden französischen Emigranten –, innerhalb einer Woche ging die Zahl auf die Hälfte zurück (Br. 6), und wiederum acht Tage später war „alles vorbey“, die letzten Gäste, außer der „Gontardschen Familie“ (zu der also Heinse wie selbstverständlich hinzugerechnet wird), verließen das Bad, und auch der Besitzer selbst gedachte, in Kürze abzureisen (Br. 7).

Die Wendung „weilers keine Bekanntschaften“ besagt zugleich, daß man doch die eine oder andere machte. Man darf gewiß sein, daß es mit Joachim Dietrich Brandis (der Hölderlin vermutlich auch ärztlich beraten hat) zu engerer Fühlung kam. Daß sein Name, im Gegensatz zu dem von Villers (VII, 335), in Heineses Reisetagebuch nicht verzeichnet ist, spricht eher für eine mehr als flüchtige Berührung: die Notizen sind Gedächtnisstützen und übergehen, was fester Erinnerungsbesitz war; so sind darin auch die Frankfurter Bekannten und Reisegefährten mit keinem Wort erwähnt. Für Heinse nun war, dank seiner Vertrautheit mit den Forschungen seines nahen Freundes Sömmerring, der wissenschaftlich rege Driburger Brunnenarzt sicherlich kein Unbekannter. Sömmerring hatte nicht nur den von Brandis 1795 veröffentlichten „Versuch über die Lebenskraft“<sup>88</sup> noch im gleichen Jahr eingehend besprochen<sup>89</sup>, sondern auch in seiner eigenen Anfang 1796 erschienenen Schrift „Über das Organ der Seele“<sup>90</sup> an die Gedankengänge von Brandis angeknüpft: die von diesem offengelassene Frage nach dem „Sensorium für das ganze Nervensystem“<sup>91</sup> sollte durch den Nachweis beantwortet werden, daß das Sensorium Commune die Flüssigkeit der Hirnhöhlen sei.

<sup>87</sup> Nach Heineses Tagebuch fiel die Ankest auf den 11. August, die Abreise auf den 13. September (VII, 334. 336).

<sup>88</sup> Hannover. Das Buch ist Kästner gewidmet; die Vorrede nennt Lichtenberg als „verehrungswürdigen Lehrer und Freund“ (S. XIV).

<sup>89</sup> Gött. Anz. v. gel. Sachen. 1795. S. 1025 ff. (vgl. S. 1123). Sömmerrings Verfasserschaft ergibt sich aus dessen Brief an Kant v. 22. 8. 1795 (Kant, Akad.-Ausg., Bd. 12, S. 38 ff.). Er gibt einen Auszug aus der Schrift von Brandis, macht Einwendungen und weist auch darauf hin, daß Brandis Ausführungen von ihm – Sömmerring – übersehen habe (S. 1030).

<sup>90</sup> Königsberg. Der genauere Zeitpunkt des Erscheinens geht aus einer Briefstelle Heineses hervor (X, 294).

<sup>91</sup> Brandis, Lebenskraft, S. 34 f., zitiert von Sömmerring, Seelenorgan, S. 68.





Johann Gerhard Huck, 1759 (?)-1811: Bad Driburg 1803

Kein Geringerer als Goethe hat die wissenschaftlichen Bestrebungen von Brandis mit hohem Lob bedacht. Brandis hatte dem verehrten Manne, den er im Herbst 1783 durch das Göttinger naturhistorische Museum hatte führen dürfen<sup>92</sup>, das Buch über die Lebenskraft bei seinem Erscheinen zugeschickt – nicht ohne zu bekennen, wie sehr es Goethes Schrift über die Metamorphose der Pflanzen (1790) verpflichtet war –, und hatte freundliche Antwort erhalten. Noch mehr als zwei Jahrzehnte später hat Goethe in den ‚Tag- und Jahresheften‘ für 1795 neben Sömmerrings ‚Seelenorgan‘ die Arbeit von Brandis mit Nachdruck genannt und in dessen Naturbetrachtung das Geistreiche und Belebende hervorgehoben; habe dieser sich doch, wie Sömmerring und er selbst, „an den schwersten Problemen“ versucht<sup>93</sup>. Als Brandis nach langer Pause, durch Goethes ‚Farbenlehre‘ (1810) „ganz wieder erweckt“, 1811 erneut an ihn schrieb<sup>94</sup>, versicherte ihn Goethe in seinem Antwortschreiben der Gemeinsamkeit der wissenschaftlichen Überzeugung und gedachte „jener Zeiten, wo das Werk über die Lebenskraft verfaßt, die Zoonomie [des Erasmus Darwin von Brandis] übersetzt und die kleine Schrift über die Metamorphose der Pflanzen geschrieben wurde“ – Zeugnisse einer Epoche, die im Zusammenwirken von mancherlei Geistern „in Einem Sinn“ viel Erfreuliches habe erhoffen lassen, aber durch die später aufgekommene „abstractere Behandlungsart“ an der Entfaltung gehindert worden sei<sup>95</sup>. Daß das von Goethe geschätzte „Belebende“ sich bei Brandis auch im Gespräch geäußert hat, er bei seinen vielseitigen Interessen und seinem lebhaften Temperament ein anregender Gesellschafter war, geht aus den Schilderungen seiner Zeitgenossen hervor. Villers rühmt an ihm „un cœur chaud..., une ame communicative et franche, sans manége et sans fard, avec la naïveté et la philosophie de la nature“<sup>96</sup>.

<sup>92</sup> A. T. Brück, J. D. Brandis. In: *Balneol. Ztg.*, Bd. 2, 1856, S. 313.

<sup>93</sup> WA I, 35, 60 f.; vgl. III, 2, 34.

<sup>94</sup> Der Brief ist mit der Überschrift ‚Älteste aufmunternde Anteilnahme‘ in die Schriften zur Farbenlehre eingegangen (WA II, 5/1, 377 ff.).

<sup>95</sup> WA IV, 22, 58; vgl. III, 4, 189. Dazu das grundsätzliche wissenschaftliche Bekenntnis in der um 1795 geschriebenen ‚Betrachtung über Morphologie überhaupt‘, in der Goethe die „Befugnis“ dartut, eine Lebenskraft anzunehmen (WA II, 6, 292 ff.). Brandis hat später die Lebenskraft mit dem offenbar von Schopenhauer übernommenen Begriff des „Willens“ in Zusammenhang gebracht, wofür er sich von dem Philosophen des Plagiats bezichtigen lassen mußte (Schopenhauer, *Sämtl. Werke*, hrsg. v. A. Hübscher, Wiesbaden 1948 ff., Bd. 3, S. 295 f.; Bd. 4, S. 9 ff.; *Gespräche*, in: 20. *Jahrb. d. Sch.-Ges.*, 1933, S. 404 f.).

<sup>96</sup> S. 83. Das Verhältnis des eigenwilligen, mitunter heftigen Mannes zu dem Besitzer des Bades war, wie aus dessen Briefen ersichtlich ist (Br. 4–7), nicht ohne Spannungen.

Den medizinisch-philosophischen Grenzfragen über das Verhältnis von Geist, Leben, Stoff gehörte seit langem Heines Interesse; das große metaphysische Gespräch zwischen Ardinghello und Demetri auf dem Dachgewölbe des Pantheon<sup>97</sup> kreist darum. Stellen daraus hatte Sömmerring als Stütze der für seine Beweisführung wesentlichen These, „Daß eine Flüssigkeit animirt seyn könne“<sup>98</sup>, in seiner Schrift im Wortlaut angeführt<sup>99</sup>. Heine hat denn auch an Sömmerrings Veröffentlichung innigen Anteil genommen<sup>100</sup> und sich auch in den folgenden Jahren mit dem Fragenkreis eingehend beschäftigt<sup>101</sup>. Es wäre verwunderlich, hätte er in Driburg die Gelegenheit ungenutzt gelassen, mit Brandis in Gedanken-austausch zu treten, und gewiß ist Sömmerrings Buch ein wesentlicher Gegenstand der Gespräche gewesen. Hatte Heine doch schon im ersten Band der ‚Hildegard‘ auf diese „neueste, wichtige, noch ungedruckte Schrift“ des Freundes hingewiesen (V, 55) und ihm nach deren Erscheinen geschrieben: „An dem Seelenorgan kann ich mich nicht satt lesen; es ist recht ein Monumentum aere perennius... Ich freue mich schon über das Aufsehen, das es machen wird. Ich werde meinen Antheil an den Erklärungen für die Klügern gewiß nicht ermangeln beyzutragen“ (X, 294).

Aus solchen „Erklärungen“ mag auch Hölderlin Nutzen gezogen haben. Die zwei Epigramme, die er, angeregt durch die Goethe-Schillerschen ‚Xenien‘<sup>102</sup>, Ende 1796 oder im folgenden Jahr über Sömmerrings ‚Seelenorgan‘ verfaßt hat und die sich in dessen Handexemplar des Buches eingeklebt finden<sup>103</sup>, verdanken ihre Entstehung wohl kaum nur der Tatsache der persönlichen Bekanntschaft zwischen dem Dichter und dem Hausarzt der Gontards, der auch ihn selbst behandelt hatte. Sie lassen auf Teilnahme an Gesprächen schließen, wie wir sie mit Brandis ver-

Sierstorpff hat wohl nicht verstanden, daß den seinen gelehrten Neigungen nachgehenden Mediziner die Tätigkeit als Kurarzt nicht voll befriedigte, und hielt mit seiner Vermutung nicht zurück.

<sup>97</sup> IV, 275 ff.; vgl. aus dem Jahr 1798 die Aufzeichnungen VIII/3, 180 ff.

<sup>98</sup> Seelenorgan, S. 41.

<sup>99</sup> Ebd., S. 37 ff. (IV, 280. 282. 286).

<sup>100</sup> Dazu Sömmerrings Brief an Lichtenberg vom 14. April 1796 (in: Lichtenberg, Briefe an J. F. Blumenbach, hrsg. v. A. Leitzmann, Leipzig 1921, S. 130 ff.).

<sup>101</sup> III, 613 ff.; vgl. M. L. Baeumer, W. Heines literar. Tätigkeit in Aschaffenburg. In: Jb. d. dt. Schiller-Ges. 11, 1967, S. 412 ff.

<sup>102</sup> Sie erschienen im Oktober, im Monat von Hölderlins Rückkehr nach Frankfurt. Auch Heine schrieb damals Epigramme (I, 145; vgl. 353), die im Tagebuch auf die Reiseaufzeichnungen folgen (VII, 358 f.); sie richten sich gegen die Kritiker der ‚Hildegard‘ (die auch in den ‚Xenien‘ angegriffen war), eines davon ausdrücklich gegen die Urteilsunfähigkeit der „Deutschen“.

<sup>103</sup> 1, 227. 539.

muten dürfen. (Auch in Villers' Buch haben Unterhaltungen mit dem Driburger Badearzt über Probleme der modernen Medizin einen Niederschlag gefunden<sup>104</sup>.) Als Partner oder doch als aufmerksamer Zuhörer bei solchen Erörterungen läßt sich Hölderlin unschwer vorstellen. Zwar war er kaum in der Lage, die medizinisch-naturwissenschaftliche Seite der aufgeworfenen Fragen zu beurteilen; aber die naturphilosophischen Aspekte, die sich bei Sömmerring eröffneten, mußten ihn aufs stärkste berühren. Wenn er im Februar 1796 schreibt: „Auf den Sommer werd' ich mich wohl auch einmal auf Botanik legen“ (B 116, 41 f.), so macht der vorausgehende Satz den philosophisch-gemüthhaften Ursprung dieses Interesses ganz deutlich: „Es ist ein herzlich tröstend Gefühl, die Verwandtschaft, in der wir stehen mit der weiten frohen Natur, zu ahnden und so viel möglich, zu verstehen.“

Beide Epigramme wenden sich gegen die offene Ablehnung, auf die Sömmerrings Schrift beim größten Teil des zeitgenössischen Publikums traf<sup>105</sup>. Dieses begegnete den Spekulationen des Verfassers mit Skepsis: es fand, nach Hölderlins Deutung, „zur Zinne hinauf“ – vom Körper zur Seele – „die Treppen zu steil“. Das zweite Epigramm gibt dem Gedanken eine besondere Wendung: statt des „Publikums“ nennt es „die Deutschen“. Hier vernehmen wir den Dichter des ‚Hyperion‘. Die Deutschen, so heißt es bitter im Roman, „bleiben gerne beim Nothwendigsten, und darum ist bei ihnen auch... so wenig Freies, Ächterfreuliches“ (3, 154). So lieben sie es denn auch, nach den Worten des Epigramms, sich dem Priester „im Vorhof“ zu gesellen, „Aber ins Heiligtum wagten sich wenige nach“. Diesen „wenigen“ jedoch fühlt sich der Dichter zugehörig, den Menschen, die den kühnen Forschergeist zu verstehen vermögen, weil sie selbst ergriffen sind vom Geheimnis der all-lebendigen Natur. Sömmerring hatte Demetris Wort im ‚Ardinghello‘ angeführt: „Unsere Philosophen nehmen sich sehr in Acht, wenn sie von Seele reden, auf Erde, Wasser, Luft und Feuer zu kommen; vermuthlich, um sich nichts zu vergeben. Nicht also die Griechen! Wir zucken die Achseln deßwegen über sie? je erhabner der Mann, desto eher der Kinder Spott!“ (IV, 286). Für Hölderlin war der Verfasser des ‚Seelenorgans‘ ein solcher Verkannter, verkannt von den griechen-fernen „Deutschen“, den Kleingläubigen, die nichts wissen von jenem „höchsten Bedürfnis unseres Wesens, das uns dringt, der Natur einer Verwandt-

<sup>104</sup> S. 82 ff.

<sup>105</sup> R. Wagner, S. Th. v. Sömmerring's Leben u. Verkehr mit s. Zeitgenossen, Leipzig 1844. Bd. 2, S. 66 ff.; P. Dieppen, Die alte Mainzer med. Fakultät u. die Wissenschaft ihrer Zeit. Mainz 1951, S. 15 f. Auch Goethe hatte Einwendungen gegen die „dogmatische“ Methode (WA IV, 11, 174 ff.).

schaft mit dem Unsterblichen in uns beizulegen, und in der Materie einen Geist zu glauben“ (3, 194).

4

Hölderlins Bewunderung für Heinses „gränzenlose Geistesbildung“ (B 136, 32) läßt auf Unterhaltungen über sehr verschiedenartige Gegenstände schließen; in den vermuteten Kasseler Kunstgesprächen und Driburger naturphilosophischen Erörterungen ist die Weite von Heinses geistiger Welt gewiß eindrucksvoll zutage getreten.

Die Vorstellung, die sich Hölderlin auf der Reise von Heinses gebildet hat, ist an zwei Stellen – in dem Brief an den Bruder aus Kassel nach noch kurzer Bekanntschaft (B 125, 40 ff.) und dem an Neuffer längere Zeit nach der Rückkehr (B 136, 30 ff.) – jeweils in ganz wenigen Sätzen ausgesprochen. Das spätere Urteil vertieft das erste und verrät intimere Kenntnis. Beide aber bemühen sich kaum um ein fest umrissenes Charakterbild, ähneln Äußerungen über ganz andere Menschen<sup>106</sup>. Kennzeichnungen wie „trefflich“ und „herrlich“ wirken ungenau, fast nichtssagend. Wieder ist, wie bei der Landschaftszeichnung, auf die Eigenart des Briefschreibers Hölderlin zu verweisen: „Wenn er in den Briefen Menschen schildert, liefert er fast immer idealisierte Porträts.“<sup>107</sup> Gleichwohl sind die Worte über Heinses mit vollem Bedacht gebraucht. Nur zielen sie weniger auf die unverwechselbare Individualität als auf ein Wesensbild: sie reihen den verehrten Mann ein unter jene wenigen „ächten Menschen“, durch deren Dasein „in all der todten Ordnung“ (3, 154) und inmitten von „ungeheuren Karikaturen“ (B 156, 25 f.) sich „Leben“ und „Schönheit“ als wirkende Macht und Hoffnung der Zukunft verbürgt<sup>108</sup>.

Hölderlin hat Heinses nach dem Zeugnis des Briefes an Neuffer als eine Diotima verwandte Erscheinung empfunden. Daß er hier Heinses Wesen als eine Einheit von Gegensätzen begreift – „so eine gränzenlose Geistes-

<sup>106</sup> Am nächsten steht die zwei Jahre später gemachte Bemerkung über „Kriegsrath Schenk“ – auch er, wie Heinses, ein Fünfzigjähriger –: „ein herrlicher Alter, ... ein reiner, heitrier, edler Charakter, klar und ideenreich“ (B 169, 67 ff.). L. Strauß (ZfdPh 57, 1932, S. 48) vermutet hier ein „auch sonst von Hölderlin variiertes Ardinghellowort über Gabriotto“ (IV, 121: „ein herrlicher Alter“). Auch Stäudlin heißt „ein herrlicher Mann“ (B 28, 32 f.).

<sup>107</sup> Ross, S. 438.

<sup>108</sup> Die Wörter „herrlich“, „trefflich“, „edel“ stehen – wie vor allem die Stelle B 180, 19 f. zeigt – bei Hölderlin häufig nahezu gleichbedeutend mit „selten“ im Sinne des Gegensatzes zum Zeitgeist (vgl. Beck, StA 6, 752, Z. 15 ff.). An sich gehören alle zum gebräuchlichen Wortgut der Zeit; vgl. z. B. „ein herrlicher junger Mann“ (DjG, Bd. 5, 1911, S. 27); „seltene Menschen“ (X, 302).

bildung bei so viel Kindereinfalt“<sup>109</sup> wie an der gleichen Stelle in einer Folge stets neuer Umschreibungen das Susettens (B 136, 56 ff.), ist kein Zufall. Beider festgegründete innere Harmonie war ihm Gegenbild zur eigenen Gefährdung. Heinses „heitres Alter“, das sich so gut mit „Kindereinfalt“ paart und von dem Hölderlin sagt, daß es „nichts schöneres“ gebe, ist im Grunde eins mit dem, was er im April 1794 in ähnlich superlativischer Form als „das höchste“ bezeichnet, „was der Mensch haben kan“: „friedsames innres Leben“ (B 75, 41 f.). In der gleichzeitigen Fassung seines Romans klingt die Sehnsucht danach in bewegten Worten auf: „Mein Bellarmin! wo finden wir das Eine, das uns Ruhe giebt, Ruhe? Wo tönt sie uns einmal wieder, die Melodie unsers Herzens in den seeligen Tagen der Kindheit?“ (3, 164). Hatte er „dieses Eine“<sup>110</sup>, durch das die Seligkeit der Kindheit sich erneuert, in Diotima gefunden, so war in der Besänftigung, die sein „uneinig Gemüth“ in ihrem „Frieden“ erfuhr (B 136, 13 f.), das Gefühl für die Zerstörbarkeit dieses Glücks stets gegenwärtig. „Wohl! ich wußt' es zuvor“, heißt es später in dem Gedicht ‚Der Abschied‘ (2, 24), und ein Hauch dieses Zuvorwissens schwingt schon in dem Brief an Neuffer mit: „... wenn das heilige Schiksaal mir mein glücklich Leben erhält...“ (B 136, 20 f.).

Hölderlin muß zu Heinses in ähnlicher Weise emporgeblickt haben wie Hyperion zu seinem Freund und Lehrer Adamas, einer Gestalt, „die allen Dissonanzen des menschlichen Lebens enthoben ist“<sup>111</sup>. Solchen unzerstörbaren inneren Frieden kennt in Hölderlins Vorstellung „die ruhelose Jugend“ (3, 102) nicht; ist die „Ruhe der Kindheit“ (3, 10) verloren, verspricht erst das Alter sie wieder: „doch endlich, Jugend! verglühst du ja. / Du ruhelose... / Friedlich und heiter ist dann das Alter“ (1, 301). In diesem Zusammenhang gewinnt die karge Charakteristik, die Hölderlin von Heinses gibt, volleren Sinn. Zugleich wird es verständlicher, daß in beiden Briefen so betont vom Alter des erst Fünfzigjährigen gesprochen wird, was zwar nach der Vorstellungs- und Ausdrucksweise der Zeit nicht ganz

<sup>109</sup> Der Gegensatz erscheint auch in dem späteren Urteil über Gonzenbach wieder (B 227, 13 ff.). Im November 1796 schreibt Hölderlin dem Bruder, wer „bei ausgebreitetem Geiste doch mit einfachem Herzen“ zu leben verstehe, scheine ihm „der glücklichste und der menschlichste, also der vollkommenste Mensch zu seyn“ (B 131, 12 ff. – Umkehrung der ‚Hyperion‘-Stelle I 69, 1 f.: StA 3, 40). Der genaue Bezug dieses Satzes zu dem über Heinses ist deutlich, so verschieden auch Anlaß und Absicht der beiden Äußerungen sind. Dabei zeigt der gesteigerte Ausdruck („Kindereinfalt“, „gränzenlose Geistesbildung“), wie stark die Existenz Heinses auf Hölderlin gewirkt hat.

<sup>110</sup> 1, 216 (v. 16); B 123, 21.

<sup>111</sup> L. Ryan, Hns ‚Hyperion‘, Stuttgart 1965, S. 74.

ungewöhnlich ist<sup>112</sup>, aber doch wenig passen will zu dem Mann, der sieben Jahre später, schon vom Tode gestreift, noch jugendliche „Stärke“ in sich lebendig fühlt<sup>113</sup>.

Das Bild des „Heitren“ aber mußte Hölderlin um so tiefer berühren, als er diese Heiterkeit mit einem Weltblick verbunden wußte, dem die hyperionische Unruhe durchaus nicht fremd war. Was der Grundspannung des ‚Hyperion‘ von „Freude und Laid“ (3, 7), „Lust und Trauer“ (3, 54) zugrunde liegt – „Lust“ aus dem Gefühl der Verbundenheit mit dem Göttlichen, „Trauer“ aus dem „Schiksaal“ der Trennung –, ist ein Hauptzug der philosophischen Weltdeutung des ‚Ardinghello‘. Die Sehnsucht, wieder eins zu werden mit dem Göttlich-Ganzen, ist der Urtrieb des Lebens, und das Ungenügen an der Beschränkung, die uns das Dasein auferlegt, ist der Ursprung unserer Schmerzen. Eine frühe Tagebuchstelle Heineses – „O Plato! Du hattest Recht: wir sind gefangne Gottheiten. Wohl dem, der seinen Kerker bald durchbrochen“ (VIII/1, 125) – klingt im ‚Ardinghello‘ vielfach weiter (dessen ganz unelegische Grundtönung man trotzdem nicht übersehen darf). „Wir sind wie lebendig begraben“, heißt es an einer Stelle in Heineses Roman (IV, 33), und im ‚Hyperion‘: „Wir wohnen hier unten, wie der Diamant im Schacht . . . Wir sind, wie Feuer, das im dürren Aste oder im Kiesel schläft; und ringen und suchen in jedem Moment das Ende der engen Gefangenschaft“<sup>114</sup>. Solche Klagen gipfeln bei Heine in dem Zitat aus dem ‚Oedipus auf Kolonos‘: „Nicht gebohren werden, übertrifft alle irrdische Glückseligkeit; und wenn du da seyn wirst: so ist, je geschwinder, je besser, wieder dahin zu kehren, wo du herkömst.“<sup>115</sup> Es ist das Motto zum zweiten Band des ‚Hyperion‘ (3, 92),

<sup>112</sup> Vgl. F. Sengle, Wieland, Stuttgart 1949, S. 308 f.; H. Böhm, Goethe, 2. Aufl., Berlin 1942, S. 190; Schiller über den 41jährigen Goethe: „Er fängt an, alt zu werden“ (An Körner, 1. 11. 1790).

<sup>113</sup> X, 343; vgl. A. Leitzmann, W. Heine in Zeugnissen s. Zeitgenossen, Jena 1938, S. 52.

<sup>114</sup> 3, 52; vgl. ‚An den Äther‘, v. 14. 36 (1, 204 f.). Vielleicht nicht zufällig erscheint die Heine und Hölderlin gemeinsame Vorstellung der gefangenen Seele am Ende der Heine gewidmeten Elegie ‚Brod und Wein‘: „...ein Lächeln aus der gefangnen / Seele leuchtet, dem Licht thauet ihr Auge noch auf.“ (2, 95, v. 157 f.); vgl. Heine in der ‚Phaidros‘-Paraphrase des ‚Ardinghello‘, auf deren Bedeutung für Hölderlin E. Stielzel nachdrücklich hingewiesen hat (Hn in Tübingen u. d. Anfänge seines Hyperion, Tübingen 1938, S. 89 f.): „Die Seele ... sieht sich gefangen... Doch ... die süße himmlische Hoffnung regt ihre Fittige, daß sie doch bald aus dieser Dunkelheit ... sich erheben werde in das Licht...“ (IV, 188).

<sup>115</sup> IV, 188; vgl. 129 f. sowie die Entwürfe VIII/2, 97. 158. 169, dazu den Satz aus dem Brief an Sömmerring über Susette Gontards und Margarethe Sömmerrings Tod:

in dem Diotima den „schönen Tod“ stirbt, der besser ist als ein „schläfrig Leben“ (3, 149). In vielfältigen Wendungen treffen sich beide Dichter, wenn sie vom Tod sprechen: dem „freyen Vogelflug“ über die Schranken der Materie hinaus (IV, 240), dem Sprengen des „Kerkers“ und Auf-fliegen „in die alte Freiheit“<sup>116</sup>. Ardinghello verachtet die „armseeligen Schreckwörter Tod und Zerstörung“<sup>117</sup>, Hyperion die „leeren Worte“ der Menschen um den „sogenannten Tod“<sup>118</sup>. Die Bewohner der Glückseligen Inseln in Heineses Roman nennen sich „Todesläugner“ (IV, 387): „auf dem ganzen Erdboden“ war „kein anderer Platz . . ., wo man sich so wenig vor dem Tode scheute“<sup>119</sup>. Die „Barbaren“ aber, denen Hyperions Scheltrede gilt (3, 153), „fürchten . . . den Tod“ und „scheun die Götterfreiheit“, die er uns gibt<sup>120</sup>.

Hölderlins Begegnung mit Heine – dem Autor und dem Menschen – läßt sich in mehr als einer Hinsicht auf den ‚Hyperion‘ beziehen. So enthält das Urteil über Heine in dem Brief an Neuffer zwei für die Gedankenwelt des Hölderlinschen Romans grundlegende Begriffe: „Einfalt“ (der „Natur“) und „Bildung“ (des „Geistes“). Verkündet wird von dem Dichter die Wiederkehr der „Einfalt . . . in der vollendeten Bildung“<sup>121</sup>, die Ablösung der „Kinderharmonie“ durch die „Harmonie der Geister“: „Ideal wird, was Natur war“ (3, 63). Das aber gilt nicht nur für den einzelnen Menschen, sondern auch für den Gang der „Weltgeschichte“. In diesem Ideal des harmonischen Ausgleichs von Natur und Geist „erkennen die Wenigen sich“, mit denen „das zweite Lebensalter der Welt“ beginnt. Das Ideal ist verkörpert in der Vollendung Diotimas; aber auch in dem Einklang von „Einfalt“ und „Bildung“, wie Heine ihn lebt, gewinnt es Gestalt. Der „durch und durch trefliche Mensch“, der „herrliche... Mann“ gehört in Hölderlins Vorstellung hinfort zu den „Wenigen“, in deren „Kindheit des Herzens und Männlichkeit des Geistes“ (B 132, 53) die Zukunft anhebt – so zurückhaltend er sich gegenüber den überschwenglichen politischen Hoffnungen des Jüngeren im Sommer 1796 gezeigt haben wird<sup>122</sup>, so eingeschränkt sein Verständnis für das Eigentliche der Hölder-

„O wären auch wir noch in unsrer Blüthe wieder frei in das ewig göttliche verschwunden!“ (X, 336).

<sup>116</sup> 3, 147; vgl. 121.

<sup>117</sup> IV, 284; vgl. 74.

<sup>118</sup> 3, 159. 122.

<sup>119</sup> IV, 395; vgl. 393.

<sup>120</sup> 3, 156. 147. In diesem Punkt wäre die aufschlußreiche Gegenüberstellung der beiden Romane durch P. Grappin (‚Ard.‘ et ‚Hyp.‘ In: Études Germaniques 10, 1955, S. 212) zu berichtigen.

<sup>121</sup> 3, 180; vgl. 163. Dazu Ryan, S. 10 f. 121.

<sup>122</sup> Über Heines politische Anschauungen vgl. meine Abhandlung: W. Heine u. d. Mainzer Kurstaat. In: Aschaffener Jb. 1, 1952.

linschen Dichtung (und das gilt schon für den 'Hyperion') gewesen sein dürfte<sup>123</sup>.

In Hölderlins späterem Werk<sup>124</sup> wird Heinse zum Liebling des „obersten Gottes“, des Äthers, verklärt. Er erscheint als der Wissende, gleich dem „lächelnden“ Gott der Bewegtheit des Dichters enthoben, den der Zweifel bedrängt: „warum Dichter in dürftiger Zeit?“, den das sehrende Verlangen in den „Meergrund“ reißt. Eingeweiht in das göttliche Geheimnis, spricht er von „ferne“ aus unerschütterter, „ewigheiterer Seele“ ihm Worte der Deutung zu. Er antwortet ihm auf die Frage nach dem Sinn des Dichterberufs; er lehrt ihn Einsicht in die „Weltgeschichte“ und daß die Unterscheidung von „Glück“ und „Unglück“ wesenlos wird<sup>125</sup> für den, der „kundig“ ist des Ganzen und Gott „kennt“, wie immer er sich zeigen mag. Er ist „Freund“<sup>126</sup>, „Vater“<sup>127</sup>, „Meister“. Unverkennbar ist in dieser gedichteten Gestalt – die für eine Verkündigung einsteht, die dem geschichtlichen Heinse fremd<sup>128</sup> (und auch vom Dichter des 'Hyperion' erst geahnt) war – der Mensch gegenwärtig, mit dem Hölderlin einst „dort drü-

<sup>123</sup> Vgl. meinen Aufsatz: W. Heinses Urteil über Hns 'Hyp.' In: HJb 4, 1950.

<sup>124</sup> 'Brod und Wein'. v. 22 ff. 109. 123 f. (2, 90 ff.); 'Der Rhein', Schlußstrophe in zwei Fassungen (2, 148. 729 f.); 'Vatikan'-Entwurf, v. 10 f. (2, 252). Zur Deutung der 'Rhein'-Strophen vgl. B. Böschstein: Hns Rheinymne. Zürich u. Freiburg i. B. 1959, S. 128 ff. Die Auslegung durch P. Bertaux (Hn u. d. Franz. Revolution. In: HJb 15, 1967/68, S. 25 f.; Dass., erweitert in Buchform, Frankfurt/M. 1969, S. 135 ff.) ist – selbst wenn keine sprachlichen Gründe entgegenstünden – schon wegen der ursprünglichen Beziehung (auch in der 2. Fassung!) auf Heinse nicht haltbar.

<sup>125</sup> Mit Bezug auf 'Der Rhein', v. 204 f. Die Wörter haben ihren bestimmten Hölderlin eigenen Sinngehalt; trotzdem könnte in der Frage eine von Heinse gebrauchte Redewendung umdeutend aufgenommen sein (vgl. VI, 217; X, 339).

<sup>126</sup> Das nur im Raum der Dichtung verwendete Wort ('Brod und Wein', v. 109) darf nicht auf die Lebenswirklichkeit übertragen werden: schwerlich kann man die Beziehung zwischen Heinse und Hölderlin Freundschaft nennen, wie es in der Literatur unangemessenerweise nicht selten geschieht (vgl. z. B. A. Jung, F. Hn u. s. Werke, Stuttgart u. Tübingen 1848, S. 212; L. v. Pigenot, Hn. Die sp. Hymnen, Karlsruhe 1949, S. 216. 218. 229; M. L. Baeumer, Das Dionysische in den Werken W. Heinses. Bonn 1964, S. 6. 101; Ders., Heinse-Studien, Stuttgart 1966, S. 44; J. Schmidt, Hns Elegie 'Brod und Wein', Berlin 1968, S. 122, trotz der richtigen Ausführungen S. 23).

<sup>127</sup> Dazu die ursprüngliche Widmung der Rheinymne „An Vater Heinze“ (2, 722, Z. 23). Mit „mein Vater!“ wird auch Adamas von Hyperion angesprochen (3, 17). Daß die Vatergestalt in ‚Emilie vor ihrem Brauttag‘ Züge Heinses zeigt, wurde schon von E. Lehmann (Hns Idylle ‚E. v. i. B.‘ Reichenbg. i. B. 1925, S. 21 ff.) und L. Kempfer (Hn u. d. Mythologie, Horgen/Zürich und Leipzig 1929, S. 36. 109) festgestellt.

<sup>128</sup> Anders Baeumer, Das Dionysische, S. 92. 147 f. Die dort angeführte Stelle VIII/3, 101 f. bezieht sich jedoch nicht auf die griechische Religion, sondern auf kunsttheoretische Erörterungen in Wielands 'Agathon'.

ben, in Westphalen“ (2, 252) „die Sommertage durch“ (1, 283) gelebt hatte. Jedoch was der junge Dichter damals – ergriffen von den Mächten des Daseins und gewärtig, daß „Herz und . . . Schicksaal in den Meersgrund hinab und an den Himmel hinauf“ ihn warf (B 136, 62 f.) – so tief empfunden hatte als den Abstand der eigenen Lebensform von der des „heiteren“ (aber von den Gewalten des Lebens wissenden) „Alters“: das hat aus dem Geist der späten Dichtung einen neuen, erhöhten Sinn erhalten.

## BEILAGE

### BRIEFE VON CASPAR HEINRICH VON SIERSTORPFF

Die hier mitgeteilten (sowie sonstige gelegentlich zitierte) Briefe Sierstorffs befinden sich in einem starken Konvolut mit der Aufschrift ‚Briefwechsel des Caspar Heinrich Freiherrn von Sierstorff aus den Jahren 1772–1808‘ im Archiv der Grafen von Oeynhausen-Sierstorff zu Bad Driburg. Es wurde 1927 von Dr. Adolf Zawrzel angelegt, der die Briefe auch mit knappen Hinweisen auf ihren Inhalt versah. Die Bedeutung der Briefe aus dem Sommer 1796 für die Biographie Hölderlins wurde von ihm nicht erkannt. Der derzeitige Besitzer, Rabe Graf von Oeynhausen-Sierstorff, hat meine Nachforschungen im Archiv und die Veröffentlichung der Briefe liebenswürdigerweise gestattet, wofür ich ihm herzlichen Dank sage.

Die abgedruckten Briefe sind sämtlich an Sierstorffs erste Frau Marie Sophie geb. Baronin von Brabeck († 1808) gerichtet, die sich damals in Braunschweig und Bad Rehbürg aufhielt. Vom Inhalt wird mitgeteilt, was auf unsere Ausführungen Bezug hat. Auslassungen sind durch Punkte kenntlich gemacht; lateinische Schrift ist durch Kursivdruck wiedergegeben.

Der Briefschreiber (1750–1842)<sup>129</sup> muß eine urwüchsige Natur gewesen sein, tatkräftig und von gesundem Weltverstand, „ein feiner und liebenswürdiger Cavalier“<sup>130</sup>, dabei ohne Standesvorurteile, wohlwollend, ehrlich, mitunter wohl mit einem Anflug von Derbheit. Zunächst entschlossen, katholischer Geistlicher zu werden wie sein Onkel, der als Bischof von Samos in Hildesheim wohnte, ging er dann doch als Jurastudent 1771/72 nach Erfurt. Er hörte dort u. a. bei Wieland ein Kolleg über Reichsgeschichte, das er jedoch, wie er schreibt, bald verließ, da es „schon bei Ludwig dem Frommen so über Papst und Kirche losgieng, daß ich's bei meinem damaligen Übermaß an Religion nicht länger anhören wollte“. Doch wurde „die übermäßige Frömmigkeit allmählich in's gehörige wohlthätige Gleichgewicht gesetzt“. Rationalistisch temperiert erscheint in seinen späteren Äußerungen auch die früh entzündete Liebe zur Kunst, die ihn im Laufe seines Lebens auf verschiedene Reisen nach Italien, England, Holland und Frankreich führte.

<sup>129</sup> Das folgende nach A. Zawrzel, Aus dem Leben des Oberjägermeisters C. H. Freiherrn (seit 1840 Grafen) v. Sierstorff, des Gründers von Bad Driburg. In: Westf. Adelblatt 4, 1927.

<sup>130</sup> ADB 34, 217.

Dem Vierundzwanzigjährigen waren die Antiken der Vatikanischen Sammlung zu einem unvergesslichen Erlebnis geworden; das Gespräch bei einer Papstaudienz, die Kardinal Albani, der Gönner Winckelmanns, vermittelt hatte, war hauptsächlich diesen Schätzen gewidmet. Auf der 1802 nach den Niederlanden und Frankreich unternommenen Kunstreise sah er in Paris die dorthin verschleppten römischen Antiken wieder. „Das ganze Register von Winckelmanns Geschichte der Kunst lief mir durch den Kopf. Gleichsam blind vom Schwindel zog ich von einer Statue zur andern, ohne sie mit Achtsamkeit besehen zu können“, schreibt er in seinem Reisebuch<sup>131</sup>, wobei er sich wegen dieses „Kunstfiebers“ geradezu entschuldigt; denn nach der Vorrede zu dem selbstverfaßten beschreibenden Katalog seiner Gemäldesammlung scheute er nichts mehr als „eine erhitze Aufwallung von Kunstempfindelei“<sup>132</sup>. Ob Sierstorff wußte, daß er in Heinse einen Mann zu Gast hatte, der mit ihm die Kenntnis der Kunstschätze vieler italienischer Sammlungen und auch Düsseldorfs teilte – fast gleichzeitig hatten sie jüngst Museum und Galerie in Kassel besucht – und sie mit nicht geringerem, wenn auch ganz anders geartetem Enthusiasmus betrachtet hatte? Ob man gar Reise- und Kunsterinnerungen ausgetauscht hat?

1782 hat Sierstorff – inzwischen Hofjägermeister in braunschweigischen Diensten – das Bad zu Driburg in Erbpacht übernommen<sup>133</sup>. Dank seiner vielfältigen Bemühungen „zur Aufnahme dieses so lange Zeit verwayset gewesenen herrlichen Gesundbrunnens“<sup>134</sup> – wozu auch gehört, daß er 1790 den ausgezeichneten jungen Mediziner Joachim Dietrich Brandis als Brunnenarzt gewann – konnte er das Ansehen des kleinen Bades in kurzer Zeit beträchtlich heben. In seinen Briefen der ersten neunziger Jahre ist immer wieder von Überfüllung die Rede<sup>135</sup>. Vor allem ließ er es sich angelegen sein, die Geselligkeit im Bad zu fördern, und er schmeichelte sich, daß in dieser Hinsicht Driburg hinter bedeutenderen Badeorten nicht zurückstehe. „Es wird fast täglich getanzt“, schreibt er am 27. Juli 1792, „der ganze ehemalig Driburger Tohn ist umgestimmt, und siehet es ganz einem großen Baade gleich“. Es gab Theatervorstellungen – 1793 gastierte die Großmannsche Truppe<sup>136</sup> –, Illuminationen und ähnliche Unterhaltungen.

Unter den Besuchern findet man bald auch bekannte Persönlichkeiten. 1790 war Sophie La Roche, die mit Frau von Sierstorff befreundet war, in Driburg zu Gast<sup>137</sup>,

<sup>131</sup> [C. H. v. Sierstorff:] Bemerkungen auf einer Reise durch die Niederlande nach Paris im eilften Jahre der großen Republik, Erster Theil, Hamburg 1804, S. 159 f.

<sup>132</sup> [C. H. v. Sierstorff:] Für die Kunstfreunde, welche meine kleine Gemäldesammlung besuchen wollen, Braunschweig 1817, S. 5.

<sup>133</sup> Vgl. Th. Simon in dem Anm. 83 genannten Driburg-Buch, S. 242 ff.

<sup>134</sup> [Franz Cölestin von Beroldingen:] Phisicalisch Chemische Beschreibung des . . . Gesundbrunnens zu Driburg . . . Hildesheim 1783, S. 12. Der Verfasser, Domherr in Hildesheim und als „speculativer Geologe“ rühmlich bekannt (ADB 2, 506), ist 1782 als erster Gast des neu eröffneten Bades verzeichnet (Simon, S. 244. 248). Er war der Bruder des kunstsinnigen Speyerer Domherrn Joseph Anton Siegmund von Beroldingen (vgl. NDB 2, 144 f.) und stand auch selbst zu literarischen Kreisen in Beziehung. Sein Bild hing, wie das Heinses, in Gleims Freundschaftstempel (C. Becker/G. Wappler, Die Bildnisse im Gleimhaus. Halberstadt 1963, S. 32. 35). Mit beiden Brüdern wollte Heinse Anfang der achtziger Jahre eine Art ‚Italienischen Merkur‘ herausgeben, wobei Franz Cölestin die „Naturgeschichte“ zugeordnet war (X, 210. 214 f. 225).

<sup>135</sup> Briefe vom 27. 7. 1792 und 4. 8. 1793.

<sup>136</sup> Brief vom 4. 8. 1793.

<sup>137</sup> H. Jansen, S. v. Laroche im Verkehr mit dem geistigen Münsterland, Münster 1931,

in den folgenden Jahren Adolf von Knigge<sup>138</sup>, 1796 Charles de Villers<sup>139</sup>, beide mit Brandis befreundet, und ebenfalls in den neunziger Jahren und um die Jahrhundertwende mehrmals Amalie von Gallitzin mit Angehörigen ihres Kreises<sup>140</sup>. Die Erinnerung an die Anwesenheit Hölderlins hält heute ein Gedenkstein im Kurpark fest<sup>141</sup>.

[1]

Driburg d. 14.<sup>ten</sup> Julius 1796.

Die hiesige Gesellschaft ist noch sehr klein, wie Du aus beyliegender Liste sehen wirst, außer *Md<sup>e</sup> d'Oldenschlager* aus *Franckfurt*<sup>142</sup> und H. Kammersecretair *Cleve* mit einem Hannoversch. Amtmann<sup>143</sup> hat Niemand Quartier bestellt, erstere wird nun wegen der Franzosen auch wohl nicht kommen. Ist es andere Jahre auch so, so habe ich mein neues Haus umsonst gebauet<sup>144</sup>. Doch trösten wir uns für jetzt, daß der Krieg daran Schuld

S. 34. 47 ff. (Es handelt sich jedoch nicht um Charlotte von Sierstorff, geb. von Vincke, die Caspar Heinrichs zweite Frau war, sondern um Sophie, geb. von Brabeck.); Kampf, S. 36. 55; vgl. auch S. v. La Roche, Mein Schreibeisch, Leipzig 1799, Bd. 1, S. 274.

<sup>138</sup> Brief Sierstorffs vom 8. 7. 1795; [H. Klendke:] Aus einer alten Kiste, Leipzig 1853, S. 207 ff. (Briefe von Brandis an Knigge).

<sup>139</sup> Die Zeit seines Aufenthalts in Driburg ergibt sich aus der Datierung des ersten und letzten der ‚Lettres Westphaliennes‘: „5. juillet, 1796“ und „20 août“ (S. 1. 269). Ein Zeugnis für ihre sehr herzliche Freundschaft ist ein späterer Brief von Brandis an Villers, worin er sich für die Zusendung einer Schrift bedankt und schreibt: „Ich umarme Dich dafür mit derselben Wärme, und mit demselben Dank, als damals wie Du zu mir Kranken als Tröster und Retter nach Driburg kamst“ (Briefe von B. Constant . . . u. vielen Anderen. Hrsg. v. M. Isler, Hamburg 1879, S. 1).

<sup>140</sup> Briefe u. Tagebücher der Fürstin Gallitzin, Münster 1874, S. 123 ff. 134 ff.; vgl. Anm. 86.

<sup>141</sup> Vgl. HJb 7, 1953, S. 145 f.

<sup>142</sup> Eine Familie dieses Namens ist in Frankfurt nicht nachweisbar. Die Vermutung, daß es sich um eine Namensverwechslung handelt, wird zur Gewißheit durch die Angabe in Br. 6, daß der Mann der Genannten als Geisel verhaftet wurde. Es handelt sich um Dorothea Elisabeth von Olenschlager, geb. von der Kettenburg (1762–1841), seit 1788 vermählt mit Johann Nikolaus Olenschlager von Olenstein (1751–1820), Schöff und Senator in Frankfurt. (Freundliche Auskunft des Stadtarchivs Frankfurt/M.) Es ist sehr wahrscheinlich, daß Frau von Olenschlager auch mit der „Frau von Ohlmacher“ identisch ist, die Sierstorff (dessen Namensgedächtnis nicht das beste gewesen zu sein scheint) in einem Brief an seine Frau vom 4. Aug. 1793 erwähnt: „Vorgestern ist Frau von Ohlmacher aus Franckfurt auf 6. Wochen hier angekommen, sie kennet Dich aus dem Schlangenbaade her, und läßt sich empfehlen.“ Auch eine Familie dieses Namens ist in Frankfurt nicht nachzuweisen.

<sup>143</sup> Vermutlich der von Heinse genannte „Amtmann aus dem Hannöverischen, Kempe“ (VII, 335).

<sup>144</sup> Das neue, im Jahr 1796 vollendete östliche Badehaus. Das der ‚Anleitung‘ von Brandis (1792) beigegebene Kupfer (Wiedergabe in meiner Anm. 1 genannten Schrift, n. S. 32, ferner bei P. Wanner, Hn. Bilder aus s. Leben, 3. Aufl., Stuttgart 1959, Abb. 39, u. bei Beck/Raabe, Abb. 131) zeigt auf der linken Seite bereits dieses Haus; der Text er-

sey, und schläfern uns durch Hoffnung besserer Zeit ein *sperando, caccando, si viva*. Wie es hier heißt, so sind die Franzosen in *Wetzlar* wir wissen davon hier nichts bestimmtes, denn die Frankfurter Zeitungen sind ausgeblieben, gestern hieß es gar, es wäre davon schon eine Streifparthey in *Arensberg* angekommen, heute sagt man, daß es einige 30. französische *deserteurs* gewesen wären. *Nach* Briefen von *M' de Jobal* hat dieser für mich einige Stücke Kattun gekauft die dort ankommen werden, ich bitte diese mit allen übrigen zum hiesigen *Inventario*<sup>145</sup> gehörigen Sachen dort zu behalten, denn gebraucht wird davon dieses Jahr gewiß nichts. . . .

Das traurige anhaltend regnichte Wetter macht hier alles traurig indessen ist das Barometer gestiegen und hoffen wir auch hiemit auf bessere Zeiten, übrigens gehet es hier recht gut, besonders bin ich mit der Verschickung des Wassers zufrieden.

adieu de tout mon Coeur.  
S.

[2]

*Driburg* d. 18. *Julius* 1796.

Seit meinem letzten Briefe sind hier noch einige Fremde angekommen wenigstens so viele, daß das Baadehaus besetzt ist, unter diesen sind der H. General von *Elverfeld* aus *Münster*, H. und Frau *Obristin v. Bülow* nebst *Frl. Tochter* aus *Hannover*, Einige *Hannoversch. Beamte*, *Madam d'Oldenschlager* mit ihrer *Frl. Schwester* und Schwager *v. Oldenschlager*<sup>146</sup> aus *Franckfurth*, letztere sind vor 8. Tagen aus *Franckfurth* abgereiset<sup>147</sup>, in *Cassel* haben sie von dem H. Mstr. v. *Wäitz*<sup>148</sup> erfahren, daß die *Ostreicher* vorigen Montag 5. Stunden von *Franckfurt* geschlagen sind und bey 3000 Mann verloren haben sollen, mehrere durch *Paderborn* gekommene Reisende haben versichert, daß die *Franzosen* am *Mittwochen* Nachmittag in *Frankfurt* eingerückt wären. Da die *Posten* gänzlich ausgeblieben sind, so weiß man daher nichts bestimmtes, man glaubt, daß man mit den *Franzosen* eine *Convention* geschlossen hätte, vermöge welcher sie

wähnt, daß „schon im nächsten Sommer der Grund zum zweyten ganz ähnlichen Quarree von Gebäuden gelegt“ werde (S. 215).

<sup>145</sup> Die Ausstattung für das neue Badehaus (vgl. Br. 2).

<sup>146</sup> Die Schwester ist vermutlich die damals sechzehnjährige *Julie Henriette Agnese* von der *Kettenburg* (1780–1848), die 1809 *Jakob Andreas Gontard*, einen Vetter von *Cobus*, heiratete (vgl. Nr. 30 im Stammbaum bei *C. Jügel*, *Das Puppenhaus, Frankfurt/M.* 1921, S. 432). Bei dem Schwager handelt es sich um „Herrn Oberforstmeister v. *Ohlenschlager*, in *Darmstädtischen Diensten*“, der bei der Rückreise (s. Br. 6) als von *Driburg* kommend unter den *Kasseler Torpassanten* des 18. August aufgeführt ist (*Casselische Polizey- und Commerzien-Zeitung*, 1796tes Jahr, 35tes Stück, S. 711; sonst ist in der Zeit von *Juli* bis *Oktober* 1796 unter den „Personen . . . die . . . allhier einpassirt sind“ weder ein Mitglied der Familie *Gontard* noch *Heinse* oder *Sierstorpf* zu finden).

<sup>147</sup> Also wahrscheinlich gleichzeitig mit den *Gontards*, am 10. *Juli*.

<sup>148</sup> *Minister Friedrich Siegmund Waitz*, *Reichsfreiherr* von *Eschen*, „der bedeutendste *Diplomat* *Hessen-Kassels* im letzten Jahrzehnt des 18. und im Anfang des 19. Jahrhunderts“ (ADB 40, 599); er hatte den *Anschluß* *Hessens* an den *Basler Frieden* zustande gebracht.

gegen *Erhaltung* von mehreren *Millionen* weiter nichts feindliches darin vornehmen wollen. Ihre *Majestät* der *König Fridericus crassus* sind in *Pirmont* auf 4. *Wochen*<sup>149</sup> und soll es dort so voll *Menschen* seyn, daß man für eine kleine *Dachstube* wöchentl. 15. *fl.* zahlt. Hier erwartet man noch einige *Fremde* die sich aus den *Gegenden* von *Franckfurth* hier in *Ruhe* begeben wollen, auch *Madame Gontard* samt *Kindern*. – bey *Warburg* in der *Gegend* von *Wolckrichsen* soll ein *Transport* *schweher* *K. K. Artillerie* und ein *Theil* des *Lazarets* angekommen seyn, und man hält es für *wahrscheinlich*, daß auch hierdurch dergl. *besondere Kranke* kommen könnten, weil ich nun aber nicht sehr darauf *versessen* bin, solche *Gäste* in meinen *hiesigen Anlagen* zu *beherbergen*, so bitte alles, was dort zum *Inventario* des neuen *Baadehauses* *vorräthig* ist, für *jetzt* zu *behalten*<sup>150</sup>.

Ich empfehle mich unterthänigst zu *Gnaden* und beharre wie *allzeit* zu *allen Diensten* fertig.

S.

[3]

*Driburg* am h. *Liboriustage*<sup>151</sup> 1796.

. . . Es ist *jetzt* hier ganz voll von *Menschen*, so, daß *mehrere* *zusammen* auf den *Bedienten Zimmern* wohnen müssen – Die *gedruckten Listen*<sup>152</sup> werde ich *nächstens* schicken, es ist *voller* als *voriges Jahr*. . . .

adieu S.

[4]

*Driburg* d. 30<sup>ten</sup> *Julius* 1796.

Deine *drey* *letzten Briefe* habe ich *auf einmal* erhalten, ein *Beweis* wie *schlecht* die *Posten* *bedient* werden, . . . Die *Gontards* wovon ich *geschrieben* habe, sind noch in *Cassel*, und werden so, wie *viele andere*, wieder nach *Franckfurt* zurück gehen, wo die *Franzosen* sich *sehr gut* betragen sollen. . . . Ihre *Majestät* *amüsieren* sich *sehr gut* in *Pirmont*, wo sie bis *Donnerstag*<sup>153</sup> *bleiben* werden. Hier *ists* noch so *zimlich* voll. Ich *bedauere* daß *Sieur Schrader* sich *wahrscheinlich* in *Hitze* so *weit vergessen* und so *dummes Zeug* *hergebracht* hat, Du *mußt* *Dich* mit mir *trösten*, denn *ohne Verdruß* *gehets* hier auch nicht ab. Dieses *Jahr* *ärgert* mich *Brandis* aufs *mehrste* dessen *Grobheit*, *Schmutz* und *Gleichgültigkeit* aufs *höchste* *gestiegen* ist, *mündlich* *hiervon* *mehr*. . . .

Sc[h]iavo. S.

<sup>149</sup> *Friedrich Wilhelm II.* von *Preußen* ging am 13. *Juli* zur *Kur* nach *Bad Pymont* (*L. Häusser*, *Deutsche Geschichte* . . . 4. *Aufl.*, 2. *Bd.*, *Berlin* 1869, S. 73).

<sup>150</sup> Das neue *Badehaus* war also noch nicht für *Gäste* *ingerichtet* (vgl. *W. A. Ficker*, S. 92 f.). *Sierstorpf* wollte mit dem *Hinweis* darauf die *unerwünschten Gäste* *fernhalten* und daher *vorläufig* die *Einrichtung* nicht *weiterführen*.

<sup>151</sup> 23. *Juli*.

<sup>152</sup> Weder *gedruckte* noch *handschriftliche Kurlisten* aus dieser *Zeit* haben sich *bisher* *auffinden* lassen.

<sup>153</sup> 4. *August* (s. aber *Anm.* 154).



Daß ich seit einigen Posttagen Dir nicht geschrieben habe, daran ist folgende Reise Schuld, – Mann hörte hier Wunder über Wunder erzehlen, die sich alle bey dem Aufenthalte des Königs v. P. in *Cassel* zutragen sollten, und die großen *Fêtes* rühmen die ihm der Landgraf bereitet<sup>154</sup>, nichts natürlicher also, als, daß einige von der hiesigen Gesellschaft dahin reiseten, diese waren Hr. und *Mad. Ruths* aus Brehmen – Hr. und Frau Hofrätin *Klenze*, Amtmann *Flöcker*, *Assessor Osthaus* und ich. Den ersten Tag ritte ich bis *Geismar* und den anderen Morgen, war ich in *Cassel*, der erste Nachmittag wurde mit Besehen der Merkwürdigkeiten in *Cassel* der schöne Abend aber in der Aue zugebracht, den anderen Morgen ginge es um 6. Uhr nach dem *Weissenstein*, wo wir auf der schönen Terrasse den König erwarteten, der erst um 11 Uhr in vollem Gallop den Berg herauf ankam und vor dem linken Flügel des Schlosses abstiege, der Landgraf und der Erbprinz waren dem König auf einige Meilen entgegen gefahren und saßen sie zusammen in einem offenen Wagen, Ein zahlreiches Militair von aller Arth paradirde auf der Terrasse und das fürtreffliche Local gabe dem Dinge ein äußerst reizendes Ansehen, gerade als der König auf die Höhe kam, erhob sich der prachtvolle Sprung der großen *Fontaine*, die dasmal die doppelte Höhe bey stillem Wetter, man sagte 150. Fuß hoch, sprang, schöner habe ich es nie gesehen. Der König ging bald zu dieser *Fontaine*, wobey der Landgraf ganz, wie ein alter Unterofficier den *Cicerone* machte. es waren wenige Zuschauer da, ich konnte also fast alles hören was sie sich einander sagten, der Landgraf machte mit seiner *Fontaine* wahrlich einen sonderbaren Contrast! Es wurde an einer Tafel von ohngefahr 50. *Couverts* gespeiset und in dem kleinen Lusthause auf der *Terrasse* war eine Marschals Tafel von ohngefahr 14. Personen. Nachmittags entstand ein starkes Gewitter mit einem ein paar Stunden anhaltenden Regen, nachher besahen der König und die zu ihm gehörige die Merkwürdigkeiten vom *Weissenstein*, Du kennst sie so gut als ich, ich will also davon nur kurz sagen, daß ich sie mit wahrem Erstaunen gesehen habe, vorzüglich die alte Römische Wasserleitung, und die sogenannte *Teufelsbrücke*; da sich den Nachmittag die Zuschauer sehr vermehrt hatten; so war der Anblick wunderschön. Den Abend späth kehrte ich nach *Cassel* zurück, wo ich mit der Gesellschaft den anderen Tag noch einige Dinge, die Bildergallerie, das *Museum* u.s.w.<sup>155</sup> besahe, um 10. Uhr Exercierte der Landgraf selbst in die Aue ein Regiment Garde wobey er recht in seinem Werke zu seyn schiene. schrie dabey zettermäsig und erklärte dem König welche Künste das Regiment noch ohne die Zeichen [?] könnte. um den König war eine große Anzahl Prinzen, als der Dänische Kronprinz, Sachsen Meinungen, Philipsthal, u.s.w.

<sup>154</sup> Landgraf Wilhelm IX. (seit 1803 als Kurfürst Wilhelm I.) hatte bei seinem Regierungsantritt (1785) den einstigen Aufwand der Hofhaltung beträchtlich eingeschränkt; er galt als geizig (geht darauf das „ziemlich“ B 125, 46?), sofern er nicht seiner Bauleidenschaft und seinen militärischen Liebhabereien frönte (ADB 43, 64 ff.; Losch, S. 156 ff.; H. Brunner, *Gesch. d. Residenzstadt Cassel. Cassel 1913*, S. 303 ff.). Dem preußischen König, der seit dem Anschluß Hessens an den Basler Frieden der engste politische Bundesgenosse war und demnächst mit dem hessischen Fürstenhaus in verwandtschaftliche Beziehung treten sollte, mußte jedoch ein festlicher Empfang bereitet werden, als er auf der Rückreise von Pymont vom 3. bis 5. August als Gast in Kassel weilte (Losch, S. 223).

<sup>155</sup> Im Besucherbuch der Galerie findet sich S. 164 der Eintrag: „C H v. Sierstorpf d. 4. August“.

endlich erblickte ich dazwischen auch unsere beyden Neuwieds und den Major Schwarze.

Den Abend war die ganze Aue man sagte mit  $\frac{m}{80}$  Lampen beleuchtet, wobey es an einigen schmeichelhaften Sinnbildern für den König nicht fehlte, die aber fast alle sehr elend gewählt waren, und eigene Arbeit des Hr. Landgrafen zu seyn schien, nur die Inschrift über einem Adler mit weit gebreiteten Flügeln *ab illa securitas* war erträglich. Den anderen Morgen früh reisete der K. ab. bey allen diesen Dingen habe ich bemerkt, daß der *Casseler* Hof nicht gewöhnt seyn muß, *Fêtes* zu geben, denn alles lief sehr untereinander, und in manchen Stücken contrastirten Überfluß und Mangel. so, wie das in allem in *Cassel* der Fall zu seyn scheint, z. B. die Betteley auf den Straßen, so wurde man bey jedem Wasserfalle, selbst neben dem Schlosse und allem, was da groß ist, so gar von einer Classe Menschen z. B. von zimlich gekleideten Bürgern und Handwerkern angebettelt<sup>156</sup>, so; daß man sich des Gedankens: Hätte der Landgraf doch statt dem prächtigen Unsinn Spitäler und Invaliden Häuser gebaut! nicht erwähnen kann. und eben so bald dienen einem alle die prächtige Monumente nur zu ekelhaften Beweisen, wie sehr sich die Großen verwirren können, wenn sie anfangen, Narrheiten ins große zu treiben, So gar auf meinen Jäger *Cwnitz* hatte es diese Wirkung, indem er mir den Abend auf meine Frage: wie gefällt euch der *Weissenstein* antwortete; So was prächtiges habe ich mir gar nicht vorstellen können, aber das ganze ist doch eine Schande von üppiger zu nichts nützender Verschwendung, man hätte dafür doch was besseres bauen können etc. Als ein Paar mir sehr auffallende Anekdoten folgendes: den Abend mußten alle Zuschauer fast noch bey hellem Tage um nach der Illumination hin und zurück zu kommen Sperrgeld bezahlen, wenn man diese, denn es waren sehr viele Fremde in *Cassel*, auf 20000 Menschen anschlägt, so kommen eben so viele ggr. heraus, womit  $\frac{m}{20}$  Lampen bezahlt waren. – Oben auf dem *Weissenstein* beim *Hercules* ist in dem großen Gebäude ein Saal<sup>157</sup> worin etwa 12. sehr gewöhnliche alte Stühle stehen, da diese nun einem Fremden der bis dahin 700 und einige 50. Stufen gestiegen hat, nicht ganz gleichgültig zu seyn pflegen; so ist ihm das Verboth des Landgrafen, das der als Schweizer masquirte alte Pensionair im militair Ton ankündigt um desto auffallender, vermöge welchen Niemand sich da setzen darf, die Ursach konnte ich hiervor nicht einsehen, wäre es in einem catholischen Land gewesen, so hätte man vermuthen können daß vielleicht einst der zu verehrende Hintern eines Heiligen diese Stühle besessen hätte, und daß nun nur ein Priester darauf ruhen dürfe. Der Schweizer versicherte, daß er es nie zugeben würde. Doch konnte ich nicht widerstehen mich hinzusetzen und ihm zu beweisen, daß es doch lächerlich sey, einen Fremden so Tantalisieren zu wollen. – Daß Niemand in Hessen einen Runden Huth und Pantalons Hosen dicke Halstücher etc.

<sup>156</sup> Vgl. Jean Pauls Brief vom 10. Okt. 1801: „Ich war in Cassel... In Thon-Klumpen wohnen die Bauern; in der Stadt giebs wenige Elbogen, die nicht eine betelnde Hand aufmachen, die 2 langen ausgenommen, die sogar jede Hand stehlen, die mit dem Zepter“ (*Hist.-krit. Ausg. III*, 4, 109).

<sup>157</sup> „In dem mittelsten Stockwerke [des Oktogons], nach vorn zu, hat der jetzt [1804] regierende Landesherr einen schönen, mit Möbeln versehenen Saal ausbauen lassen, welcher drey Glathüren hat. Man genießt daselbst eine entzückende Aussicht, die bey klarer Witterung bis an den Brocken reicht“ (F. Lometsch, *Wilhelmshöhe. Alte Ansichten u. Pläne, Kassel 1961*, S. 16; hier sind S. 22 auch die drei als Fremdenführer eingesetzten Schweizer erwähnt).

tragen darf ist durch einen expressen gnädigsten Befehl, als ein Antidot gegen Jacobinismus verboten<sup>158</sup>. – Die Prinzen von Neuwied habe ich vor meiner Abreise besucht sie lassen sich freundschaftlich empfehlen, politisches Neues nichts, der französische Gesandte hat wie es Major Schwarz selbst gehört hatte, gesagt, man würde von dem Project; daß der Rhein die Grenze machen solle nicht abgehen, hingegen auch nicht zuwieder seyn, daß sich die größeren weltlichen Fürsten an den geistlichen Ländern erholten. Das gebe doch der liebe Gott!!!

In Geißmar habe ich viele Veränderungen, und viel schönes, aber eben nichts anwendbares für Driburg wie ich es hoffte gefunden. Die Quelle ist nach der neuen Einrichtung noch schlechter geworden, und äußerst elend. die Bäder schmutzig und schlecht. P. P.

Diese Reise hatte ich vom Montage bis Freytag<sup>159</sup> abgemacht, und bequem konte ich auf dem Rückwege Fürstenberg, wo ich mit dem Bergrath *Voldemar Rendez Vous* getroffen hatte auf ein Paar Tage mitnehmen. Auch da traf der Professor *Helwig* ein der mit mir hierher geritten ist. Die übrige Gesellschaft ginge von *Cassel* aus nach ihren Heymathen auseinander. Hier sind noch ohngefahr 30. eigentl. Curgäste, sonst gibt es eben nichts besonderes.

Mit *Brandis* stehe ich auf einem sonderbaren Fuß, und haben wir uns seit den ersten 5. oder 6. Tagen nach meiner Ankunft nicht gesprochen. Es kam über folgendes her, – Ich kam des Morgens in den Saal worin ich *Sieur Brandis* mit noch ein Paar Herren neben dem Kamin sitzend antrafe, sie hatten so Toback gedampft<sup>160</sup> und so um sich gespieen, daß ich ihnen sagte: Wie es hier nach Toback riecht! was werden die Damens dazu sagen? / Hr. B. / Finden Sie das: die Dames haben es sich ausgebeten. / ich/ aus-

<sup>158</sup> Anakoluth („Daß jemand... trägt, ist... verboten“). Das Verbot wurde in Hessen am 2. Juli 1796 erlassen (Losch, S. 230). Die langen Pantalons, der runde Hut und das dicke Halstuch galten als Zeichen revolutionärer Gesinnung (R. Klein, Lexikon d. Mode, Baden-Baden 1950, S. 99 ff.; M. v. Boehn, Die Mode... 1790–1817, München 1908, S. 125 ff. 130 ff.). Wilhelms IX. „ganze Politik ist beherrscht von der Furcht vor der Revolution... So war ihm auch die Mode der Revolution, der Zylinderhut und die lange Hose nebst dem unfrisierten und nicht zum Zopf gedrehten Haar, tief verhaßt, und um seinen Casselanern die Tracht lächerlich zu machen, ließ er die Eisensträflinge, welche damals das Kehren der Straßen zu besorgen hatten, in besagte Kleidung stecken“ (Brunner, S. 304; vgl. Losch, S. 229 f.; Boehn, S. 139). Der hessische Landesherr stand damit nicht allein; über Verbote des runden Hutes handelt ein Aufsatz im Jahrgang 1797 des ‚Journals des Luxus und der Moden‘ (Bd. 12, S. 502 ff.). Offenbar auf Sierstorpf's Erzählung zurück geht eine Stelle in den ‚Lettres Westphaliennes‘, wo der Autor den Ausblick vom Knochen nach Süden beschreibt und die hessische Hauptstadt erwähnt: „Plus au sud, vous apercevez les côteaues de la Fulde, et ceux qui environnent cette ville célèbre des Hessois, où de mémorables réglemens viennent de proscrire des chapeaux ronds et les longues culottes. Vous voyez se dessiner dans les airs cette haute pyriamide qui termine le Weissenstein, monument énorme, durable, et vraiment digne des Romains, si quelque but d'utilité publique n'étoit le premier mérite de cette sorte d'ouvrages: mais cette masse inutile étonne d'abord, et n'attire ensuite que le mépris de l'observateur“ (S. 225).

<sup>159</sup> 1. bis 5. August.

<sup>160</sup> *Brandis'* Leidenschaft für das Rauchen erwähnt auch Villers (S. 84); vgl. Brück, S. 321. 325.

gebeten! vermuthlich nur aus gezwungener Höflichkeit nachgegeben / B./ Darüber beruhigen Sie sich, ich werde hier nie eine Unhöflichkeit begehen, / ich / das erwarte ich auch nicht, indessen kann ich nicht bergen, daß ich dieses als eine Unhöflichkeit ansehe und ginge heraus. – Diese ist unsere Conversation ganz wörtlich *Brandis* den ich darauf bey einer anderen Gelegenheit wieder ansprache, antwortete kurz und seit dem haben wir uns nicht gesprochen, Übrigens lebt er wie vormals bekümmert sich um keine Kranken<sup>161</sup> und verkommt fast in Schmutz und Dreck. *Madame* ist *en Chemise greque* gekleidet<sup>162</sup>, wobey ihre hängende Tittens so hoch als möglich aufgetrieben und ihre Hahre voll Nissen sind. Klagend über alles bedauert sie den Verlust von *Ulrich* u.s.w. sie bekümmern sich beyde ums ganze so wenig, daß da gestern im Baadehaus der Camin brandte, ihre Leute es für unnöthig hielten es ihnen zu sagen, ich ließ dabey das Dach aufbrechen, um von oben herab das Feuer zu dämpfen, und sie erfuhren erst den Abend von ohngefahr, daß es gebrennet hatte. er spielt den ganzen Tag. Alle Kranke klagen über ihn besonders der *G. v. Elverfeld*, welcher aus Versehen des Baademeisters zu warm geaadet hat und daher wie *B.* selbst gesteht 17. Tage krank lage. u. so mehrere Ich hoffe es soll nun so arg werden, daß ich von ihm komme. . . .

[6]

Driburg d. 18.<sup>ten</sup> August 1796.

...

Hier sind jetzt nur noch ohngefahr 14. Personen, worunter auch eine Familie *Gontard* aus *Franckfurth*, gestern ist die *Fr. v. Oldenschlager* abgereiset, weil ihr Mann als Geißel weggeführt ist<sup>163</sup>, sie erhielt die lamentabelsten Briefe über die vielen, gar nicht zahlbaren Forderungen der Franzosen, und weil ein jeder aus Furcht geplündert zu werden sein Geld auswärts geschickt hat, und niemand dem anderen Geld leihen will, so ist in Frankfurt kein Geld zu haben. Ich gedenke bis d. 1. Sep. hier zu bleiben, und dann über *Hildesheim* zurück zu kommen.

*Sc[h]iavo umillimo. S.*

*Brandis* ist jedoch nicht gefährlich krank, übrigens ist mit ihm noch wie ich geschrieben habe.

<sup>161</sup> Dieser Vorwurf dürfte der Mißstimmung des Briefschreibers entsprungen und kaum gerechtfertigt sein. Drei Jahre später, als das Zerwürfnis zwischen Sierstorpf und *Brandis* noch größer geworden war, schrieb jener in einem Brief vom 25. Juni 1798 an seine Frau: „Übrigens lebt er [*Brandis*] hier ganz *en misanthrope* und kömmt nur des Abends zum Vorschein, schmutziger als jemals in einem verfluchten [?] Anzuge mit Pantalonschosen und einem runden ledernen Käppchen, mit einem achttägigen Bart und 14tägige schwarze Klauen, er bemühet sich als Arzt ganz über die maßen, besucht die Kranken in der Stadt, u.s.w. und schreibt Bücher.“

<sup>162</sup> „*Madame*“ ist die zweite Frau von *Brandis* (Brück, S. 312), gegen die Sierstorpf offensichtlich eine starke Antipathie hegte. Der vieldiskutierten neuen Damenmode (Klein, S. 99; Boehn, S. 96 ff.) widmet Villers einen ganzen Brief (S. 158 ff.); er setzt sich mit Eifer dafür ein.

<sup>163</sup> Siehe oben S. 259.

Driburg d. 25. August 1796.

Ich adressiere diesen Brief nach *Rehburg* mit dem Wunsche daß Du Dich dort gut amüsiren wirst und die Cur gut anschlagen möge. Hier ist alles vorbei, und die Paar Leute, die hier sind, werden in den nächsten Tagen abgehen. nur die *Gontardsche* Familie wird hier auf unbestimmte Zeit bleiben, man sieht sie fast gar nicht sie bleiben immer auf ihren Zimmern, eine Anecdote davon mündlich. Mit *Brandis* gehet's noch immer so, und ich bin dabey Deiner Meinung, die Sache bis zu seiner Hinziehung nach Braunsch[weig] langsam fortgehen zu lassen. Ich gedenke künftigen Montag oder Dienstag<sup>164</sup> von hier abzureisen, bleibe einen Tag in *Holzminden*, einen in *Hildesheim*, und dann nach Braunsch[weig]. . . . Welches schöne Wetter!

adieu S.

## LESEFRÜCHTE: HÖLDERLIN IM 19. JAHRHUNDERT

## BEITRÄGE ZU SEINER WIRKUNGSGESCHICHTE

VON

ALFRED KELLETAT

I

*Noch einmal: Bogumil Goltz zitiert Hölderlin**Lothar Kempfer  
zum siebzigsten Geburtstag gewidmet*

Vor Jahren einmal hat Lothar Kempfer auf ein Hölderlinzitat in einer der vielen Schriften des literarischen Wildlings Bogumil Goltz aus Thorn an der Weichsel hingewiesen<sup>1</sup>.

Es handelte sich dabei um einige Abschnitte in dem Essay ‚Zur Geschichte der menschlichen Seele und der Seelen-Poesie‘, einem der zweiundzwanzig Aufsätze des Goltzischen Sammelbandes ‚Die Bildung und die Gebildeten‘ (Berlin 1864), in denen der Verfasser ‚moderne Zustände‘ zu beleuchten versprach. Er benutzte an jener Stelle in ziemlich freier blumiger Paraphrase einige Verse des Gedichts ‚Hälfte des Lebens‘, um Werden und Vergehen des Menschen und den unaufhaltsamen Schritt der Lebensalter am farbigen Wechsel der Jahreszeiten zu enträtseln. Er schreibt:

Wie himmlisch war die Lebens-Reise in den Jugendzeiten, als uns Frühlings- und Liebes-Götter das Geleite gaben und jeden Abgrund mit Laub und Blumen verdeckten! Und jetzt pilgern wir durch eine Winter-Landschaft, in welcher beschneite Sträucher und Bäume, um ihren Blätter- und Blüthenschmuck trauern. Die geschwätzigen Bäche, die brausenden Cascaden: sind zu schweigenden, zackigen Eismysterien verhext; der wollüstige, weiche Rasen ist ein grün und weiß geadeter Marmor geworden, von dem unsere Schritte wiederhallen.

Die stillen Teiche, die Seen, in welche *die schweren Fruchtzweige hineinhangen und die wilden Rosen*, sind kalte gespenstige Eisspiegel, in denen sich der blaßblaue, erbarmungslose Stahl des Himmels-Gewölbes beschaut, und *die Schwäne, welche einst in der heilig nüchternen Fluth badeten*, gehören der Mythe an. –

Wo ist die junge Gottheit, welche so milde ihr Rosen- und Lilien-Scepter über jugend-

<sup>164</sup> 29. oder 30. August. Am 3. September schreibt Sierstorpf aus Braunschweig: „Gestern bin ich hier angekommen.“

<sup>1</sup> HJb 3, 1948/1949, 188–192.

glückliche Geschöpfe schwang? Wo ist der schmeichelnde, sorgenfreie Sommer, wo sind seine grün-goldenen Locken, die ihm von Bäumen und Gebüsch, auf Felder und Wiesen herabwallten?

Barmherzige Gottheit, steh' uns auf all' die herzzermalmenden Wandlungen Rede! – Ist dieses dräuende Gewölbe noch der alte versöhnte Himmel! sind diese rasenden Lüfte, welche die Sturmtrumpete blasen, noch mit dem Gottes-odem verwandt, der sommerlich in unsern Kinder-Locken und mit dem blitzenden Haar von Braut und Bräutigam gespielt hat?

Waren wir alten Menschen in unserer Jugend-Zeit sinnverwirrt? Haben wir nur so kindlich mit offenen Augen gefabelt und geträumt? Hätte uns unsre himmlische Zuversicht getäuscht? –

So entsendet der paradiesvertriebene, der alternde Mensch seine stummen Fragen gen Himmel; aber Gottheit und Natur hüllen ihre Antworten in neue Frühlings- und Winter-Räthsel ein, deren Lösung sie dem Gewissen, der heiligen Schrift und der Sterbestunde überantwortet haben.

Dies ist ein Bruchstück, ein Augenblick aus den Mysterien des alten Menschen-Gemüths, welches seine Kindheit, seine Jugendliebe nicht vergessen hat und den Paradies-Schein noch am Winterhimmel stehen sieht<sup>2</sup>.

Mit diesen Gedanken ‚Zur Geschichte der menschlichen Seele und der Seelen-Poesie‘ ist Goltz zu einem Hauptthema seiner Schriftstellerei zurückgekehrt, und keines seiner zahlreichen Bücher hat ihm so dauernden Ruhm bei der Nachwelt eingetragen wie sein Erstling, das ‚Buch der Kindheit‘ von 1847. In der ausgebreiteten autobiographischen Literatur, unter der Vielzahl der Kindheitserinnerungen, die dieses 19. Jahrhundert als erstes für darstellens- und aufbewahrenswert geachtet hat, ist Goltzens Buch ein Juwel: nicht nur als eine Poetisierung und poetische Verklärung der Kindheit, sondern gleichermaßen oder viel mehr noch durch seine realistische Beobachtung und seine tiefe Einsicht in die Gesetze und Geheimnisse der frühen Lebensstufen, in ihre Erfahrungen und Verwandlungen. Dieses aufspürende Interesse für die eigne Entwicklung und seine einfühlsame Kraft der Erinnerung hat dem Autor, als einem neugierigen ‚Beobachter seiner selbst‘ in Knabengestalt, diesen einmaligen Glückswurf gelingen lassen und das unvergleichliche Dokument einer Kindheit geschaffen<sup>3</sup>.

Auch in diesem Frühwerk schon zitiert Bogumil Goltz Hölderlin – und zwar das gleiche Gedicht ‚Hälfte des Lebens‘, das offenbar in den Vorrat seiner poetischen Grunderfahrungen und zu seinem lyrischen Hausschatz

<sup>2</sup> I 93–95.

<sup>3</sup> 1. Aufl. Frankfurt a. M.: Zimmer 1847; 4. Aufl. Berlin 1877; 5. Aufl. 1905; hg. von Karl Muthesius (Bibliothek pädagogischer Klassiker) Langensalza 1908; hg. von Friedhelm Kemp (Lebensläufe, Bd. 1) München: Kösel 1964 (leicht gekürzt); Zitate nach dieser jüngsten Ausgabe.

gehört hat. Die Frage nach der Quelle von Goltzens Hölderlin-Kenntnis wird zur Beobachtung eines Königsberger Literatenkreises in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts überleiten, auf den Lothar Kempfer damals schon hingewiesen hat. Ich freue mich, ihm diese Mitteilung widmen zu dürfen, nicht zuletzt weil sie aus dem verlorenen Land meiner eigenen Kindheit kommt – als eine unscheinbare Spur aus der Geschichte seiner Seelen-Poesie.

Bogumil Goltz, am 20. März 1801 in Warschau geboren, wo der Vater seit der dritten Teilung Polens das preußische Justizwesen leitete, wurde von seinen Eltern als Sechsjähriger zu Freunden in Pension gegeben, „weil ich – so schreibt er – bei dem Überfluß eines unbändig gearteten Kindersegens meines Vaters aus erster und zweiter Ehe mit meinen Unarten und Originaleinfällen für ein überflüssiges Elternvergnügen galt“, und diese sich mit ihm des „rebellischen Prinzips“ im Hause begeben wollten. Mit den Pflegeeltern kam der Knabe 1807, im Jahr des Tilsiter Friedens, nach Königsberg. Die Stadt am Pregel gewann in seinen Erinnerungen einen unvergleichlichen Rang; er illuminierte sie mit einer ganz speziellen nüchternen Poesie des Alltags und beginnt das Königsberg-Kapitel seines Buches mit folgendem Anruf, den ihm mancher gewiß nachfühlen kann: „Wenn ich an Königsberg denke und mein Herz den süßen Traum der Kindheit zurückträumt, wenn vor meiner sinnenden Seele diese nordische Handelsstadt auftaucht...: dann muß ich mein Geschick beklagen, das mich von meiner wahren Heimat ferne hält, von dem Stück Erde, das mir das liebste auf Erden ist“ (S. 173).

Die Pflegeeltern bezogen eine Wohnung auf dem Haberberg, einem südlichen Stadtteil, dessen besondere Reize der Junge bei seinen Streifzügen bald entdeckte, wie den Haberberger Friedhof oder den Wiesenweg zum Brandenburger Tor hinaus nach Ponarth. Der bei weitem wichtigste Ort für seine kindlichen Studien und Erfahrungen war aber das in unmittelbarer Nähe gelegene altertümliche Gasthaus zum Schwarzen Roß, Ausspann für die vom Land kommenden Bauern und Herberge für allerlei Reisende, das ihm ein täglich neues figurenreiches Schauspiel bot. Hier hatte er auch das Erlebnis, das er in seiner krausen Schreibweise ‚Symbolik in Baulichkeiten, Szenerien und Lebensarten. Weltuntergang, ein Gesicht im Schwarzen Roß‘ nennt. Er präludiert diesem ‚Gesicht‘ mit einem der spermologischen Gedanken Hamanns – „in dessen Orakelstil... ich mich mit Wollust vertiefe“ – den er weitschweifig ausspinnt: „Das menschliche Leben scheint in einer Reihe *symbolischer Handlungen* zu bestehn, durch welche unsre Seele ihre unsichtbare Natur zu offenbaren fähig ist

und eine anschauende Erkenntnis ihres wirksamen Daseins außer sich hervorbringt und mitteilt.“<sup>4</sup> In diesem Sinne wollte auch Goltz in allen Vorgängen, Situationen und Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens eine „Zeichen- und Bildersprache“, eine „Chiffrenschrift Gottes“ sehen, in der eine sublimen spirituelle Wahrheit hinter den Dingen lesbar wird. Eine solche frühe Erfahrung, die sich ihm weit über ihre äußere Alltäglichkeit hinaus einprägt, zeichnet die folgende Szene auf. Seine gewohnte Umgebung, die alltäglichen Dinge erscheinen dem Kind plötzlich erstarrt und leer und erwecken in ihm ein Vorgefühl des Weltuntergangs. Der Autor glaubt, als er später diese Erinnerung aufzeichnet, sein damaliges Gefühl sei am besten in Hölderlins ‚Hälfte des Lebens‘, und zwar in der zweiten, der winterlichen Strophe dieses Gedichts, ausgedrückt, deren Wortlaut ihm nicht gegenwärtig ist, deren Zustand er aber voll trifft.

Ich trachte seit Jahren schon nach ein paar irgendwo mitgeteilten Versen, die, von dem verstorbenen Dichter *Hölderlin* im Wahnsinn gedichtet, eine Seelenstimmung zurückspiegeln, wie sie mich als Knaben einmal an einem rauhen Winterabende bei Sonnenuntergang in dem Hofe jener mehrerwähnten Herberge zum schwarzen Roß ergrieff. Könnte ich die wenigen Zeilen hierher setzen, so würde man augenblicklich verstehen, was ich mit meinen Gesichtern, Seelenzuständen und symbolischen Geschichten gesagt haben will.

Es war um die Zeit des Tilsiter Friedens an einem Wintertage, und ich weiß nicht mehr was für eine böse Zeitung in der allgemeinen Trübsal und moralischen Völkerverzweiflung die Gemüter noch ganz insbesondere an Gott und Weltgeschichte verzagt gemacht haben mochte, da bezog sich auch zum ersten Mal mein lichter Kinderhimmel. Meine Eltern hatten auf ihrem schönen Landgute Milanowek bei Warschau durch wiederholte Feuersbrünste einen bedeutenden Teil ihres Vermögens und in Folge dessen das Gut selbst eingebüßt, und meiner Mutter Amme, die mich wie eine Mutter liebte und von ihrem ersparten Lohne so oft mit Zuckerwerk gefüttert hatte, war mir soeben in einem Briefe, als im Absterben begriffen, angemeldet worden. An diesem Unheilstage stand ich in einem leichten Anzuge, im bloßen Halse und ohne Kopfbedeckung, diesmal aber frierend und zum Tode betrübt in dem Torweg meiner zu allen Weltbeobachtungen auserkorenen Herberge, an einen der hölzernen Eckpfeiler gelehnt. Es war ein trockener Frost bei bezogenem Himmel, die Sonne eben im Untergehn. Kurze Windstöße wirbelten die Strohhalme vor dem Torwege in die Höhe, fegten die Straße und rissen den in ihre Mäntel vermummten, jach vorübereilenden Fußgängern Hüte und Mützen vom Kopf und rafften einem paar kleiner, an die Mauer gedrückten erfrorenen Bettelmädchen, die mit Reisigbündeln beladen, nicht weit von mir die Vorübereilenden vergeblich um eine Gabe anwimmerten, das bißchen dünne Lumpenbekleidung um die Beine zu Hauf. Auf dem haberbergischen Kirchturm und auf ein paar alten Hausgiebeln kreischten und krächzten die Wetterfahnen, und in der Wirtsstube war es öde und dunkel, kein Gast drinnen zu hören oder zu sehn. In einem Winkel saß der Wirt ohne Pfeife, in einem andern die Wirtin, beide ohne Lebenszeichen und ohne ein Wort. Auf dem Stubenherd brannte kein Feuer, auf dem Schenktisch standen ein paar halbgelehrte Biergläser, von

<sup>4</sup> S. 312 f. der 1. Aufl.; in der Ausgabe von 1964 nicht enthalten.

ihren Eigentümern im Stich gelassen, wie wenn's ihnen nicht mehr geschmeckt hätte. Auf dem Hofe war alles wie ausgestorben, der Hausknecht müßig und überflüssig in einen Stallwinkel gedrückt, hier und da ein altes Rad und sonst ein Stück von einem auseinandergenommenen Gerät, in einem Winkel ein eingefrorener alter Puffschlitten und was sonst noch für ein Fragment, die Pumpe im Eise vermauert und wie von einem Tropfstein inkrustiert, ebenso vor der Haustüre ein mit einer Schmutzlache übergossener und so im Guß zugefrorener Rinnstein. Das alles zusammen ergab ein Bild und eine Föhlung, wie wenn bereits die Seele vom Dasein und von der Welt und vom Menschen abgeschieden und eben nur noch alles pro forma und von ungefähr vorhanden sei, ohne ein Göttliches oder Ewiges oder nur ein Lebendiges zu bedeuten. Es schien alles vorbei und nunmehr ganz gleich, ob sich die Leute aufhingen oder noch unter dem Schurr-Murr von Weltüberbleibseln und toten Hülsen herumstiefelten. Das Lebensfeuerwerk war soeben abgebrannt worden und alleweile nur noch die Karkassen zu sehn<sup>5</sup>.

Wie man sieht, handelt es sich um die gleiche literarische Reminiszenz und Anspielung; nur verwendete Goltz in dem Alterswerk vornehmlich die Bilder der sommerlichen Strophe des Gedichts, um die Seligkeit der Jugendzeit auszumalen, hier, in seinem Erstling, aber die harten Zeichen der Winterstrophe, um die erste ahnungsschwere Verdüsterung seines lichten Kinderhimmels zu skizzieren: Winter, frierend, bezogner Himmel, Sonnenuntergang, Windstöße, Mauer, ‚im Eise vermauert‘ und kreischende und krächzende Wetterfahnen. Sie sind ihm die Symbole einstiger Vereinigung und Starre, wie jene die Bilder einer verklungenen Harmonie<sup>6</sup>.

Es stellt sich erneut die Frage, woher Goltz die Kenntnis dieses Gedichts kam und wie es überhaupt mit seiner Hölderlin-Kenntnis bestellt war. Lothar Kempfer hatte damals schon auf die Zueignung des Buches von 1864 hingewiesen, die lautet: „Diese Schrift widme ich meinem herzlichen Freunde, dem Doktor Alexander Jung in Königsberg“. Damit ist die Verbindung zu dem Literaten und Journalisten hergestellt, der im Jahre 1848 im Cotta-Verlag die erste umfassende Hölderlin-Monographie veröffentlichte. Auf den letzten Seiten dieses Werkes läßt er dem zitierten Gedicht eine wenn auch etwas ungefähre, so doch teilnehmende und einföhlende Besprechung angedeihen. Jung hatte seine Arbeit mit dem prophetischen Satze der Karoline von Wolmann eröffnet: „Hölderlin wird aufsteigen am literarischen Himmel Deutschlands wie ein Stern, wenn Deutschland Dichter von seiner Großartigkeit der Begriffe und Einfachheit des Ausdrucks vertragen kann“ und widmete es „Seinem Freunde Karl Rosen-

<sup>5</sup> S. 196 ff., textgleich mit der 1. Aufl. – Auf die Stelle hat schon Werner Kraft im Hölderlin-Kapitel seines Buches *Wort und Gedanke* 1959 hingewiesen; vgl. ferner Roy Pascal, *Die Autobiographie*, 1965, 114 f.

<sup>6</sup> Vgl. Wolfgang Binders Interpretation von *Hälfte des Lebens* und anderer Nachtgesänge (in: *Schweizer Monatshefte* 45, 1965/66, 583–591), der von der Symbolik der Bewegung und der Symbolik der Dinge in diesem Gedicht spricht.

kranz... in unwandelbarer Hochachtung und Liebe“. Womit der Name eines weiteren Mannes in dieser Traditionskette genannt ist: der Königsberger Philosoph und ungemein vielseitige und wirkungsvolle Literat, Nachfolger Herbarts auf dem Lehrstuhl Kants, der engagierte Hegelianer, der das Hegelsche System auf die verschiedensten Wissensgebiete übertrug; 1844 gab er als Supplement zu dessen Werken ‚Hegels Leben‘ heraus.

Kehren wir zu Goltzens ‚Buch der Kindheit‘ zurück. Theodor Kutenkeuler<sup>7</sup>, dem für seine Arbeit der handschriftliche Nachlaß des Autors, damals in Thorn und Naumburg an der Saale, zugänglich war, weiß etwas über die Entstehungszeit des Buches. Danach ist das Kapitel ‚Königsberg oder mein kindlicher Verkehr mit der sittlichen Welt‘, das unsere Szene enthält, zuerst verfaßt worden, und zwar zwischen dem 25. Juni und 16. August 1844. Das zeigt die datierte Urschrift. Sie zeigt außerdem, daß den eigentlichen Anstoß zur Abfassung der Autobiographie ein Besuch Königsberg gab, das Wiedersehn mit den Stätten der Kindheit<sup>8</sup>. Hier lernte er im Hause des Schulrats Lucas auch Rosenkranz und Jung kennen, die man im literarischen Leben der Stadt kaum verfehlen konnte. Mit beiden ergaben sich langdauernde freundschaftliche und literarische Beziehungen<sup>9</sup>.

Rosenkranz hat seine damalige Begegnung mit Goltz im Tagebuch festgehalten. Diese Aufzeichnung ist wenig bekannt geworden, weshalb hier einige Abschnitte daraus, auch als Charakteristik des originellen Mannes, wiedergegeben seien<sup>10</sup>:

Sommer 1843. In diesen Tagen hat mich ein sehr interessanter Mann besucht, Bogumil Goltz, der in Gollupp (= Gollub), einem Städtchen Westpreußens unweit Thorn an der

<sup>7</sup> Bogumil Goltz. Leben und Werke, Danzig 1913.

<sup>8</sup> Kutenkeuler 112 f., Anm. 74. Eine für den Druck getilgte Stelle heißt: „... als mich im verwichenen Sommer meine Herzensbangigkeit widerum nach 36jähriger Abwesenheit nach Königsberg geführt hatte...“ Der Erstdruck unterscheidet sich vom Urtext durch Ausmerzung von Personennamen und genauen Ortsbezeichnungen.

<sup>9</sup> So verfaßte Jung eine Schrift ‚Bogumil Goltz, ein Original in der Zeit der Nivellirung‘, die ungedruckt blieb. In seinem autobiographischen Roman Rosmarin oder die Schule des Lebens (1862) figurirt Goltz als Sylvester.

<sup>10</sup> Aus einem Tagebuch. Königsberg Herbst 1833 bis Frühjahr 1846. Leipzig 1854, 368–371. Häufiger liest man Hebbels Bericht über eine Begegnung in Wien: Bogumil Goltz und sein Buch der Kindheit, in: Der Wanderer, Wien 1852; Werke ed. Stern 9, 200–204; auszugsweise im Nachwort der Ausgabe von 1964, 303–305. – Auch spätere Besuche Goltzens in Königsberg sind bezeugt, so im Juli 1848 im Brief von Rosenkranz an Jung vom 30. Juli 1848 bei Goldstein (vgl. Anm. 36) S. 136: „und wir lauschten den Fabelreden unseres Goltz“.

polnischen Grenze, lebt. Er ist in Warschau geboren, hat hier und in Breslau studirt, große Güter bewirthschaftet, Unglück aller Art gehabt und sich seit zehn Jahren in ein bescheidenes Privatleben zurückgezogen. Hier hat er ungeheuer viel gelesen, gedacht, geschrieben. Es ist grenzenlos, was er in seiner Einsamkeit Alles in sich durchgearbeitet hat. Seine Kraft zu schildern ist gewaltig. Er hat mir von Warschau mit einer mikroskopisch-plastischen Abschaulichkeit erzählt; originelle Szenen aus seinem vielbewegten Leben mit einem unvergleichlichen Humor vorgetragen; Anekdoten aller Art förmlich in Scene gesetzt; tiefe Anschauungen des Lebens mit einer sittlichen Energie und religiösen Weihe ausgesprochen, daß er mir Philosoph, Dichter, Priester zugleich zu sein schien. Er führte einen großen Koffer mit Manuscripten bei sich, aus denen er mir über die verschiedensten Themata halbe Tage lang vorgelesen hat. In Dem, was er schreibt, merkt man die Vereinsamkeit seiner Production öfter an einer gewissen Breite, an einer zuweilen maßlosen Wiederholung von Lieblingsantithesen, die bei ihm festgeworden sind, an einem ihm unbewußten Übergehen aus dem Wichtigen in das Nebensächliche, das er oft mit derselben Ausführlichkeit behandelt. Er hat einen Reichthum ihm ganz eigenthümlich angehörender Kategorien von instinctlichem Wissen, von Cavalierästhetik, von Illuminationen der Darstellung, von Natur und Übernatur, von Symbolik des Geschehens, von der Heiligkeit der Scham, von der Macht der Fühlungen, vom Profanen, vom Schulformalismus, vom Witz usw. Es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn man ihn zum ersten male darin reden hört, aber man merkt bald, daß diese Terminologie bei ihm vollkommen durchgearbeitet, Fleisch und Blut geworden und mit seiner ganzen markigen Persönlichkeit innigst verwachsen ist. Er hat ein unglaubliches Bedürfnis, Alles, was ihm vorkommt, zu durchdenken. Hegel's ‚Enzyklopädie‘ und ‚Phänomenologie‘ stellt er sehr hoch, wie heftig er auch gegen den instinctlosen, abstracten Begriffspedantismus der Hegelianer declamirte, die in ihrem scholastischen Hochmuth alle Mysterien profanirten und alle Individualität nivellirten. Der Ausspruch Hegel's, daß der denkende Geist sich der Methode als einer Zucht unterwerfen müßte, hatte ihn tief ergriffen. Bei ihm selber ist zwischen den weiten Contouren eines sehnsüchtigen Idealismus und zwischen der scharfen Penetration, womit er die einzelne Erscheinung ergreift, noch ein gewisser Hiatus, den er vorläufig noch mit Postulaten, Protesten und humoristischen Wendungen ausfüllt. Er hat mir den Unterschied im Bau des Racepferdes und des gemeinen Pferdes, das hier Kunter genannt wird, mit einer Gründlichkeit, Klarheit und ästhetischen Sinnigkeit beschrieben, daß ich ihn nicht genug bewundern konnte. ....

Er ist bei aller herkulischen Kraft ein kindlicher Mann, der uns auch beim Schulrath Lucas Szenen aus seiner Kindheit vorgelesen hat, die voller Gemüth und dabei höchst malerisch gezeichnet waren. Er ist eine jener grandiosen Figuren, die aus der erhabenen Sehnsucht unsers nordischen Idealismus hervorgehen und die mit einer gewissen romantischen Gebrochenheit kämpfen. Ich suchte dem wackern Manne Muth einzusprechen, wenn er sein bisheriges Thun geringschätzte und an dem Verdruß würgte, vierzig Jahre seines Lebens ohne sonderliches Resultat hinter sich gebracht zu haben. Er nannte sich ironisch einen Manuscriptenbesitzer und wollte hier einen Verleger suchen.

Natürlich wär' es interessant zu wissen, welche Szenen seiner Kindheits-erinnerungen Goltz damals in Königsberg vorgelesen hat und ob etwa das Weltuntergangsgesicht im Schwarzen Roß schon dabei gewesen sein mag; ob ferner die beiden Königsberger Hölderlin-Kenner Jung und Rosenkranz mit ihm damals über den Dichter gesprochen haben. Die vorliegen-

den Zeugnisse verraten nichts darüber; d. h. indirekt scheinen sie die Frage zu verneinen: denn die beiden hätten ihm doch wohl zu dem Gedicht, das er irgendwann einmal gelesen und dessen Wortlaut ihm entfallen, nach dem er ‚seit Jahren schon‘ trachtet, Genaueres sagen können.

Fragt man nach der Quelle, aus der Goltz seine inzwischen verblaßte Kenntnis geschöpft haben mag, so bietet sich vor dem Erscheinen der Schwabschen Ausgabe von 1846 entweder der Erstdruck in Wilmans ‚Taschenbuch für das Jahr 1805‘ oder – und das ist wahrscheinlicher! – der Abdruck, den Hermann Kurz 1838 in Cottas ‚Morgenblatt für gebildete Leser‘ veranlaßt hatte; denn an diesem aktuellen Literaturblatt teilzunehmen wird der in seiner Golluber Einsamkeit Lesegierige sich am wenigsten haben entgehen lassen<sup>11</sup>.

Auffällig ist übrigens, daß in Goltzens umfangreicher Produktion sonst keine Spur von Hölderlin zu finden ist, auch nicht in Zusammenhängen, wo man sie erwarten dürfte. So pflegte der Autor seine Werke mit einem weitgestreuten Zitatenschatz zu übersäen – schon im ‚Buch der Kindheit‘ beginnend (im Neudruck sind diese zahlreichen Motti gestrichen). So versammelt er in zwei Bänden von 1850, die er ‚Das Menschen-Dasein in seinen weltewigen Zügen und Zeichen‘ nennt, den Dimensionen des Titels entsprechend alles, ‚was Rang und Namen‘ hat – durch die Jahrhunderte. Besonders der 2. Band, in dem über Sprache, Stil, Kunst, Symbolik, Schönheit diskutiert wird, hätte eine Hölderlin-Kennntnis, wäre sie vorhanden gewesen, kaum unterdrücken lassen. Diesselbe negative Feststellung gilt für zwei Bände des Jahres 1860 ‚Die Deutschen. Ethnographische Studie‘, wo in einer deutschen Beispielreihe Luther, Böhme, Herder, Lessing, Gellert, Goethe, Schiller, Hippel und Jean Paul nennt. Es ist unvorstellbar, daß ihm der ‚Hyperion‘, hätte er ihn gekannt, nicht als Fundgrube enthusiastischer Zitate gedient hätte. Vielleicht – und so scheint es fast – war ‚Hälfte des Lebens‘ das einzige Samenkorn, das eines Tages zufällig auf seinen Acker fiel und dort aufging.

<sup>11</sup> Es ist dasselbe Gedicht und aus derselben Quelle geschöpft, das sich einem andern zeitgenössischen Leser ebenso unvergeßlich einprägte; Carl C. T. Litzmann sagt im Vorwort zu Friedrich Hölderlin's Leben (1890): „Ich war fast noch ein Knabe, als ich in einer Zeitschrift – ich meine, es war das Morgenblatt – zum ersten Mal etwas über Hölderlin las. Unter den mitgetheilten Gedichten befand sich ein in der Zeit des Irrseins entstandenes, welches einen besonders tiefen Eindruck auf mich machte, daß ich es nicht vergessen konnte. ‚Mit gelben Blumen hängst / Und voll mit wilden Rosen . . . .“

## II

### *Hölderlin am baltischen Ufer*

Es mag erstaunen, in Königsberg, der weit entfernten preußischen Stadt, zu jener Zeit auf ein ungewöhnliches Interesse an Hölderlin und auf eine Hölderlin-Kennntnis zu stoßen, der wir außergewöhnliche Zeugnisse und Hervorbringungen verdanken. Aber dieses Interesse und die literarhistorischen Leistungen gehören in einen größeren Zusammenhang. Das leuchtet ein, vergegenwärtigt man sich, daß hier 1844 Rosenkranz die erste Hegel-Biographie schreibt, daß derselbe Mann öffentliche Vorlesungen über Goethe hält, in denen er als erster seinen Zeitgenossen „den Dichter nach seiner Totalität“ darstellt, wobei „Goethes Genius das Auditorium durchflamte“, wie er in der Vorrede des 1847 erscheinenden Buches ‚Goethe und seine Werke‘ berichtet; 1848 erscheint Alexander Jungs Hölderlin-Monographie, ebenfalls die erste, 1849 Gregorovius' ‚Goethe's Wilhelm Meister in seinen socialistischen Elementen entwickelt‘ und 1854 die gleichzeitig entstandene Arbeit Jungs ‚Goethe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts‘. Allein diese Titelreihe läßt auf ein reges literarisches Leben schließen. Die genannten Autoren berichten selbst darüber des öftern stolz und erstaunt und erklären die wache Teilnahme breiter Kreise der Bürgerschaft gerade aus der isolierten Lage der Stadt. „Alle großen Erscheinungen der Literatur werden assimiliert, und der Königsberger darf in der Belesenheit mit jedem anderen Großstädter in die Schranken treten“ sagt Rosenkranz in seinen reizvollen ‚Königsberger Skizzen‘<sup>12</sup>. Eine 1844 gegründete ‚Bürgergesellschaft‘ vereinigte „Handwerker, Literaten, Künstler, Fabrikanten, Gutsbesitzer, Dozenten und Studenten, Lehrer, Schriftsteller, Beamte, kurz Angehörige aller Berufe“ zu Vorträgen über historische, literarische, politische Themen.

Hinzu kam als bewegendes Moment die politische Situation des Vormärz, die sich in Ostpreußen besonders ausnahm. Die Vorstellungen einer staatlichen Reform Preußens, die zwischen 1806 und 1813 von Königsberg ausgegangen waren, waren hier stärker als anderswo im allgemeinen Bewußtsein geblieben und hatten sich durch die Restauration nach 1815 nicht ablenken und beschwichtigen lassen. Auf die Regierungsübernahme Friedrich Wilhelms IV. richteten sich daher die Hoffnungen für eine frei-

<sup>12</sup> 2 Bde., Danzig 1842, stark gekürzter Neudruck Königsberg: Gräfe und Unzer 1940; ferner Alexander Jung, Königsberg und die Königsberger, Leipzig 1846; vgl. Helmut Motekat, Vom geistigen Leben Königsbergs während der Biedermeierzeit. Bürgerschaft und Universität, in: Jb der Albertus-Universität zu Königsberg/Pr. Bd. 2, 1952, 159–173.

heitliche Entwicklung des Staatswesens. Aber sogleich 1840 bei der Huldigung wie auch bei der Dreihundertjahrfeier der Universität 1844 enttäuschte der König diese Erwartungen. Diese Enttäuschung radikalisierte die bürgerlichen Liberalen, die unter Studenten und Professoren starken Anhang fanden, in ihren Forderungen nach einer demokratischen Verfassung und parlamentarischer Volksvertretung. Diese Kämpfe erfüllten das öffentliche Leben bis 1848 und drückten auch der Beschäftigung mit der Literatur den Stempel unmittelbarer Aktualität auf<sup>13</sup>. So verspricht Jung auf dem Titelblatt seines Hölderlin-Buches, sein Thema „mit besonderer Beziehung auf die Gegenwart“ zu behandeln, und sein Goethe-Buch sollte zunächst ‚Pädagogisches und Soziales in Goethes Wanderjahren‘ heißen. Gregorovius versteht diesen Roman als „die künstlerische Gestaltung der Gesellschaftsidee überhaupt... worin sich der deutsche Geist der sozialen Bewegung des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts durch das Medium der Kunst bemächtigt habe“ und vergleicht ihn den Utopien des Morus, Campanella usw. Und Hermann Hettner sagt in seiner Besprechung der Schrift von Gregorovius (1852): „Niemand kann verkennen, die Organisation, die Goethe seinem wandernden Bunde zuteilt, ist in den wesentlichen Stücken durchaus mit den Idealen des modernen Sozialismus übereinstimmend. ... Wie aber kommt Saul unter die Propheten?“ Das zeigt, wie sehr die zeitkritischen Aspekte Wahl und Behandlung des Gegenstandes beeinflussten; es gilt auch für Jungs ‚Hölderlin‘, selbst wenn der eigentümlichen philosophischen Position des Verfassers wegen eher ein Gegenbild zur Gegenwart daraus wurde. Wie sehr aber die persönliche Lage der Schreibenden von der Zeitsituation abhing, zeigt sich, wenn Rosenkranz etwa bemerkt – allerdings aus später Erinnerung, 1872 erst –, daß „Jung in Hölderlins Werken ein ablenkendes, seelenverwandtes Thema gefunden habe, als die freieren religiösen und sozialen Regungen in Königsberg von der Polizei unterdrückt waren“; und an Gregorovius schreibt er am 25. Februar 1878, doch wohl an Ähnliches denkend: „Wie nahe sind wir beide 1848 und 1850 an den größten Gefahren glücklich vorübergegangen!“

In dieser Umgebung und auf diesem Zeitgrund sind die folgenden Hölderlin-Leser zu sehen. Nur als solche und keineswegs im weitem Ausmaß ihrer Wirksamkeit sollen sie hier gezeichnet werden, d. h. nur um die wenigen auffindbaren Hölderlin-Spuren geht es, stellvertretend sie gewiß für manche, die der Gang der Geschichte für immer ausgelöscht hat.

<sup>13</sup> Vgl. Bruno Schumacher, Geschichte Ost- und Westpreußens, Würzburg 1959, 264–268. – Fritz Gause, Die Geschichte der Stadt Königsberg in Preußen. Bd. 2 (1963), 505–558: Das Jahrzehnt um 1848.

Einen ‚Stern Königsbergs‘ priesen ihn seine Zeitgenossen und er selbst nannte sich scherzhaft „eine Notwendigkeit im System der Königsberger Kulturgeschichte“. Durch sein mitreißendes Temperament, den Reichtum seiner polyhistorischen Bildung, die glänzende Eloquenz und die Leichtigkeit seines Stils beherrschte er das öffentliche Leben der Stadt in vielerlei Rollen, seit er 1833 dem Ruf der Universität gefolgt war, an der er, zumal da sich die gelegentliche Aussicht auf den Lehrstuhl Hegels in Berlin zerbrach, bis an sein Lebensende wirkte.

Sein nicht nur in unserm Zusammenhang hervorragendstes Verdienst ist die Hegel-Biographie von 1844<sup>15</sup>. Es ist bekannt, daß er in diesem Werk zum erstenmal auf Hegels nahe Freundschaft mit Hölderlin und mit Sinclair hinwies. So verdanken wir seinen Nachforschungen den ersten Druck des einzigen erhaltenen Briefes Hegels an Hölderlin sowie seines Gedichts ‚Eleusis. An Hölderlin, August 1796‘<sup>16</sup> in diesem Buche. Im Vorwort dankt der Verfasser „einem bei biographischen Interessen der Gegenwart unumgänglichen Manne, Herrn Varnhagen von Ense zu Berlin“ und schreibt ferner: „Unaufgefordert hatte dagegen Herr Schwab die Güte, mir von Tübingen den Brief abschriftlich zu übersenden, in welchem Hegel sich zur Annahme der Hauslehrerstelle bereit erklärt, die Hölderlin ihm zu Frankfurt a. M. ermittelt hatte. Es ist zu hoffen, daß wir durch Herrn Schwab über Hölderlins Leben gründlicher unterrichtet werden, als es bisher der Fall gewesen. Ich habe deshalb in der Biographie den Abschnitt über Hegels Verhältniß zu Hölderlin kürzer gehalten, als es in meiner ursprünglichen Absicht lag.“ Er deutet dann, offenbar einer brieflich geäußerten Meinung Christoph Schwabs widersprechend, im Zusammenhang mit dem Hen kai pan und mit dem „merkwürdigen Document Hegels“, eben dem Gedicht ‚Eleusis‘, seine Auffassung von den geistigen Prioritäten

<sup>14</sup> ADB 29, 1889, 213–215 (Prantl). – Altpreußische Biographien 2, 1967, 570 f. (L. Esau). – Goedeke, Grundriß 14, 1959, 909–937 (H. Jacob). – Lotte Esau, K. Rosenkranz als Politiker, Halle 1935. – Eugen Japtok, K. Rosenkranz als Literaturkritiker. Eine Studie über Hegelianismus und Dichtung, Freiburg Br. 1964. – Friedhelm Nicolini, K. Rosenkranz als Herausgeber und Biograph Hegels, Bonn 1970.

<sup>15</sup> G. W. F. Hegels Leben, Berlin 1844; Neudruck Darmstadt 1963 und 1969. Ein Vorabdruck u. a. des Kapitels ‚Hegel und Hölderlin‘ erschien in Prutz’ Literaturhistorischem Taschenbuch 1, 1843, 89–200. – „Alles andere, was ich geschrieben habe, kann der Vergessenheit zum Raube fallen, aber dies Buch von mir wird bleiben.“ So urteilt der Verfasser über ‚Hegels Leben‘ im Vorwort zu seinem letzten Hegel-Werk ‚Hegel als deutscher Nationalphilosoph‘ 1870.

<sup>16</sup> StA 7 Ba 27 und 121.



im Tübinger Freundesbund an und schließt: „Ich sehe daher Hölderlin als den *prophetischen* Menschen an, der unter den Tübinger Studirenden zuerst den ‚Sturm und Drang‘ des Geistes nach Allheit und Einheit verkündete. Er war Schellings und Hegels dichterische Bevorwortung.“ Nach Rosenkranz' weiteren Quellen und Gewährsmännern werden wir später fragen.

Aber nicht nur und nicht erst hier in ‚Hegels Leben‘, sondern auch an einigen andern, früheren und späteren Stellen in seinen Büchern wie in persönlichen Äußerungen, die uns erhalten sind, begegnet Hölderlin, so daß sich daraus ein ungefährender Umriß seines Hölderlin-Interesses rekonstruieren läßt. Es bekundet sich zum erstenmal in Vorträgen, die Rosenkranz „von einer gemischten Gesellschaft auf dem Schloß zu Königsberg im Februar und März 1838“ über das Thema ‚Ludwig Tieck und die romantische Schule‘ hielt. Diese wurden als Abhandlung im selben Frühjahr in den ‚Hallischen Jahrbüchern‘ gedruckt und später in den 1. Teil der ‚Studien‘ 1839 (S. 277–344) aufgenommen<sup>17</sup>.

Der Redner kam auf dem Wege über die ‚Kunstandacht‘ bei Wackenroder und Tieck zur ‚Hinführung der Kunst zur Religion‘, worin er des Novalis höchstes Streben zu erkennen meint, dem er sich ausführlicher widmet. Er schließt diese Betrachtungen mit einem Lob der geistlichen Lyrik (nicht der Hymnen an die Nacht!) als der „Krone von Hardenberg's Poesie, wie ihm denn als Lyriker in der romantischen Schule Niemand, . . . gleich zu stellen.“ Und fährt fort:

Es wäre nur Einer hier zu nennen, Einer, mit welchem sich die Literaturhistoriker noch nicht abgegeben haben, ihn zu rangiren, wie sie es heißen. Dieser Eine war der Form nach Hardenberg's Gegentheil; er war in Hellas heimisch und dichtete in den schönsten Metren, die der griechische Geist ersonnen, aber sein Gemüth war ächt romantisch. Dieser Pendant zu Novalis bist Du, unglücklicher *Hölderlin!* Ach, jetzt versteht Dich Niemand mehr, und Du hast wohl gethan, Dir Deine ‚Kamalattasprache‘ zu erfinden, um nur noch mit Dir selbst umzugehen und über das *Ἐν καὶ πᾶν* zu brüten, was Du an Deine Wand mit großen Buchstaben geschrieben! Du bist wahnsinnig! War es eine Ahnung Deines Schicksals, als Du Deinen Roman Hyperion nanntest, welcher die Zügel der durch den Aether dahinjauchzenden Sonnenrosse einst dem Phaethon überließ, die den Jüngling in den Eridanus schleuderten? Aber gewiß, wenn irgend einer, so verdienst Du der romantischen Schule beigezählt zu werden, Du, der Du sangst:

Mit ihrem heil'gen Wetterschlage,  
Mit Unerbittlichkeit vollbringt

<sup>17</sup> In den früheren literargeschichtlichen Arbeiten von Rosenkranz vermißt man jeden Hinweis auf Hölderlin, wo ihn das Thema erwarten läßt: die ‚Aesthetischen und poetischen Mittheilungen‘ von 1827 enthalten eine ‚Einleitung über den Roman‘; darin werden Ardinghello, Woldemar, Sternbald, Ofterdingen, Werther, Wahlverwandschaften, Wilhelm Meister, Titan u. a. genannt – nicht der Hyperion.

Die Noth an Einem großen Tage,  
Was kaum Jahrhunderten gelingt.  
Und wenn in ihren Ungewittern  
Selbst ein Elysium vergeht,  
Und Welten ihrem Donner zittern,  
Was groß und göttlich ist, besteht<sup>18</sup>.

Unverkennbar entlehnen diese Zeilen Einzelheiten, aber auch das Gesamtbild des Dichters, aus Waiblingers Hölderlin-Darstellung, die 1831 in Brockhaus' ‚Zeitgenossen‘ erschienen war, und welche Rosenkranz auch im Hegel-Buch noch als Grundlage für Biographisches benutzte, die er dann allerdings erweiterte<sup>19</sup>.

Die Kernfrage des Tieck-Aufsatzes, nämlich die literarkritische Auffassung der Romantik bei Junghegelianern und Jungdeutschen, ist hier nicht zu erörtern – auch nicht die Zuordnung Hölderlins oder seine Klassifizierung als ein Romantiker besonderer Art (‚classische Romantik‘), als ‚ein Seitentrieb der romantischen Poesie‘, wie sie sich bis zu Hayms ‚Romantischer Schule‘ hinzieht. So rief auch dieser Aufsatz von Rosenkranz sogleich das antiromantische Manifest ‚Der Protestantismus und die Romantik‘ von Ruge und Echtermeyer in den Hallischen Jahrbüchern 1839 hervor, das die Romantikfeindschaft der nächsten Jahre entschieden bestimmte. Rosenkranz selbst, ‚der allerfreieste Althegeleiter‘ (Ruge), der romantischen Poesie seit früher Jugend zugetan (Tieck, Fouqué und Novalis waren damals neben Klopstock, Goethe und Schiller seine Lieblingsdichter), behielt in diesem Streit immer eine mittlere Position, die er mit ‚apologetischer Polemik‘ fast zu hart bezeichnete<sup>20</sup>.

Neben diesen zeitgerechten Diskussionen und Parteiungen des Vormärz, wie sie zahlreiche Hölderlin-Aufsätze der vierziger Jahre, die Flut der Nekrologe usw. spiegeln, nahm die Erforschung seines Lebens und seiner Dichtung einen stilleren Gang. Der Gedichtausgabe von 1843 gaben Gustav und Christoph Theodor Schwab neue ‚Lebensumstände‘ bei und Christoph Schwab verfaßte für den zweiten Band der Werkausgabe von 1846 die erste vollständigere Biographie. Aufgrund dieser Gesamtausgabe schrieb Alexander Jung in Königsberg seine Monographie, die 1848 er-

<sup>18</sup> Zitiert nach: Studien, 292–293.

<sup>19</sup> So behält er z. B. die in doppelter Hinsicht fehlerhafte Bezeichnung von Hölderlins Geburtsort als ‚Neislingen‘ bei (in Hegel's Leben S. 40: Meislingen). – Die Zitation des Phaethon im vorliegenden Text mag an Waiblingers gleichnamigen Roman erinnern.

<sup>20</sup> Vgl. Japtok aaO 37–48: Rosenkranz und das junge Deutschland; 48–68: Die Achtung der Romantik. – Von Rosenkranz' nicht unbeträchtlichem Nebenverdienst für die Hölderlin-Forschung in ‚Hegels Leben‘ hat der Verf. keine Notiz genommen, da dieses Werk außerhalb seines Betrachtungskreises lag.

schien. Mit diesen Ereignissen war auch für Rosenkranz – wie für die Literaturhistorie überhaupt auf lange Zeit hinaus – der Gipfel des Hölderlin-Interesses erreicht; was sich nach 1848 noch aufspüren läßt, ist Nachklang.

In seiner heute wieder beachteten ‚Aesthetik des Häßlichen‘ (Königsberg 1853, Neudruck Stuttgart 1968)<sup>20a</sup> erörtert er, im Kapitel über ‚das Gemeine‘, im Sinne seines Meisters die Wirkung großer Naturgegenstände auf den Menschen und lehrt, daß „das Erhabene dieses Anblicks nicht unsere subjective That, vielmehr das objective Werk der Natur“ sei und die Erhebung des Gemüts nur wiederhole, was objektiv vorhanden:

Nicht wir nur denken das Unendliche, sondern die Unendlichkeit realisiert sich und diese Anschauung ist es, die uns von den Schranken des Endlichen entlastet. . . . Wenn wir vom eisgekrönten Aetna aus Himmel, Erde und Meer in so großen Verhältnissen anschauen, daß, was sonst schon die Schranke des Horizontes ausmacht, tief unter uns liegt, so befreit uns dieser makrokosmische Blick von aller subjectiven Engeit und erhebt uns zu den im Weltall waltenden Göttern, wie Hölderlin im *Tod des Empedokles* so herrlich geschildert hat.

Zwei Jahre später, in dem dickbändigen Werk ‚Die Poesie und ihre Geschichte‘, findet sich Hölderlins Name selbst in solcher Beiläufigkeit nicht mehr, auch nicht in den mit Namen gespickten Schlußkapiteln, in denen der Verfasser die Gegenwart an das umfassende Panorama einer ‚Entwicklung der poetischen Ideale der Völker‘ anschließt. Und was schließlich 1870 in ‚Hegel als deutscher Nationalphilosoph‘ noch einmal über sein Verhältnis zu Hölderlin gesagt wird (S. 37f.) ist nichts als eine kurzgefaßte Replik der originalen Fassung in ‚Hegels Leben‘ von 1844.

Nun läßt sich der Weg, den wir durch die schriftstellerischen Objektivationen zurückgelegt haben, noch einmal wiederholen, indem wir uns an die Biographie des Autors halten, an seine persönlichen Beziehungen, Bekanntschaften und an die Zeugnisse, die sie in Briefen, Tagebüchern usw. hinterlassen haben. Diese Wiederholung läßt uns besser in seine Werkstatt blicken, jedenfalls was die Materialien, mit denen er arbeitet, und ihre Herkunft angeht; sie wird uns mit den Vermittlern seiner Hölderlin-Kenntnisse bekannt machen – es zeigt sich ein erstaunlicher Kreis von Menschen, die von Hölderlin wußten, mit seiner Dichtung vertraut waren und für sie wirkten.

<sup>20a</sup> Rosenkranz an Varnhagen, 18. Januar 1854: „Meine Neigung, das Negative in allen seinen Formen zu studiren, wächst unter solcher Stimmung und meine Aesthetik des Häßlichen . . . wird wohl nur der Anfang einer Reihe viel tiefer in die Hölle des Daseins sich einbohrender Arbeiten sein“ (Warda S. 203).

Rosenkranz, 1805 in Magdeburg geboren, studierte 1824–26 in Berlin Theologie, vornehmlich bei Schleiermacher; bei Hegel hörte er nicht, begann auch erst in den folgenden Semestern in Halle mit dem intensiven Studium seiner Philosophie; in den nächsten Jahren ergaben sich einige aber nur flüchtige Begegnungen – so hat er zufällig Hegels letzten Geburtstag, am 27. August 1831, in Tivoli am Kreuzberg mitgefeiert; am 14. November starb Hegel. Die in der Folge allerwichtigste Bekanntschaft in Berlin schloß Rosenkranz mit Varnhagen, die etwa 1829 begann. „Mit Varnhagen trat ich damals noch in keinen besonderen Verkehr“; schreibt er in seiner Selbstbiographie ‚Von Magdeburg bis Königsberg (Berlin 1873, S. 407), „erst als er das Buch zum Andenken Rahel’s herausgegeben und mir geschenkt hatte<sup>21</sup>, fing eine Correspondenz unter uns an. Zwischen durch besuchte ich ihn manchmal.“ Dieser Briefwechsel ist 1926, soweit er sich im Nachlaß der beiden Korrespondenten noch vorfand, glücklicherweise von Arthur Warda publiziert worden und dadurch gerettet<sup>22</sup>. Dieser Publikation sind die folgenden Zitate entnommen. Vom August 1833 bis zum Juli 1858 reichen die vorliegenden Briefe – d. h. fast bis zu Varnhagens Tod im November. In dem Zeitraum gibt es nur zwei größere Lücken: vom April 1840 bis April 1843; nach der Revolution war Rosenkranz vom Sommer 48 bis zum Herbst 49 in Berlin tätig, so daß sich Schreiben erübrigte; außerdem sind nicht alle Briefe erhalten.

Mit dem ‚Buch Rahel‘, das immerhin das hyperionische Motto ‚Still und bewegt‘ wie ein Symbolum für den weiten Freundeskreis trägt, beginnt also dieser Austausch. Und Varnhagen war der Übersender und der Bedankte. In ihm lernte der junge Rosenkranz eine Zentralfigur des geistigen und literarischen Lebens Berlins kennen. Als er im Herbst des Jahres von Halle nach Königsberg, seinem künftigen Wirkungsort, reiste, besuchte er Varnhagen zum erstenmal<sup>23</sup>. Es bedarf hier kaum der Erinnerung, daß dieser Mann seit seinen frühen Jahren Gedichte Hölderlins und den ‚Hyperion‘ kannte, daß er 1808 den kranken Dichter im Tübinger Turm besucht hatte, und daß er dessen Dichtung und Gestalt zeitlebens gegenwärtig behielt, wie seine zahlreichen Aufzeichnungen beweisen. So schrieb er noch

<sup>21</sup> Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde, Berlin 1833.

<sup>22</sup> Briefwechsel zwischen Karl Rosenkranz und Varnhagen von Ense. Hg. von Arthur Warda. Königsberg/Pr.: Gräfe und Unzer 1926. – Arthur Warda (1871–1929), Amtsgerichtsrat und Literaturforscher, bereitete mit J. Nadler die Hamann-Ausgabe vor; besaß eine Autographensammlung, die wie seine Bibliothek bei seinem Tode in den Besitz der Königsberger Universitätsbibliothek übergang; ihr heutiges Schicksal ist unbekannt. – Altpreußische Biographien 2, 1967, 776 (C. Diesch).

<sup>23</sup> Vgl. Brief Nr. 13 vom 28. Mai 1837: „Als ich vor nun bald vier Jahren das Glück hatte, Sie persönlich kennen zu lernen . . .“.

anlässlich des Erscheinens der Schwabschen Ausgabe ins Tagebuch: „Dieser Autor faßt mich von allen Seiten mit gewaltsamen, lebenvollen Erinnerungen“ (8. Oktober 1846). Diese Erinnerungen umfaßten auch den bedeutenden Kreis noch Lebender und schon Verstorbener, dem diese Hölderlin-Begeisterung gemeinsam war und der durch diese neue Verbindung wohl erst auch Rosenkranz zugänglich wurde. Achim von Arnim und Bettina, Charlotte von Kalb mit ihrer Tochter Edda und Karoline von Woltmann, Hegel und Sinclair, Johannes Schulze und Leutnant Diest und doch wohl auch Rahel – womit keineswegs alle genannt sind – gehörten zu diesem längst noch nicht genügend erforschten und dargestellten Berliner Kreis.

Als er mit der Arbeit an seinem Hegel-Buch begann, vermutete Rosenkranz in Varnhagen, der sich durch die ‚Biographischen Denkmale‘ und seine ‚Denkwürdigkeiten‘ als Historiograph und unablässiger Beobachter und Memorator seiner Epoche bekannt gemacht hatte, einen wertvollen Informanten. Im Brief am 14. April 1840 machte er ihn mit seiner Absicht bekannt: „Hätte ich mehr Muth, so würde ich noch auf ein Capitel zu reden kommen, welches für Sie wie gemacht ist, auf Hegel's Biographie, die ich übernommen habe. Sie hätten vielleicht aus Denkblättern oder aus Ihrem vasten und scharfen Gedächtniß Manches über Hegel mitzuthemen, was eigentlich nur ein so feiner Beobachter, als Sie, an ihm hat sehen können, was also nur in Ihnen fortlebt. Auf jeden Fall müssen Sie sich ein eigenthümliches Bild von ihm erschaffen haben. . . . Ich muß schon die ganze Atmosphäre schildern, in welche Hegel 1818 in Berlin eintrat; . . . Sie ahnen schon, wie oft ich Ihre Denkwürdigkeiten werde consultieren müssen, um mir immer die Localfarbe der Dinge zu vergegenwärtigen. . . .“ Am 24. April schon erfüllt Varnhagen den Wunsch, so weit er kann – mit einem ausführlichen Brief (war es doch eine Frage nach seinem Herzen!), aus dem hier nur andeutend zitiert werden kann: „Ich wende mich zu Ihrem neuesten Unternehmen, der Biographie Hegel's. Zu dieser hab' ich leider wenig zu liefern. Ich sah Hegel ziemlich viel, aber unser Umgang blieb beschränkt, da ich weder sein Zuhörer war, noch sein Gefährte in gesellschaftlichen Dingen. Rahel war sehr aufmerksam auf ihn, und hörte ihn gern sprechen, erkannte auch die volle Geistesgröße in ihm an . . . Hegel erkannte Rahel als eine kluge, denkende Frau, und behandelte sie als solche, aber das eigentliche Wesen ihres Geistes hat er schwerlich gekannt. Ich selbst war mit Hegel auf dem besten Fuße, ein paar einsame Abende auf meinem Zimmer führten zu vertraulichen Bekenntnissen über Dinge, die er im größeren Gespräch immer vermied.“ Varnhagen berichtet dann einige persönliche Erlebnisse, die für die Charakteristik Hegels wichtig

sind („er hatte eine große Kraft des Zorns und Grimms, und wo er einmal glaubte hassen zu müssen, da that er es recht gründlich; so auch im Schelten war er fürchterlich, wen er anfaßte, dem schlotterten alsobald die Gebeine . . .“) – sie gehören in eine Sammlung ‚Hegel in Berichten seiner Zeitgenossen‘. Nach dieser Mitteilung wird der Briefwechsel auf drei Jahre unterbrochen; die nächsten Briefe drücken schon die Erwartung des vollendeten Werkes aus: „Ich bin sehr gespannt auf Ihr Leben Hegel's. Das Bruchstück im Taschenbuche von Prutz war außerordentlich anziehend und gehaltvoll“ (16. April 1843). Dieser Vorabdruck hatte gerade auch das Kapitel ‚Hegel und Hölderlin‘ enthalten. Ehe wir Varnhagens Antwort auf den Empfang des Buches zitieren, läßt sich hier füglich ein anderes Zeugnis einflechten, das uns in die Arbeitsweise des Biographen und in die Art seiner Quellenforschung einblicken läßt, gerade was Hegels Jugendgeschichte anbetrifft. 1933 veröffentlichte Karl Schumm aus dem Nachlaß des Erlanger Historikers Karl von Hegel, des älteren Sohns des Philosophen, ‚Briefe von Karl Rosenkranz über seine Hegel-Biographie‘<sup>24</sup>. Es handelt sich um Briefe, die Rosenkranz an die Witwe und die Familie Hegels richtete, mit der Bitte um Handschriften, Briefe, Mitteilungen und Auskünfte aller Art. Sie zeigen uns den Verfasser mitten in der Arbeit. So heißt es in einem Brief vom 7. Januar 1840 (also noch vor dem ersten Schreiben an Varnhagen in dieser Sache): „Den Cevennenkrieg von Crisalin, so nannte sich St. Clair und Hölderlins Werke habe ich express mir angeschafft. Auch Waiblingers Werke, worin eine Biographie Hölderlins, in welcher aber Hegels keine Erwähnung geschieht. . . . Über die Tübinger Zeit besitze ich eine gute Correspondenznachricht“ (S. 34)<sup>25</sup>. An andern Stellen dieser von Schumm leider nur in knappen Exzerpten oder im Regest mitgetheilten Briefe wird dieser letzte Satz noch näher erläutert: durch die Vermittlung von David Friedrich Strauß sei er mit Diakonus Dr. Binder in Heidenheim und Pfarrer Fink in Verbindung gekommen, „Stiftsgenossen Hegels“. „Sie ahnen nicht, wie speziell ich jetzt für die Stiftszeit instuirt bin“ heißt es am 27. Januar 1840<sup>26</sup>. Die Namen der beiden letzten nennt er dann auch im Hegel-Buch. An anderer Stelle habe er besonders den Verlust der Briefe Hegels an Sinclair bedauert.

<sup>24</sup> DVjs 11, 1933, 29–42.

<sup>25</sup> Waiblingers Gesammelte Werke in 9 Bänden erschienen 1839–1840. – Aus Waiblingers Hölderlin-Biographie hat Rosenkranz schon früher zitiert, vgl. S. 303. – Der Katalog der Bibliothek des Prof. Rosenkranz, Königsberg: Ferdinand Raabe 1880/81 war mir leider nicht zugänglich.

<sup>26</sup> Vgl. StA 7 LD 104 und 107; auch Günther Nicolin, Hegel in Berichten seiner Zeitgenossen, Hamburg 1970, Nr. 16.

Wir kehren zu dem Briefwechsel mit Varnhagen zurück. „Wie erfreuet mich Ihre warme Theilnahme für meine Biographie Hegels! Möchte ich doch Ihre Erwartung nicht ganz täuschen. . . Sie, Varnhagen, Sie sind dann der Mann, auf dessen Urtheil ich als das zuverlässigste in dieser Ihnen so heimischen Sphäre der Biographik besonders rechne!“ heißt es am 2. April 1844 aus Königsberg. Sobald das Buch ankommt, stürzt sich Varnhagen in die Lektüre und schreibt schon am nächsten Tage (20. Juni):

Die Jugend Hegel's hat in Ihren Mittheilungen für mich den größten Reiz; ich sehe sein Wesen schon in Tübingen und in der Schweiz ganz ausgeprägt, er ist der Jäger mit Hund und Büchse, der Wald liegt vor ihm, man sieht ihn frisch darauf zuschreiten, daß der am Abend mit Beute heimkehrt, das zweifelt niemand, der ihn so sieht. –

Ein Nebenreiz, der aber mich stark ergreift, ist mir das Wiederfinden alter Bekannter. Auf Hölderlin und Sinclair war ich vorbereitet, aber nicht auf diese tiefe und daurende Beziehung zu Hegel, ganz überrascht aber hat mich Oelsner, und die Gunst, mit der er genannt wird. . . Seit längerer Zeit denk' ich an Sinclair mit der Absicht, seinem Gedächtniß einen Aufsatz zu widmen, mir sind Handschriften von ihm versprochen, in Homburg dürfte sich leicht manche Nachricht von ihm einziehen lassen, urtheilen Sie nun, wie willkommen Ihr Buch mir ihn in seiner schönsten Bedeutung, als den Freund Hegel's entgegenbringt! –

Ich sehe, Sie haben Schelling mit Glimpf und Zartheit behandelt. So ist es recht. Hier war in ihm hauptsächlich der Freund hervorzuhenden und zu ehren; in Hegel's Leben hat er diese Beachtung anzusprechen. . . .

Zwei Tage später schon schrieb Varnhagen eine Anzeige des Buches für die Augsburger Allgemeine Zeitung (Brief Nr. 39), die am 28. Juni erschien<sup>27</sup>. Aus einer Corrigenda-Liste, die er Rosenkranz schickte, gehört nur eine Bemerkung hierher: „S. 356. Die ‚Berliner Jünglinge, die sehn-süchtigen, innerlich gebrochenen norddeutschen Naturen‘, wollen mir nicht einleuchten; in Süddeutschland sind sie eben so zu finden, Hölderlin, Stoll, Justinus Kerner, Schoder und hundert Andre! Das ist ein gemachter Unterschied!“

Eine andere Beziehung, die Rosenkranz bei seinen Recherchen entdeckte und in seinem Buche zum erstenmal öffentlich ins helle Licht rückte, war Hegels Freundschaft mit Sinclair, dessen philosophische Bemühungen ihn natürlich besonders interessierten, denen in unsern Tagen erst wieder die berechnete Aufmerksamkeit zugewendet wird<sup>28</sup>. Einen Gewährsmann dafür hatte er in einem Manne gefunden, der mit Hegel in seiner Berliner Zeit auf dem vertrautesten Fuße stand (er war im gleichen Jahr 1818 nach Berlin berufen worden), der auch mit Sinclair befreundet gewesen

<sup>27</sup> Denkwürdigkeiten 7, 464–471.

<sup>28</sup> Dieter Henrich, Hölderlin über Urteil und Sein. Eine Studie zur Entstehungsgeschichte des Idealismus. HJb 14, 1965/1966, 73–96, bes. 84 ff.

war und dem er selbst freundschaftlich und wohl auch dienstlich verbunden war: das war der Leiter des höhern Unterrichtswesen in Preußen und Rat im Berliner Kultusministerium Johannes Schulze<sup>29</sup>. Als selbstverständlicher Freund und Vertrauter figurirt er öfters im Briefwechsel zwischen Rosenkranz und Varnhagen. „Eben verläßt mich Hr Geheimrath Schulze, der Ihnen wahrhaft freundgesinnt ist“ (Varnhagen, am 14. Oktober 1833). – „Mit unserem theuern Joh. Schulze verlebte ich einige genußreiche Stunden“ (Rosenkranz, am 14. März 1847, im Bericht von seinem Aufenthalt in Berlin auf der Reise nach Paris). – Und schließlich noch einmal derselbe zu späterer Zeit (25. Oktober 1854): „Geh. Rath Schulze will mich an Gblers Stelle nach Berlin haben, allein es scheint mir, als brauchte man in Berlin jetzt ganz und gar keine Philosophen.“ Den wichtigsten Hinweis enthält eine Zeile, die auf Varnhagens Absicht, Sinclair einen Gedächtnis-Aufsatz zu widmen, antwortet: „Über Sinclair kann Geh. Rath Schulze viel mittheilen. Bei ihm verbrannten Hegels Briefe an Sinclair“<sup>30</sup> (23. Juni 1844). Die Tatsache des Verlustes bedauerte schon ein Brief an die Familie (vgl. K. Schumm). Daß Leutnant Diest, der 1820 die erste Sammlung der Gedichte Hölderlins initiierte, ein Verwandter Schulzes und durch ihn „im Besitze der Abschrift eines Manuscriptes von 6 Bogen Gedichte von Friedrich Hoelderlin Verfasser des Hyperions“ war, ist bekannt; in dem angeführten Brief an Cotta vom 29. August 1820 titulirt Diest ihn: „ein vertrauter Freund des verstorbenen Sainclair und Theilnehmer der Hoelderlin allgemein gezollten Verehrung“. – Über Varnhagens eigne Bemühungen um Kundschaft über Sinclair, anlässlich seiner Besuche in Homburg vor der Höhe 1845 und 1847 und auch sonst, ist hier nicht zu handeln.

Zuletzt weist der Briefwechsel die Spur zu einer etwas abseitigeren, aber nicht unwichtigen Figur der Hölderlin-Tradition. Am 10. Juni 1839

<sup>29</sup> Über seine Freundschaft mit Sinclair berichtete schon Käthe Hengsberger, Isaak von Sinclair, der Freund Hölderlins, Berlin 1920 (Nachdruck Liechtenstein 1967), 79–83 nach C. Varrentrapp, Johannes Schulze .. 1889; siehe auch Hengsberger, S. 64.

<sup>30</sup> Lediglich der Entwurf eines einzigen Briefes Hegels an Sinclair, aus dem Oktober 1810, ist erhalten. – Dem immer noch nicht enträtselten Verbleib von Sinclairs Nachlaß nachgrübelnd, fragt man sich bei dieser Mitteilung, ob auch Hölderlins verschollene Briefe an Sinclair bei diesem Unglück ein Raub der Flammen geworden sein könnten? Denn wenn Schulze Hegels Briefe an Sinclair in Händen hatte – auf welche Weise mögen sie ihm zugekommen sein? – hätten sich nicht ebenso gut Hölderlins Briefe dabei befinden können? Schulzes Interesse an Hölderlin ist bezeugt. – Rosenkranz hütete Hegels Manuskripte sorgfältiger, die die Familie ihm zur Auswertung übersandt hatte; er versicherte sie, daß er die Originale immer in einem eigens dafür angefertigten Kasten unter seinem Bett aufbewahre – griffbereit für den Fall etwaiger Feuersnot.

schreibt Varnhagen: „Zum Schlusse noch ein Wort, das Sie trifft, und mir kürzlich zugekommen ist: ‚Stehen Sie mit Rosenkranz in steter Berührung? Das ist ein herrlicher Mensch. Ich wünschte, er wäre unterrichtet von meiner immerwährenden Theilnahme an seinem Wirken. Wir leben aber in gar so großer Entfernung von einander. Ich meine, daß er auch als Mensch sehr liebenswerth sein muß.‘ Dr. Schlesier schreibt das, aus Stuttgart.“ Derselbe jungdeutsche Gustav Schlesier, der in den vierziger Jahren für eine beabsichtigte Hölderlin-Biographie zahlreiche Hölderlin-Handschriften und Dokumente exzerpierte. Zu diesem Buch ist es zwar aus unbekanntem Gründen nicht gekommen, aber im glücklich erhaltenen Nachlaß des verschollenen Mannes sind uns Briefe Hölderlins aufbewahrt, die wir einzig seiner Abschreibearbeit verdanken.

*Alexander Jung (1799–1884)*<sup>31</sup>

Im Briefwechsel zwischen Rosenkranz und Varnhagen ist ein häufig genannter, begrüßter und erfragter, umsorgter und beklagter gemeinsamer Freund der Königsberger Alexander Jung. Er ist offensichtlich auf denselben Wegen zu Hölderlin, einem der großen Themen seines rastlosen und mühevollen Schriftstellerlebens, gekommen. Im ostpreußischen Rastenburg als Sohn eines magdeburgischen Arztes geboren (diese Herkunft verband ihn mit Rosenkranz) hatte er, von Kind auf immer kränkelnd, eine Zeitlang in Berlin die Schule besucht und 1827/28 hier Theologie studiert. Zunächst von Schleiermacher begeistert, hatte er sich bald völlig Hegel zugewandt. In seinem späten lebensgeschichtlichen Roman ‚Rosmarin‘ hat er in romanhafter Ausschmückung eine Vorlesung Hegels – er heißt dort Parmenides – dargestellt<sup>32</sup>. Dann flüchtete er, „um den Hegelrausch los zu werden, obwohl ich nie vergesse, was ich Hegel verdanke, nach Königsberg zu Herbart“<sup>33</sup>. Mit Rosenkranz schloß er bald nach dessen Eintreffen in Königsberg eine enge Freundschaft, die den Tod überdauerte. Seit 1835 entfaltete Jung, da er dem Kanzleidienst entsagen mußte, eine temperamentvolle journalistische und schriftstellerische Tätigkeit, jedwedes Thema

<sup>31</sup> ADB 50, 1905, 717–722 (A. Reifferscheid). – Altpreußische Biographien 1, 1941, 312 f. (Lehnerdt). H. H. Houben, Jungdeutscher Sturm und Drang, 1911, 645–662. – Adolf Frisé, Alexander Jung, Eine monographische Studie als Beitrag zur Geschichte der idealistisch-eklektischen Literatur in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Phil. Diss. Heidelberg 1932.

<sup>32</sup> Jung, Rosmarin 4, 35–41; siehe Nicolin, Hegel . . . aaO, Nr. 767.

<sup>33</sup> Zitiert nach Frisé, aaO, S. 7.

ergreifend, immer nach Verlegern jagend, dann nach Kritiken Ausschau haltend, ständig von wirtschaftlicher Not bedrängt. Sein idealistischer Eklektizismus schritt von Hegel zu Schelling und Baader weiter, in den vierziger Jahren war er der nordöstliche Vorposten der Jungdeutschen, schließlich verband er seine ursprüngliche Christlichkeit mit den Fortschrittsideen des 19. Jahrhunderts. Unausgeglichen schwankte auch seine schriftstellerische Leistung zwischen flotter Flüchtigkeit und feuriger Hingabe, immer mangelte ihr die Kraft zur Organisation des Stoffes, die auch dem Hölderlin-Buch fehlt, das sich einfach die Textfolge der Schwabschen Ausgabe zur Richtschnur nimmt. Am besten charakterisiert ihn Rosenkranz, wenn er an Varnhagen schreibt (am 18. Januar 1854):

Jung ist einer der merkwürdigsten Menschen, dem ich nur wünschte, daß er wenigstens mehr lesen könnte, um nicht das Produciren mit einer gewissen Hetze wie auf Commando und ohne hinreichende Vergleichung mit schon Vorhandenem zu treiben. Er macht seit einem halben Jahr nichts als Gedichte und ist glücklich zu preisen, weil er sich ganz selig darin fühlt. Es sind wunderbare, aber auch sehr seltsame Sachen darunter, in deren brillantphantastischem Wortgekräusel die Poesie gleichsam latent geblieben ist. Leider kann man ihm mit Kritik nicht beikommen, da das geringste Tadelswörtchen ihn gleich niederwirft und verzweifeln läßt, bis er in der Reaction sich wieder zu hoch über Alles hinaus-schwingt, was ihn auch wirklich bilden könnte. Man muß den seltenen und wunderlichen Menschen nehmen, wie er eben ist.

„Unser Doctor ecstaticus“ nannten ihn seine Freunde. Im Sommer 1838 unternahm Jung mit Rosenkranz gemeinsam eine Reise, die bis München, Salzburg, Prag und Dresden führte. In Berlin machte er die Bekanntschaft Varnhagens und besuchte durch dessen Vermittlung Bettina. Im nächsten Brief Varnhagens heißt es (am 4. März 1839): „Grüßen Sie bestens Hr. Dr. Alexander Jung von mir; ich habe durch Frau von Arnim erfahren, daß er sie mittelst meines Zettels noch gesprochen, und bedaure, daß ich ihn selber nicht nachher noch wiedergesehen. Ich wünsche ihm von Herzen gute Gesundheit und ergiebige Beschäftigung.“ Seitdem gehörte er zur Schar der Verehrer Bettinens, beachtete und lobte ihre Bücher<sup>34</sup>. Für die naheliegende Vermutung, daß diese neue Bekanntschaft auch Jungs Hölderlin

<sup>34</sup> Jung an Johann Jacoby, 22. August 1843: „Ich erlaube mir die Bitte und Anfrage, ob Sie mir vielleicht das neueste Buch der Bettina auf zwei Tage zukommen lassen können. Ich brenne danach, es zu besprechen. Ich habe es bereits ganz gelesen, aber schnell wieder abgeben müssen. Es ist voll Witz und von fulminantem Humor, und hat eine Zukunft wie wenig Bücher zu erwarten. Es wird indessen dafür gesorgt werden, daß diese in den höheren Kreisen gewiß sehr ärgerliche Erscheinung nicht zu weit bekannt werde. Schon deshalb möchte ich eilen, einer der ersten zu sein, die auf ihre außerordentliche Bedeutung hinweisen“ (Frisé S. 66). Es handelt sich um Bettinas Königsbuch von 1843.

derlin-Interesse bestärkt haben könnte, gibt es einen Beweis. 1842 veröffentlichte er ‚Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen‘, in denen er seine Zuhörer mit den jüngsten philosophischen und poetischen Erscheinungen vertraut machte – und er wählte zunächst die ihm persönlich naheliegendsten dazu, wobei der Berliner Kreis den Vorrang genoß. Nachdem er sich ausführlich mit Hegel beschäftigt hatte, kam er zu Varnhagen, den er „den geschicktesten Fortsetzer von Göthes Dichtung und Wahrheit“ nannte. Dann besprach er das ‚Buch Rahel‘ als „eine Überschau von der Fülle deutschen Ideenlebens“ und sagte, in Hinsicht auf Philosophie und Poesie sei Rahel einzig unter den Frauen, ja fast einzig unter den Männern – wenn nicht ein Lessing gewesen wäre! Nach der Vorstellung Immermanns kommt er zu Bettina, von der er sagt, sie stamme aus der großen Geister-Familie des Novalis. Der folgende Abschnitt soll wörtlich zitiert werden (S. 110 f.):

Man muß aber von Bettinen nicht bloß ihr großes Brief-Gedicht an Göthe gelesen haben, man muß vor Allem ihr neuestes Werk: die Günderode kennen, um sie selbst aus dem Grunde zu kennen. Günderode ist die wahre und innige Ergänzung zu Bettina, die einzige, die sie je gefunden. Jene die ältere, die gesetztere, die reflektierendere, die ewig an Bettinen pädagogisch zurechtzupft, ihr Kenntnisse zutragen will, ihr Studienpläne entwirft, die sie immer wieder lustig verwirft. – Bettina hat kein Hehl, der besorgten Freundin von sich offen zu gestehen, sie sey in ihrer Bildung ganz fertig, und sey es, streng genommen, in alle Ewigkeit schon gewesen. Auch sind Beide gleich verständigt, und kehren, auf dem Wechselspiel ihrer Gedanken getragen, zurück in ihr gemeinsames Element. Es ist dieses ganze Buch Günderode wie ein göttlicher Dialog des Platon. Jeder Brief eine nur complicirtere Perioden-Structur, bis auf die meist fehlenden Interpunktionszeichen, eine erhabene Ideenfuge des Universums. Eine solche Partie ist unter andern die über den unglücklichen *Hölderlin*. Hier dichtet Bettina wahrhaft jenen Dichter, und indem sie die furchtbare Tragödie seines Wahnsinns dichtet, läßt sie uns ahnen, wie er selbst ihm eigentlich schon gänzlich entrückt ist <sup>35</sup>.

Hinzugefügt sei nur, daß Bettina in dem Briefwechsel zwischen Königsberg und Berlin selbstverständlich gegenwärtig ist; so, wenn ein Frühlingsbrief von Rosenkranz schließt (3. April 1851): „Sie lockt die laue Luft, so denk’ ich mir, und Sie gehen mit Bettina nach den nahen Linden!“ und Varnhagen antwortet: „Bettina ist nach sechsmonatlicher Abwesenheit seit kurzem wieder hier, und besucht mich bisweilen; aber ich gehe nicht mit ihr in lauer Luft nach den nahen Linden!“ Sie wohnt wie früher bei den Zelten im Thiergarten, und es gehört ihre Gesundheit und ihr kecker Muth dazu, durch Schmutz und Nässe und Kälte die Wanderungen nach der Stadt zu vollbringen.“ – Nahe lag es, Bettinas Interesse und Verbindungen

<sup>35</sup> Schon seinen mir nicht zugänglichen Erstling ‚Briefe über die neueste Literatur‘, 1837, hat Jung mit einer begeisterten Würdigung Bettinas als einer Vorbotin einer künftigen Welt beschlossen (nach Frisé S. 15).

anzugehen, als es darum ging, für Jungs Buch über die ‚Wanderjahre‘ einen Verleger zu finden. Am 19. November 1852 schreibt Varnhagen: „Bettina von Arnim, die sich auch bemühen und namentlich in Weimar Hülfe schaffen wollte, läßt nichts von sich hören.“ Am 8. Dezember 1853: „Frau von Arnim, endlich von Bonn hierher zurückgekehrt, versichert mich, sie habe ihm günstige Nachrichten mitgetheilt, mögen diese sich in der That als solche erweisen.“

In die Zeit, in welcher Rosenkranz im Kultusministerium in Berlin tätig war (Sommer ’48 bis Herbst ’49), fällt das Erscheinen des Hölderlin-Buches Jungs. Darüber können wir also aus dem Briefwechsel mit Varnhagen nichts erfahren. Diese Lücke füllt erfreulicherweise eine andere Publikation, die 14 Briefe gerettet hat, die Rosenkranz in eben diesem Jahr an Jung nach Königsberg schrieb <sup>36</sup>. Sie sind nicht nur das schönste Zeugnis für die Freundschaft beider Männer, sondern haben uns auch die einzige schriftlich fixierte Äußerung von Rosenkranz über Jungs ‚Hölderlin‘ bewahrt. Ehe wir dieses Dokument im Wortlaut zitieren, noch zwei briefliche Erwägungen, die sich mit Jungs Widmungsabsicht beschäftigen. Rosenkranz schreibt am 15. August 1848: „Innigst gefreut hat mich die Wendung der Dinge mit Cotta. Wollen Sie in der Tat mir die Ehre der Widmung des Buches, die ich nur als Anstifter der Sache verdient habe, erzeugen, so schreiben Sie bloß hinein: Seinem Freunde, Karl Rosenkranz. Das sagt alles, was mein Freund Jung mir zu sagen hat. Diese Widmung ist bloß eine Efulguration unseres elektrischen Freundschaftsströms überhaupt.“ Zwei Monate später folgt ein anderer Vorschlag (18. Oktober 1848): „Also nur noch die Bitte, ob Sie nicht in einer Epistel an mich vor dem Hölderlin unserm Zusammenleben, das wir mit Gottes Willen um Ostern 1849 fortsetzen werden, ein Denkmal setzen wollen? Hölderlin hätte immerhin der Dritte in unserm Bunde sein können.“ <sup>37</sup>

<sup>36</sup> Ludwig Goldstein, Karl Rosenkranz und Alexander Jung. Mit 14 unveröffentlichten Rosenkranz-Briefen. In: Königsberger Beiträge. Festgabe . . . hg. von C. Diesch, Königsberg/Pr.: Gräfe und Unzer 1929, 132–158.

<sup>37</sup> Die Widmung lautet: „Seinem Freunde Karl Rosenkranz gewidmet in unwandelbarer Hochachtung und Liebe vom Verfasser.“ Das Freundschaftspoem, das Jung auf Rosenkranz’ Rat angefertigt hatte, unterdrückte der Verlag, mit der nachträglichen Entschuldigung, der Abdruck desselben sei vergessen worden. Jung vermutete aber – das sagte er noch in seinem Nachruf auf Rosenkranz 1879 (Goldstein S. 142) – weil der Cotta-Verlag Rosenkranz nicht wohlgesonnen war. Wie der erste Absatz des Briefes vom 30. Dez. 1848 vermuten läßt, hat bei den ersten Exemplaren das Widmungsblatt überhaupt gefehlt. – Der Satz ‚Hölderlin hätte immerhin der Dritte . . .‘ zitiert aus einem Brief Hegels an Schelling vom Jahre 1795: „Hölderlin ist, wie ich höre, in Tübingen gewesen. Gewiß habt Ihr angenehme Stunden mit einander zugebracht. Wie sehr wünschte ich, der dritte Mann dazu gewesen zu seyn!“ (siehe auch Jung, Hölderlin S. 22).

Am 23. Dezember 1848 heißt es, nach langem Warten (Brief Nr. 7): „Mein vielgeliebter Jung! Ihr ‚Hölderlin‘ ist hier. Gestern hab' ich ihn gekauft. Er soll meine Festspeise sein. Varnhagen hält ihn – und wohl mit Recht – für Ihr bestes Buch. . . .“ Und einen Monat später folgt die ausführliche kritische Auseinandersetzung. An „Herrn Dr. Al. Jung, Königsberg, Kalthöfische Straße 2“ adressiert, heißt es (Brief Nr. 8):

Berlin, d. 30. Januar 1849.

Lieber Jung!

Ich muß noch einmal auf ihren ‚Hölderlin‘ zurückkommen. Glauben Sie mir, ich bin stolz, daß Sie ihn mir gewidmet haben, und bin ordentlich besorgt, daß nicht alle Welt es erfährt und die Widmung nachgeliefert bekommt.

Ihr Tiefsinn hat sich so noch in keinem Ihrer Produkte ausgesprochen. Ihr spekulatives Talent hat sich noch niemals in so ausgehaltenen Orgeltönen, wie hier, über die Immanenz und Transzendenz, das Jenseits und das Diesseits geäußert. Besonders aber ist Ihnen die Schilderung des Ahnungsvollen gelungen. In allen solchen Momenten hat sich die unendliche Zartfühligkeit Ihrer Natur und die prophetische Kraft Ihrer Phantasie herrlich bewährt. Ihr Nachweis, daß Hölderlin dem Wahnsinn verfallen mußte, ist psychologisch richtig und die Schilderung seines Dämmerzustandes außerordentlich gelungen. Vor allem aber sind Ihre erklärenden Worte über das Räthselgedicht ‚Patmos‘ ausgezeichnet.

Wie sehr bedauere ich noch einmal, daß Ihr Eigensinn diese trefflichen Darstellungen dadurch beeinträchtigt hat, daß Sie statt der natürlichen Folge sich an die künstliche gehalten haben! Hätten Sie die notwendige Genesis der zufälligen Gruppierung des Herrn Schwab vorgezogen, denken Sie, lieber Jung, wie das Ihre Kombination befruchtet, wie das Ihre Penetration geschärft, wie das den Pomp Ihres Stils erst recht entfaltet hätte!

Es ist zu verwundern, was Sie jetzt geleistet haben. Aber gerade, weil es dies ist, kann man ermessen, was Ihnen, bei einiger Organisation, möglich wäre und hier es mit Leichtigkeit gewesen wäre.

Auch bin ich überzeugt, daß bei einer organischen Steigerung die Expositionen gewonnen hätten, und die Exkursionen auf verwandte Momente unserer Tagesgeschichte sich gar nicht in der störenden Weise wie jetzt hätten hervordrängen können.

d. 31. Jan. Das allmähliche Entstehen des Hyperion und Empedokles wäre klarer geworden, während jetzt die verschiedenen Gestalten an ganz verschiedenen Orten besprochen werden.

Eben mit diesem Zusammenhang würde auch die Schönheit der Darstellung noch gehoben sein, weil die oft trefflichen und originellen Verbildlichungen, welche sie einstreuen, dann eine ganz andere Wirkung getan hätten, wie eine Statue auf der Mitte eines Giebelfeldes einen ganz anderen Eindruck macht als in der Dämmerung eines Korridors.

Ich muß mich auch noch näher erklären, wie ich das von mir über die aufgebauchten Perioden und die Übergänge Gesagte verstehe.

Sie schreiben sehr gut; Sie schreiben sorgfältig. Aber Sie vermischen die Stilarten öfter auf unrichtige Weise. Sie führen die Untersuchung öfters in einem dithyrambischen Stil und sind umgekehrt im Stande, da, wo das tiefste Pathos auch der Redekunst walten

dürfte, mit einem fast anmerkunghaft trockenen Ausdruck sich zu begnügen. Weil Sie aber durchschnittlich einen Reichtum von Kombinationen zu bewältigen haben und nichts wollen verloren gehen lassen, so schwellen Sie die Perioden öfter zu stark an. Sie überfrachten sie.

Wenn Sie wollten, das merkt man, so könnten Sie eine Betrachtung noch immer weiter fortsetzen; eine Vergleichung noch immer weiter ausspinnen. Sie wollen nur nicht mehr und brechen daher mit einem ‚Doch‘ – oder ‚Aber‘ – ab, wie jemand, den nur eine äußere Rücksicht nötigt, sei es der Mangel an Zeit, sei es die Knappheit des Raums.

Es liegt darin eine gewisse Willkür zu Tage. Manche wichtige objektive Fermente sind Ihnen daher entgangen, oder wenn nicht entgangen, doch von Ihnen nur gestreift. Sie sprechen z. B. wunderschön über den Homer; allein Sie vergessen, die tiefe Einwirkung des Sophokles, namentlich der Ödipodie, auf Hölderlin auseinanderzusetzen.

Im Allgemeinen überwiegt bei Ihnen die theosophische und ethische Ausdeutung die ästhetische, welche die Plastik des Musikalischen und die Musik des Plastischen bei Hölderlin nicht genugsam spezifiziert. Doch was hätte ich Ihnen nicht noch alles zu sagen! So Gott will, wird es mündlich im April geschehen. Noch einmal meinen herzlichen Dank für das geistvolle Buch!

Ihr Karl Rz.<sup>38</sup>

Nur noch einmal erwähnt der Briefwechsel das Buch. Wohl auf die Frage Jungs, ob er Kritiken gesehen hätte, antwortet Rosenkranz verträglich (am 20. August 1849): „Was die Literatur angeht, namentlich die Literaturblätter, so weiß ich wenig davon. . . . Ich bin daher mit dem Schicksal Ihres ‚Hölderlin‘ unbekannt, glaube aber, Sie dürfen ganz ruhig darüber sein, weil eben jetzt die Zeit für solche Studien zu ungünstig ist und weil Ihr Buch zu den schwierigen gehört, die man doch nicht so leicht fortlesen kann, die man vielmehr studieren muß.“ Um dieselbe Sache dürfte es sich bei diesen Zeilen handeln, die Varnhagen an Rosenkranz schreibt (am 23. Februar 1849): „Hrn Dr. Jung in Königsberg habe ich noch nicht geantwortet, es ist mir peinlich, ihm gradezu Nein zu sagen, und doch kann ich seinen Wunsch nicht erfüllen. Mit der Augsb. Allg. Ztg kann ich nicht mehr anknüpfen. Und auch das Schreiben selbst muß ich mehr und mehr einschränken, meine Augen zwingen mich dazu. Entschuldigen Sie mich so gut Sie können.“ Daß der Verfasser mit Anerkennung nicht verwöhnt wurde<sup>39</sup>, zeigt auch die folgende spätere (vergebliche) Bitte, die er am 9. Oktober 1850 an einen unbekanntem Adressaten in Breslau rich-

<sup>38</sup> Einige Wendungen legen nahe, daß zwischen Nr. 7 und 8 ein Brief fehlt: „Ich muß noch einmal auf ihren ‚Hölderlin‘ zurückkommen“ läßt sich wohl auf die erste emphatische Begrüßung nicht beziehen. Auch für den Passus „Ich muß mich auch noch näher erklären . . .“ fehlt der Bezug.

<sup>39</sup> Außer einer später noch zu nennenden Besprechung ist die von Adolf Zeising in den ‚Blättern für literarische Unterhaltung‘ vom 28. und 29. Dezember 1849 als einzige namhafte bekannt.



tete (Frisé S. 69): „Ist Ihnen, hochgeehrtester Herr, mein Buch über ‚Hölderlin und seine Werke‘ im Cottaschen Verlag zu Gesicht gekommen? Sein Erscheinen fiel in die für dergleichen sehr ungünstige Zeit des Jahres 1848. Es ist mir recht schmerzlich, da ich über dieses Werk öffentlich so gut wie kein Urteil vernommen habe, welches mit Vertiefung und Geschick auf die ganze Entwicklung und Charakteristik eingegangen wäre. Haben Sie Gelegenheit – wie Sie auf Ihrem Standpunkt gewiß haben – auf jenes Werk über Hölderlin aufmerksam zu machen, so werden Sie mir (ich bitte Sie darum) auch dadurch eine außerordentliche Gefälligkeit erweisen.“

Die Briefsammlungen des Cotta-Archivs im Schiller-Nationalmuseum in Marbach a. N. gewähren uns Einblick in das Verhältnis zwischen dem Autor und seinem Verleger sowie in die Entstehungsgeschichte des Buches<sup>39a</sup>. Der erste von Jungs Briefen – offensichtlich nicht der erste, der in der Sache geschrieben wurde, berichtet am 15. Februar 1848, daß das im Januar beendete Hölderlin-Manuskript noch überarbeitet und abgeschrieben werden müsse. „Ich hoffe, mit diesem Werke den Deutschen eine reine Freude zu machen, und dem edeln Todten eine weiter reichende Anerkennung zuzuführen, als er sie bis dahin gehabt hat.“ Am 2. Mai erfolgt dann die Übersendung der Druckvorlage. Aus dem Begleitschreiben geht hervor, daß Cotta das Buch im Sommer 1847 zum Verlag angenommen hat – durch wessen Vermittlung, bleibt leider unbekannt. Der Verfasser äußert sich noch einmal grundsätzlich zu seinem Werk:

Ich bin über ein Jahr fast ununterbrochen mit dieser Arbeit beschäftigt gewesen, und zwar mit einer unendlichen Liebe zu meinem Gegenstande, weil ich dafür halte, daß eine tiefere Durchdringung jenes ausgezeichneten Schriftstellers als die bisherige für die deutsche Nation von außerordentlicher Wichtigkeit ist. Auch hoffe ich, ein jeder Kenner wird meiner Arbeit jene Liebe auf's Deutlichste abmerken. Da ich das Werk fortwährend mit Beziehung auf die Gegenwart geschrieben habe, so wird es, wenn durch die Kritik und sonst in der rechten Weise darauf hingewiesen wird, einen großen Leserkreis finden, indem politische und kirchliche Interessen darin vielfach angeregt, aber auch wissenschaftliche und künstlerische Fragen mehrfach in Anwendung und zur Antwort gebracht werden.

Als Honorar wünscht Jung 200 Taler bei einer Auflage von 1200 Exemplaren, nebst 6 Freixemplaren und einem Exemplar der Schwabschen Ausgabe der sämtlichen Werke Hölderlins. „Das Honorar für Hölderlin soll den Meinigen und mir über eine grauenhafte Kluft des Lebens hinweg helfen.“

<sup>39a</sup> Ich verdanke Frau Dr. Kuhn Hilfe und die Erlaubnis zur Wiedergabe der folgenden Auszüge.

Nach langem Warten kann er am 24. August für die Annahme des Manuskripts und eine Übersendung von 150 Talern danken. Im Neujahrsbrief 1849 trägt der Verfasser den gesammelten Dank für die Fertigung des Buches ab, für Druck und Ausstattung, den nachträglichen Abdruck der Widmung und der Vorrede; eine zu spät übersandte poetische Epistel an Rosenkranz konnte nicht mehr aufgenommen werden, Jung schenkt dem Verleger das Manuskript (vgl. Anm. 37). Schließlich empfiehlt er Cotta seinen Freund Goltz; dieser sei „ein so wahrhaft naturwüchsiger und doch kunstbegabter Mensch“, eine außerordentliche Erscheinung und habe ihnen „in Königsberg die reichsten, seligsten Stunden bereitet“. – Vergebens versuchte Jung fünf Jahre nach dem Hölderlin-Buch für seine Arbeit über ‚Goethes Wanderjahre‘ ebenfalls Cotta zu gewinnen, den der Erfolg des ‚Hölderlin‘ wohl nicht dazu ermuntern konnte. Die späteren Briefe, an denen sich auch seine Frau Johanna beteiligt, sind immer dringlichere Bitten und Betteleien, Notschreie, die die wirtschaftliche Notlage des Schreibers offenbaren, unter der er seine Schriftstellerei hervorpresen mußte.

Einen Hinweis verdient auch eine andere sehr wichtige Verbindung Jungs in Berlin: die mit Karoline von Woltmann, der Witwe des 1817 verstorbenen Historikers und Politikers Karl Ludwig von Woltmann; dieser war seit 1800 Resident des Landgrafen von Hessen-Homburg in der preußischen Hauptstadt gewesen. Die Hölderlin-Begeisterung dieser Frau, die wie diejenige der Bettina und Charlottens von Kalb der Widerchein eines Wissens war, das Sinclairs Friendsinn erweckt hatte, ist für Jung gewiß bestärkend und vertiefend gewesen<sup>40</sup>. Zunächst druckte er in seinem ‚Königsberger Literaturblatt‘, das er einige Jahre lang redigierte, 1843 und 1844 Briefe Woltmanns aus den Jahren 1788-1793<sup>41</sup>. Nach Karoline von Woltmanns Tod (am 18. November 1847) ehrte er ihr Andenken zunächst durch öffentliche Vorträge in Königsberg<sup>42</sup> und druckte dann in Brockhaus' ‚Blättern für literarische Unterhaltung‘ in zwei umfangreichen Artikeln ‚Zur Erinnerung an Karoline von Woltmann‘ Briefe aus

<sup>40</sup> Siehe Werner Kirchner, Der Hochverratsprozeß gegen Sinclair. . . .<sup>2</sup>1969, 169-171; K. Hengsberger, aaO, S. 41 f.

<sup>41</sup> Varnhagen an Rosenkranz, 27. März 1844: „Die Briefe von Woltmann waren mir anziehend und wichtig, aber der Herausgeber hätte sie, im Interesse seines Blattes, durch zwischenredende Betrachtungen erläutern und in größeren Zusammenhang bringen müssen.“

<sup>42</sup> Rosenkranz an Jung, Berlin, am zweiten Ostermorgen 1849 (Goldstein, aaO, S. 150): „Ich gestehe, daß Königsberg doch schon viel Sammlung und Muße wiedergewonnen haben muß, wenn es Ihren Vorlesungen über die Woltmann so viel Aufmerksamkeit hat schenken können. Daran wäre hier nicht zu denken!“



seiner eignen Korrespondenz mit ihr<sup>43</sup>. „Der Barbarei des Zufalls“ verdankte Jung, wie er in seinem Begleittext sagt, diese wertvolle Bekanntheit. 1842 kam ihm das letzte Buch der fruchtbaren Schriftstellerin, „Das Lebensgesetz...“, in die Hand. Es fesselte und begeisterte ihn zu einer Rezension, die er der Verfasserin zusandte, „welches denn bis zu ihrem Lebensende einen mehrfachen literarischen Austausch zur Folge hatte, von dem ich noch als ein theures Denkmal von der außerordentlichen Frau die seelenvollsten Briefe aufbewahre“. Aus diesen Briefen einiges auf Hölderlin Bezügliche mitzuteilen, gehört in unsern unmittelbaren Zusammenhang.

In einem Briefe vom Mai/Juni 1843 schreibt Frau von Woltmann, auf „das höchst Unerquickliche in einem großen Theil unserer literarischen Zustände“ angesprochen:

Was Sie mit Unmuth erfüllt ist das Märtyrerthum, dem Jeder sich unterwerfen muß der es nur mit der Vernunft und dem Edlen halten kann, sie zu seinen Göttern und die Ausbreitung ihres Cultus zu seinem Lebensgeschäft macht. Es gehört ein Theil Gemeinheit, je mehr je besser, dazu, wer angesehen und behäglich in dieser Welt der Menschen leben will. (...) Ich sehe umher und sehe jeden Menschen ihm unterworfen der als echter Mensch lebt und fühlt und trachtet. Blicken Sie wohin Sie wollen, auf Christus, Sokrates, Rousseau, Hölderlin, den Unglückseligen, auf Byron, dessen Tage von Ruhm gestrotzt, von Ansehen und Reichthum, auf Napoleon's ungeheure Erfolge – was war durch ihre Tage gewebt, Faden für Faden? – Verleumdung, Herabsetzung, Zurückweisung, Ungerechtigkeit, Fehlschlagung. Was *schien* der Erfolg ihres Strebens? – es schien verloren.

Im selben Brief, der übrigens in den letzten Lebenstagen Hölderlins geschrieben sein dürfte, berichtet sie über den Tod der Charlotte von Kalb, mit deren Tochter sie befreundet war, und setzt der Verstorbenen ein Denkmal:

Geistig liebte sie das Dunkle, die Bedeutsamkeit des Tones, nicht die Klarheit des Sinns; aber mit einer grandiosen Ahnung, einer Seele welche gleich das Vornehme, das Berühmte, das Herrliche und Hohe ehrte. So lebte sie nur im Moment; er war ihr Genie, ungestüm erfaßt, wie immer er kam oder war, und sofort vergessen; der Zusammenhang ihre Schwäche. Dabei lag ein ungeheurer Stolz, eine edle Einfalt, eine naive Selbstverkenning und ein allgemeines Wohlwollen, zumal gegen Untergeordnete, in ihrem Wesen. Herder sagte von ihr: „Zu den klugen Jungfrauen gehören Sie nicht, denn Sie verschütten immerfort das Oel; die Flammen jedoch schlagen Ihnen über den Kopf zusammen.“ (...) Erstaunt las ich nach ihrem Tode in einem Briefe Jean Paul's an sie die Worte: „Liebe Beständige, Unbeständige!“ (...) <sup>44</sup>.

In einem Schreiben vom 30. August 1843 finden sich Karoline von Woltmanns ausführlichste Bemerkungen über Hölderlin:

<sup>43</sup> Brockhaus', Blätter ...' 1849 Nr. 177–180 und 256–261.

<sup>44</sup> Nr. 257.

Hölderlin's 'Hyperion' las ich als ich noch Nichts davon begriff. In Bezug auf seinen Tod sind mir immer die Schlußstrophen seines Gedichts 'Der blinde Sänger' so erschütternd gewesen. Daß sein Wahnsinn eine phantastisch abstracte Bedeutsamkeit gehabt glaube ich nicht; Bettine träumt von dergleichen einen Modetraum, auch die Vorstellungen haben ihre Moden, die Literaturen; sie gehört zu diesen. Frau von Kalb hatte Hölderlin eine Zeit bei sich als Hofmeister ihrer Kinder; Schiller empfahl ihr dazu ihn oder Hegel, mit dem Zusatz: „Ich weiß, daß keiner von Beiden sich dazu eignet, Hölderlin ist der wenigst Ungeeignete und ich kenne keinen Bessern.“ Es kam, wie es kommen konnte, das Verhältniß wurde eine Unglück für Hölderlin und für den Knaben. Baron Sinclair war Hölderlin's Freund, ihrer und W[oltmann]'s. Von diesen Verbindungen her weiß ich, daß Hölderlin eine Heftigkeit der Empfindung beiwohnte, die immer ins Äußerste ging. Wie Alexander den Klitus, hätte er Baron Sinclair einst um ein Haar bei einem Streit über Tisch ermordet. Diese Heftigkeit mordete ihn innerlich. Der gewaltige Zusammenhang seiner Gedanken zerriß; er lebte in heiligem unschuldsvollem Wahnsinn, behütet vor Frevel, ungemartert durch Gemeinheit, sein Leben aus. Oft ist das Unheil ein Glück. Hölderlin wird aufsteigen am literarischen Himmel Deutschlands wie ein Stern, wenn Deutschland Dichter von seiner Großartigkeit der Begriffe und Einfachheit des Ausdrucks vertragen kann. (...) <sup>45</sup>.

Diesen letzten Satz wählte Jung als Motto für sein Hölderlin-Buch; seither ist er eine vielzitierte Voraussage geworden.

Noch einmal kommt die Schreiberin auf Hölderlin zu sprechen. Es geschieht im letzten Brief an Jung vom 15. September 1847, zwei Monate vor ihrem Tod:

Was Sie über Hölderlin schreiben werden freue ich mich sehr zu lesen: er ist mir ein vertrauter Geist gewesen. Auf dem Dampfschiff, um nach Tübingen, nur seinetwegen zu gehen, sagte man mir: er sei todt. Damals bildete ich mir ein, der Einfluß einer ganz ihm ergebenen, ihn ganz verstehenden Seele könnte ihn vom Wahnsinn befreien. Ich würde die Irrwege seiner Gedanken verstehen und ihn davon zurückleiten: es war ein Irrthum wahrscheinlich. Da ich dem tübinger Professor glaubte, Hölderlin lebe nicht mehr, ging ich nicht nach Tübingen <sup>46</sup>.

Verständlich Jungs Wunsch: „Ich hätte viel darum gegeben gerade ihr, die mit einer so zarten und tiefen Seelenkunde sich über Hölderlin ausspricht, noch mein Buch ‚Hölderlin und seine Werke‘ (Stuttgart 1848) haben vorlegen zu können. Wie würde sie in Bezug auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mich verstanden haben!“ Er empfiehlt, Varn-

<sup>45</sup> Nr. 258; vgl. W. Bartscher, Hölderlin und die deutsche Nation, Berlin 1942, 106 bis 110.

<sup>46</sup> Nr. 260. Die Episode gehört wohl zu der Reise des Jahres 1833, die Karoline von Woltmann in dem Buch ‚Menschen und Gegenden‘ (Breslau 1835) beschrieben hatte; sie fehlt allerdings in den Reiseaufzeichnungen. – Dieser letzte Brief enthält noch einen Hinweis, der den literarischen Geschmack und das treffsichere Urteil der Schreiberin bewundern läßt: „Wollen Sie etwas Schönes lesen? Lesen Sie den dritten Theil von Adalbert Stifter's ‚Studien‘, und in einem der ersten Theile die Geschichte: ‚Das Haidedorf‘.“

hagen von Ense, der die Verstorbene bis in die letzte Zeit hinein persönlich gekannt hat, möge eine Sammlung ihrer Schriften unternehmen. Damit ist der Umfang dieser Briefbekanntschaft, so weit sie Hölderlin betrifft, umschritten.

Daß Jung schließlich auch mit Christoph Theodor Schwab in brieflicher Verbindung stand, läßt sich, zumal nach dem Vorgang Rosenkranzens, vermuten. Eine Stelle im Brief Varnhagens an Rosenkranz vom 7. April 1850 macht die Vermutung wahrscheinlicher. „Hrn Dr. Jung sagen Sie gütigst meinen besten Gruß. Hr Dr. Schwab, Herausgeber der Werke Hölderlin's, von Athen mit Hrn von Prokesch hieher gekommen, wollte ihm schreiben, ich weiß nicht ob er es gethan. Den Aufsatz über Königsberg in der ‚Gegenwart‘ von Brockhaus habe ich mit größtem Antheil gelesen. Die Darstellung ist sehr lebhaft und zweckmäßig, sie macht den besten Eindruck.“<sup>47</sup> Die wenigen Zeilen spiegeln im Kleinen noch einmal die wirkungsgeschichtlichen Verhältnisse, die uns beschäftigt haben. Sie ziehen die Linie von Tübingen über Berlin nach Königsberg und verbinden Menschen, die Hölderlin noch gekannt haben, mit andern, die die Kenntnis seiner Person und seiner Dichtung weiter verbreiten; dabei haben sich die beiden Briefpartner als die aktivsten Vermittler und hat sich Berlin als der regste Umschlagsplatz auf der langen Wirkungslinie erwiesen, die hier skizziert ist.

#### *Ferdinand Gregorovius (1821–1891)*<sup>48</sup>

Ungleich bescheidener sind die Hölderlin-Spuren, die man bei einem Dritten, Jüngeren finden kann, dessen Stern erst später im Süden aufging, als er der Verfasser der ‚Wanderjahre in Italien‘, der Geschichtsschreiber Roms und Athens im Mittelalter wurde. Gregorovius lebte von 1838–1852 mit kurzen Unterbrechungen als Student, junger Wissenschaftler und Literat in Königsberg. Rosenkranz war sein Lehrer und Freund; bei ihm doktorierte er mit einer Arbeit über Plotins Ästhetik. Seine frühen schriftstellerischen Neigungen stellte er in den Dienst der politischen Aus-

<sup>47</sup> Varnhagens Tagebücher verzeichnen mehrere Besuche Schwabs. Über seinen Berliner Aufenthalt vgl. Adolf Beck, Christoph Theodor Schwab über Bettina von Arnim. Ein briefliches Porträt 1849/1850. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Wirkung Hölderlins. In: Jb. FDH 1964, 366–378; vgl. auch HJb 3, 1948/1949, 10.

<sup>48</sup> ADB 49, 1904, 524–532 (H. Simonsfeld). – NDB 7, 1966, 25–27 (W. Kampf). – Altpreußische Biographien 1, 1941 (E. Loch). – Johannes Hönig, Ferdinand Gregorovius. Eine Biographie, Stuttgart 1944. – B. Peschken, Literatur und Politik im Wechselverhältnis. Zu Ferdinand Gregorovius' Goethe-Bild 1849. Eine Außenbetrachtung. Jb d. Dt. Schillergesellschaft 14, 1970, 488–519.

einandersetzung der vierziger Jahre. Nach den aktuell-satirischen ‚Höllensbriefen‘ wagte er den ersten Roman, in jungdeutscher Manier: ‚Werdomar und Wladislaw aus der Wüste Romantik‘ (1845). Das ist ein wirrer satirisch-sentimentalischer Befreiungsversuch, besonders des Dichters Werdomar, in dem der junge Autor sich selbst sieht, aus pseudoromantischen Umspinnungen zu neuen Tagen und Taten aufzubrechen. Gleich zu Beginn des Romans findet sich in der ‚Melancholie einer deutschen Nacht‘ die Apostrophe eines Romantiker, nicht Hölderlins, sondern des Novalis<sup>49</sup>:

Eine junge Frühlingsnacht flimmert über der Stadt, die sich am See hin ausbreitet. Eine Märchennacht war's. Oben am Himmel . . .

Dort, wo zwei Hängebirken einen weißen Leichenstein überwehten, stand ein Mann mit blassem Nachtwandlergesicht, mit wehendem blondem Haar, mit blauen Augen gleich verschwimmenden Sternen, mit einem Herzen voll Gräberstaub fallender Blätter und Blüten, flimmerndem Mondenschein. Trunken breitete er seine Arme aus und rief: „O! Novalis, ich höre Deine Hymne an die Nacht. Dort rollen Jahrtausende in die Tiefe mit Donner. Dort steigt der Genius, die blaue Blume in der Hand, wo am Wasser die Nornenjungfrauen das Leichentuch der Geschichte waschen mit Walkuriengesang. Walle nur hin, Gedankenfreund, Gräbermond, bleicher Zeuge der Vergangenheit! Ein Glühwurm bin ich ja, laß mich von Deinem Lilienkelch, Nacht, trunken an Deine Brust fallen!“

Das ein Beispiel für die halbherzige Ächtung der Romantik mit ihren eignen Mitteln. Wiederholt ist von diesem Roman behauptet worden: „Nachklänge Jean Pauls, Hölderlins, Eichendorffs, Immermanns verschlingen sich zu einer wunderbaren Symphonie.“<sup>50</sup> Für Hölderlin jedenfalls läßt sich diese Behauptung nicht belegen; Gregorovius verbirgt seine Zitate nicht, sondern setzt sie augenfällig, collageartig auf – wie wir etwa auf dem nächtlichen Gräberfeld den Grabstein der Polizeiräthin Margaretha Roderich, geborene Blütenstaub, mit der Inschrift ‚Psyche – Wiedersehn!‘ finden . . . wobei sich unter dem Polizeirat Roderich der amtierende Königsberger Polizeipräsident Abegg erkennen konnte, vor dem Gregorovius auch, gemeinsam mit Jacoby, Jung u. a. erscheinen mußte, um seiner politischen Aktionen im Böttchershöfchen wegen einen Revers zu unterzeich-

<sup>49</sup> Immer wieder findet man in der Wirkungsgeschichte diese beiden Namen verschwindert wie ein Doppelgestirn; so auch im hier beobachteten Kreis schon in Rosenkranz' Tieck-Aufsatz (s. S. 302) ‚Dieser Pendant zu Novalis bist Du, unglücklicher Hölderlin!‘ Ihm folgt, in ausführlicherer Darlegung des Unterscheidenden im Vergleichbaren, Jung in seiner Hölderlin-Monographie (S. 10–12) mit der Schlußsumme: ‚Beide, Novalis und Hölderlin, sind Torsen der schönsten Art, Hölderlin der Fragmentist des Evangeliums vom Menschen, der ihm der Grieche ist, Novalis der Fragmentist eines poetischen Evangeliums vom Gottmenschen, der allein das Geheimniß der Welt zu offenbaren vermag.‘

<sup>50</sup> So Althaus (1892), nach Hönig S. 66 f.

nen. Hölderlinitate, auch die bloße Kenntnis des 'Hyperion', sind im Roman nicht nachweisbar; es ist auch nicht gut vorstellbar, wie und wozu der Autor ihn in seiner karikierenden Zwiespältigkeit hätte benutzen sollen.

Wenige Jahre später aber las er mit begeisterter Zustimmung Jungs 'Hölderlin'; ein Brief, den er dem Verfasser schrieb (Königsberg, 10. September 1849), der sich erhalten hat, unterrichtet uns darüber:

Mein hochgeehrter Herr, Das Bewußtsein, meine Schuld gegen Sie noch nicht abgetragen zu haben, war mir, ich gestehe es Ihnen, so peinlich, daß ich Ihnen noch nicht meinen Besuch machte. Wenn Sie die Gründe hören, die mich entschuldigen mögen, werden Sie mir Nachsicht schenken. Schon während meines Aufenthaltes am Strande ließ mir Boroträger die erneute Offerte zukommen, den W. Meister nun doch zu nehmen. Ich aller Eile mußte ich also die Schrift aufnehmen, und habe unausgesetzt, während der erste Teil gedruckt wurde, das Ganze nochmals überarbeitet u zu Ende geführt, so daß ich in 3 Tagen die letzte Hand werde daran gelegt haben. Diese sehr beeilende Arbeit nebst meiner Verpflichtung für die Samtersche Zeitung hat denn auch die Lectüre Ihres herrlichen *Hölderlin* so weit aufgehalten, daß ich noch die letzten 80 Seiten zu lesen habe. Ich bitte Sie daher dringend, mir das Buch noch bis zum Sonntage zu lassen, wo ich es Ihnen mit herzlichem Dank zurückgeben werde. Ich kann sagen, daß es mir schöne Stunden bereitet hat, und muß Ihnen zu dieser Leistung mit ganzer Überzeugung Glück wünschen. – Sie haben da ein dauerndes Bewußtsein, welches Sie in Macht der Idee, der alleinigen Beherrscherin und Verwalterin seines göttlichen Reichthums, unendlich belohnen muß. Hölderlin wird Ihnen ein zweites Leben verdanken; denn es ist einmal die Welt also, daß an ihr das Göttliche verloren gehen muß, wenn nicht die Hermeneuten sich ihrer erbarmen. In Betracht des großen Reichthums Ihres Buches komme ich dem Feuilleton gegenüber in Verlegenheit, u erlauben Sie mir, Ihnen selbst darüber meine Ansicht zu sagen; sobald die Beendigung des Druckes vom Meister, der ich in 10 Tagen entgegen- sehe, mir freie Zeit gibt<sup>51</sup>.

Gregorovius hat Jungs Buch dann wie versprochen in zwei Feuilletons in der Samterschen Zeitung, in der er damals als Redakteur tätig war, dem Publikum vorgestellt (Nr. 244 f. vom 17. und 18. Oktober 1849). Da das Blatt gegenwärtig an keiner deutschen Bibliothek verfügbar ist, müssen wir uns mit dem Referat begnügen, das Houben 1917 in seinem Aufsatz 'Gregorovius als Journalist' gegeben hat – und glücklich sein, wenigstens dieses zu besitzen. Houben schreibt (S. 232 f.):

<sup>51</sup> H. H. Houben, *Gregorovius als Journalist*. Deutsche Rundschau 171, 1917, 223–242; Zitat S. 224 f. Ich verdanke den Hinweis auf diesen Brief Waldemar Kampf, der die historisch-kritische Ausgabe der Briefe des Gregorovius vorbereitet. – Es handelt sich bei dem erwähnten Werk um 'Göthe's Wilhelm Meister in seinen socialistischen Elementen entwickelt' (Königsberg: Boroträger 1849). Im Vorwort, das am 9. September 1849, also am Tage vor dem Briefe, gezeichnet ist, heißt es: „daß mir während meiner Arbeit Alexander Jung, mein Mitbürger, der jüngst durch seine treffliche Schrift: Friedrich Hölderlin und seine Werke ein rühmliches Verdienst um die Wissenschaft sich erworben hat, die Mittheilung machte, wie auch er an einer Arbeit über den Socialismus der Wanderjahre beschäftigt sei.“

Das Buch von Jung über Hölderlin lobt er außerordentlich; er zählt es gleich dem 'Shakespeare' von Gervinus zu den 'marmornen' Werken, die die unzerstörbare Ausdauer des deutschen Idealismus auch selbst im wüsten Tumult politischer Leidenschaften beweisen. Er nennt Hölderlin 'die Mignon unter unsern Dichtern, die arme Waise neben Goethe und Schiller, die in fremden, wundersam ergreifenden Lauten, den Göttern wohl, den Menschen schwer verständlich, ihre Schmerzen einer nüchternen Welt zu klagen verdammt war'. Und Hölderlins 'Hyperion' ist ihm 'eine ganze Fluth von rhapsodischen Apokalypsen, den unmittelbarsten Anschauungen von dem Leben des Individuums und der Völker, der Natur und Geschichte, der Philosophien und Religionen'. Als Kunstwerk sei es ein Musikstück, das einer komponiert habe, der im Wahnsinn sein Schwanenlied singt. Jungs Ausfälle gegen die Modernen und Tendenziösen aus dem Gesichtspunkte des reinen Idealismus behagen ihm besonders; wenn Jung aber die Republik als ein bloß 'atheistisches Gelüste des Modernen' strafe, so komme ihm das 'wie Kaisers Bart' vor, und er möchte den Griechenfreund an das Wort des Sophokles erinnern: 'Mit seinem Gotte klagt und lacht ein jeder.'

Daß Hölderlin für Gregorovius nicht nur der Studiengegenstand eines jungen Gelehrten war, der sich damals auf eine Professur für Literaturgeschichte vorbereitete, sondern daß er zu Hölderlins Dichtung eine persönliche Beziehung hatte, beweist ein letztes kleines Zeichen, das wir kennen. Es gab im Familienbesitz ein Exemplar der Gedichte Hölderlins (es ist anzunehmen, daß es sich dabei um die Schwabsche Ausgabe von 1843 gehandelt hat), die folgende Inschrift trug:

*Ihr, die ihr lest, wie viel ich einst geduldet,  
Bedenkt, ob's euch nicht trifft in eurer Welt –  
Viel gibt's im Leben hier, was unverschuldet  
Die Menschenseele grausend überfällt.*

*An Clara Josephe Boroträger von Ferdinand Gregorovius zum Weih-  
nachtsabend 1850.*

Die Adressatin war die Mutter eines Freundes und mütterliche liebend-verehrte Freundin, in deren Haus und Familie der junge Gregorovius eine geistige Heimat fand. 'Eine griechische Seele' hat er die geistvolle schöne Frau genannt, die selbst dichtete, schrieb, sang, philosophierte; er hat ihr eine Übersetzung von Platons 'Gastmahl' angefertigt, in dessen Verlauf ja Sokrates berichtet, was ihn Diotima, die mantineische Seherin über die Liebe als Sehnsucht nach dem Schönen gelehrt hat. Ein in einer handschriftlichen Aufsatzsammlung erhaltenes Gedicht heißt 'An Consuelo' – dieser Name ist der Titel des Romans, in dem George Sand ihre Liebe zu Chopin gedichtet hat. Und wenn Gregorovius in seinem Buch über 'Göthe's Wilhelm Meister', das zur Säkularfeier 1849 erschien, Makarie als die Priesterin, 'eine andere Iphigenie', preist, und schließt: „Es ist dieselbe hohepriesterliche Heilkraft, welche George Sand mit so tiefer Wahrheit von der musisch schönen Seele der Consuelo ausgehen läßt“, so schließt sich

HÖLDERLINS 'HALFTE DES LEBENS'  
IN TSCHECHISCHEN NACHDICHTUNGEN

VON

KARL MICHAEL KOMMA

Für Alfred Kelleat

der innere Kreis, in dem er die Freundin sah. Aber gerade, daß in diesem Bildersaal Diotima fehlt, scheint zu beweisen, daß Gregorovius Hölderlin tatsächlich erst durch Jungs Buch, das er im September 1849 las, kennengelernt hat. In dem erwähnten ‚Consuelo‘-Gedicht könnte man einen matten Anklang an das „Lange tot und tiefverschlossen, / Grüßt mein Herz die schöne Welt; / Seine Zweige blühn und sprossen, / Neu von Lebenskraft geschwellt“ einer Diotima-Hymne zu hören glauben:

*So will ich Dir die Blätter geben,  
Die mir nach langer Trauernacht  
Aus der geschlossenen Brust erwacht,  
Da mich berührt Dein Frühlingsleben –  
Nicht Lilie ist's, nicht Flammenrose,  
Ein Kränzlein nur, von ernstem Moose*<sup>52</sup>.

Anklänge vielleicht, wenn man eine Transposition in biedermeierliche Bescheidenheit gelten läßt. Wahrscheinlicher ist es, daß Gregorovius' Hölderlin-Lektüre und die Kenntnis seiner Dichtung in eine verwandte Seelenlage traf und daß sie als nachromantisch sanfte Effulguration einer glücklichen Lebensstunde auch auf diese begrenzt geblieben ist, als der Betroffene nach jugendlicher Ungewißheit 1852 nach Italien aufbrach, in südliche Landschaften und in die weiten Räume der Geschichte, deren Erkundung und Darstellung seine Lebensaufgabe wurde.

Unsre Scherbensammlung am verlassenen baltischen Strand ist beendet; wir fanden Spuren einst lebendiger reicherer Zusammenhänge, deren Umriß und Tiefe die Reste nur unvollkommen ahnen lassen.

Aber selbst ein Spätling noch, dessen Ohr die gestorbene Sprache Sarmatiens verstand, lieh in einem Augenblick des Abschieds und Angedenkens seinen Gestalten Hölderlins Wort, so daß des Dichters Schatten auch auf jenen fernen Strom gefallen ist, die Memel, am Fuß des Rombinus.

„Das Dampfboot unten arbeitet sich zum letzten Mal heute stromauf, auf Ragnit zu und daran vorbei bis zum Signalberg. Dahinter gleich, in Untereisseln, wird es anlegen und auf dem Rückweg abends Voigt und Storost mitnehmen, die dann an der Anlegestelle unten warten werden. Und ihre Gedanken haben.

*Jedes geht morgen  
auf schmaler Erde seinen Gang,*

wird Voigt sagen und dann nicht mehr viel.“<sup>53</sup>

<sup>52</sup> Hönig, S. 86; vgl. auch das Gedicht ‚Ich sitze vor dir wie im Traum‘, S. 84 f. – Darstellung des Bornträger-Kreises S. 76–95.

<sup>53</sup> Johannes Bobrowski, *Litauische Claviere*, Berlin 1966, 103.

Diese Studie ist ein Beitrag zur Problematik der Hölderlin-Übersetzung. Sie wurde angeregt von den ständig zunehmenden Bemühungen junger Lyriker und Sprachforscher aus unserer Nachbarschaft, das Werk Hölderlins in ihre Sprachen zu übertragen und so das Verständnis dafür zu vertiefen und zu verbreitern. Das Ausmaß dieses Vorgangs ist viel größer, als wir ahnen. Bibliographische Statistik allein vermittelt nur seine äußere Kontur.

Michael Hamburger, der in langen Jahren um gültige englische Fassungen der Gedichte Hölderlins rang<sup>1</sup>, brachte mit aller Deutlichkeit zum Ausdruck, was beim Übersetzen von Lyrik geschieht: „Mit jeder Übersetzung eröffnet sich ein neues Kapitel in der Geschichte der Mißverständnisse . . .“<sup>2</sup> Er weiß aber auch, daß es „zum Wesen der dichterischen Werke gehört, daß sie mehrdeutig und – wie Goethe sagte – inkommensurabel sind“. Im Bereich der gegenwärtigen angelsächsischen Literatur und selbst in ihrem „ungünstigen Klima“ sieht er die Bewährung von Hölderlins „heilignüchterner Kunst“.

Hamburgers verschiedene Übersetzungen von *Halbte des Lebens* zeigen, daß in so verwandtem Sprachmedium „Transsubstantiationen“ vor sich gehen, die weit vom Original wegzuführen scheinen. Wie wird das erst in einer der deutschen so fremden Sprache wie der tschechischen sein? Werden wir uns noch wundern dürfen, wenn v. 14 *Klirren die Fabnen* letztlich unlösbar bleibt, da doch Michael Hamburger sich nicht entschließen konnte, statt *Weathercocks clatter* (= *Wetterhähne klappern*) etwa *clink the vanes* zu setzen?

In der nachfolgenden Untersuchung sind fünf tschechische Nachdichtungen ausgewählt und chronologisch nach den Geburtsjahren der Dichter geordnet. Die dritte Übertragung (Hlávka) ist etwa ein Jahr älter als die

<sup>1</sup> Vgl. seine Ausgaben *Poems of Hölderlin*, London 1943 und *Friedrich Hölderlin, Poems and Fragments*, London 1966.

<sup>2</sup> Michael Hamburger, *Die Aufnahme Hölderlins in England*, HJb 14, 1965/66, S. 32 ff.

zweite (Zahradníček), doch völlig unabhängig von ihr. Nach biographischen und bibliographischen Notizen folgen jeweils die Nachdichtungen mit den wörtlichen deutschen Rückübersetzungen und anschließend die notwendigen philologischen Anmerkungen.

Otokar FISCHER wurde am 20. Mai 1883 in Kolín geboren und starb am 12. März 1938 in Prag. Er wirkte als Professor für deutsche Philologie und Literatur an der tschechischen Karlsuniversität in Prag, daneben als Theaterkritiker und Dramaturg des tschechischen Nationaltheaters. Auch als Lyriker und Dramatiker trat Fischer hervor. Als Übersetzer widmete er sich vor allem Goethe, Schiller, Kleist, Heine, Wedekind, Villon, Molière, Shakespeare, Kipling und Shelley. Seine Monographien über Kleist, Nietzsche und Heine deuten die Hauptlinien seiner Interessen an. – Lit.: Vgl. G. v. Wilpert, Lexikon der Weltliteratur, Stuttgart 1963, S. 421; Nekrologe und Würdigungen u. a. in: Slavische Rundschau 10, S. 182–185; ČMF (Zeitschrift für moderne Philologie) 24, S. 345–356; Lit. noviny (Literatur-Zeitung) 10, Nr. 14. Vgl. auch O. F. Babler, Drei tschechische Hölderlin-Gedichte, in: HJb 9, 1955/56, S. 241–245.

Fischers Übersetzung von *Hälfte des Lebens* steht in der Sammlung *Z Goethovy země* (Aus Goethes Land), Übersetzungen von Otokar Fischer, *Zlatokvět* (Goldblüte), Reihe II, Band 2, Verlag Fr. Borový, Prag 1925, S. 43.

<i>V půli života (1804)</i>	<i>In der Hälfte des Lebens</i>
<i>V plápolu žlutých květů</i>	<i>Im Lodern gelber Blumen</i>
<i>A plná planých růží</i>	<i>Und voll mit wilden Rosen</i>
<i>Spadá v jezero zem;</i>	<i>Fällt in den See das Land;</i>
<i>Vy labutě hebké</i>	<i>Ihr Schwäne samtweichen</i>
<sup>5</sup> <i>A libáním spity</i>	<i>Und vom Küssen trunken</i>
<i>Hroužíte skráň</i>	<i>Taucht ihr die Schläfe</i>
<i>Ve svatě střízlivou vodu.</i>	<i>Ins heilig (–) nüchterne Wasser.</i>
<i>Ó žel, kde vezmu já,</i>	<i>O Leid, wo nehm(e) ich,</i>
<i>Až mráz tu bude, růže, a kde</i>	<i>Bis Frost da sein wird, die Rosen, und wo</i>
<sup>10</sup> <i>Svit sluneční</i>	<i>Den Schein der Sonne</i>
<i>A stín kde země?</i>	<i>Und Schatten wo der Erde?</i>
<i>Ční beze slova</i>	<i>(Es) ragen ohne Wort (wortlos)</i>
<i>Mrazivé zdi, a větrem</i>	<i>Die frostigen Mauern, und im Winde</i>
<i>Prapory řinčí.</i>	<i>Die Fahnen klirren.</i>

1 freie Umschreibung der Lesart Christoph Theodor Schwabs 2 eigentlich und voll wilder Rosen, wörtlich *s planými růžemi* 3 *spadati* = hinabfallen; *zem* = poetisch verkürzt für *země* 4 *hebký* = auch geschmeidig, fein 5 *libání* = das Küssen, trivial auch die Küsserei 6 metrisch fast adäquat, aber *hroužiti* = (unter)tauchen; *skráň* = Schläfe, Kinnbacken 7 metrisch adäquater Vers 8 frei statt *Běda mně (mi)* = Weh mir; *vezmu* = eigentlich werde ich nehmen, *já* = zusätzlich ich 9 statt *když bude zima* = wenn es Winter ist (sein wird); *růže* = Rosen statt *květy* = die Blumen 10 *svit* = (Licht)schein; *vysluní* = Sonnenschein wäre metrisch entsprechend gewesen 11 *kde* = wo eingeschoben 12/13 sehr frei; *čniti* = (empor)ragen; wörtlich müßte es heißen *Zdi jsou Němé a chladné, větrem...* 14 *prapor* = Fahne (mil.), vgl. *prapor vojska* = Bataillon; *řinčeti* = klirren, gut gewähltes onomatopoeisches Wort.

Die älteste unserer fünf Übertragungen gibt das Original in v. 2 und 7 mit den Mitteln der tschechischen Sprache getreu wieder und kommt ihm in v. 3–6, 8, 10 sehr nahe. Freie bis sehr freie Versionen finden sich in v. 1, 9, 12, 13. Falsche Übersetzungen in v. 1, 4, 14.

Fischer versucht immer wieder, dem deutschen Vers auch metrisch nahe zu kommen. Das ist im Tschechischen mit seiner konsequenten Betonung der ersten Silbe und der Einbeziehung der Präpositionen in diese Akzentuierung sehr schwer. Das Fehlen der Artikel, die Satzstellung u. a. m. bieten völlig andere Voraussetzungen. Gänzlich unmöglich ist aber eine Annäherung an den Vokalklang oder die Alliteration bei Hölderlin. Trotz alledem kann der Übertragung Fischers die poetische Stimmung und der durch das Vorbild bedingte feierliche Ernst der Diktion nicht abgesprochen werden. Wenn schon der Gegensatz der beiden Strophen im Sprachklang nicht klar zum Ausdruck kommen kann, so sind doch gelegentlich Tönungen eingefügt, die das Erlebnis der Dichtung Hölderlins im fremden Medium wiedergeben wollen. *Hroužíte skráň* wirkt als freie Klangversion von *Tunkt ihr das Haupt*. Schön ist auch der Kontrast bei konsonantischer Verwandtschaft von *mráz* und *růže*, wobei letzteres vielleicht wegen der Vokalidentität mit *Blumen* gewählt wurde. Im letzten Vers ist der Versuch der Klangverwandtschaft offenkundig. Er führt zum Mißverständnis (Fahne im militärischen Sinne!). Aber dies wird auch bei zwei anderen Übersetzern ähnlich nachzuweisen sein.

Jan ZAHRADNÍČEK wurde am 17. Januar 1905 in Mastník bei Třebíč in Mähren geboren. Er studierte Theologie und wurde katholischer Priester. Lange Zeit war er auch als Redakteur tätig. Zahradníček gilt als führender katholischer Lyriker Mährens. Seine Geistesverwandtschaft mit Otokar Březina ist unverkennbar. Von seinen Gedichtsammlungen seien genannt: *Pokušení smrti* (Versuchung des Todes), 1930; *Návrat* (Rückkehr), 1931; *Jeřáby* (Ebereschen), 1933; *Žíznivé léto* (Durstiger Sommer),

1935; *Pozdravení slunci* (Grüß an die Sonne), 1937; *Korouhve* (Fahnen), 1940; *Pod bičem milostným* (Unter der gnädigen Peitsche), 1944. Zahradníček übersetzte außer Hölderlin Gedichte von Mörike, Billinger, G. von Le Fort, Corbière u. a. Lit.: G. v. Wilpert, a.a.O., 1455. Otto F. Babler, Drei tschechische Hölderlin-Gedichte, in: HJb 9, 1955/56, S. 241–245.

Die Übersetzung von *Hälfte des Lebens* befindet sich in *Probleti Básníci* (Ausgewählte Dichter), Bd. 10, Prag 1932, S. 45.

<i>Polovina života</i>	<i>Hälfte des Lebens</i>
<i>Žlutými plody</i>	<i>Mit gelben Früchten</i>
<i>A planých růží pln se sklání</i>	<i>Und wilder Rosen voll neigt sich</i>
<i>Nad jezerem kraj,</i>	<i>Über den See das Land,</i>
<i>Vy něžné labutě</i>	<i>Ihr zarten Schwäne,</i>
5 <i>A polibky zpity</i>	<i>Und von Küssen trunken</i>
<i>Smáčíte hlavu</i>	<i>Netzt ihr das Haupt</i>
<i>V posvátně chladivé vodě.</i>	<i>Im heilig-kühlenden Wasser</i>
<i>Běda, kde naleznu,</i>	<i>Weh, wo finde ich,</i>
<i>Když je teď zima, květiny, kde</i>	<i>Wenn es jetzt Winter ist, die Blumen, wo</i>
10 <i>Sluneční svit</i>	<i>Den Sonnenschein,</i>
<i>A sladký stín země?</i>	<i>Und süßen Schatten der Erde?</i>
<i>Zdi kolem jsou</i>	<i>Die Mauern rings sind</i>
<i>Němé a chladné, větrem</i>	<i>Sprachlos und kalt, im Winde</i>
<i>Skřípají vlajky.</i>	<i>Knarren die Fahnen.</i>

1 *plody* = (mit) *Früchte(n)* statt *hruškami* = mit *Birnen*; *sklániti se* = *sich neigen, hängen, hängen* 3 *nad* = *über, darüber hinein*; *kraj* = *mehr Landschaft als Land* 4 *něžný* = *zart* statt *příznivý, rozmilý, milostný* = *hold* 5 *polibky zpity* = (von) *trunkene(n) Küsse(n)* [!] statt *polibky zpiti*; *polibek* = *eigentlich Kuß* im alltäglichen Sinn 6 *smáčeti* = *benetzen, smáčeknouti* = *herabdrücken*, aber *smáčka* = *Tunke!* 7 *chladivý* = *kühlend, kühl* 8 *nalézti* = (*auf*)*finden*; *weh mir* = *běda mi (mně)* 9 *teď* = *jetzt eingeschoben*; der Vers könnte wörtlich heißen *když zima je, ty květy, a kde* 11 *sladký* = *süß eingeschoben* 12 *kolem* = *rings(um)* eingeschoben; *jsou* = *sind*, im Tschechischen für *stehen* üblich 14 *skřípají* = *knarren, knirschen, schnarren, quietschen*; *vlajka* = *Flagge* [!]

Zahradníček kommt dem Urbild an entscheidenden Stellen wesentlich näher als Fischer. Er vermeidet die Umschreibung der falschen Lesart im v. 1, wenn ihm auch die wörtliche Übertragung (*Früchten* statt *Birnen*) aus metrischen Gründen unbrauchbar erscheint. *Hänget* wird nicht wie bei Fischer erst in v. 3, sondern schon am Ende von v. 2 gesetzt. Die vv. 6/7

sind fast originalgetreu, doch wird *nüchtern* mit *kühlend* wiedergegeben, so als hätte der Übersetzer Hölderlins ersten Entwurf (*ins heilignüchterne kühle Gewässer*) gekannt. Während v. 8 sehr streng nachgebildet ist, erfährt v. 9 durch Einschübe unnötige Ausweitung. Auch der Einschub in v. 11 (*süßen*) ist nicht einzusehen. Dagegen ist *kolem* in v. 12 wohl wegen der Verslänge eingefügt. Nach dem genau übertragenen v. 13 enttäuscht die Fehlinterpretation *Flaggen*.

Miloš HLÁVKA wurde am 15. September 1907 in Horšův Týn (Bischofteinitz) geboren und starb am 5. (7.?) Mai 1945 in Prag auf den Barrikaden. Hlávka war Lektor am Nationaltheater in Prag. Er schrieb u. a.: *Ráno vítězné* (Sieghafter Morgen), Gedichte, 1939; *Fána*, Novelle, 1940; *Kormorán*, Epos, 1943; die Dramen *Stříbrný vítr* (Silberner Wind), 1941, *Panama*, 1940, *Výlet do hor* (Ausflug in die Berge), Lustspiel, 1941, *Kavalír Páně* (Kavalier des Herrn), 3. Teil einer geplanten Trilogie *O pokušení smrti* (Von der Versuchung des Todes). – Hlávka übersetzte Valéry, Apollinaire, Kleist, Kästner u. a. Die biographischen und bibliographischen Angaben sind dem *Slovník soudobných českých spisovatelů* (Wörterbuch zeitgenössischer tschechischer Schriftsteller) 1918–45, Prag 1945, entnommen. Nekrolog in: *Právo lidu*, 7. 6. 1945, S. 4.

Die Übersetzung von *Hälfte des Lebens* erschien in der Zeitung *Lidové noviny*, Jgg. 39, Nr. 368 (Morgenausgabe Samstag 25. Juli 1931).

<i>Půl života</i>	<i>Hälfte des Lebens</i>
<i>Kraj planých růží</i>	<i>Das Land voll wilder Rosen</i>
<i>A žlutých květu se sklání</i>	<i>Und gelber Blumen neigt sich</i>
<i>V zahradní jezero</i>	<i>In den Gartensee</i>
<i>K vám, vábné labutě,</i>	<i>Zu euch, lockende Schwäne,</i>
5 <i>Hlavy jste smačely</i>	<i>Die Häupter netztet ihr</i>
<i>Opilé pocely</i>	<i>Trunken von Küssen</i>
<i>V posvátnou čirost tůně.</i>	<i>In der heiligen Klarheit der Tiefe.</i>
<i>Ó, běda, kde vezmu květy,</i>	<i>O, weh, wo nehm' ich die Blumen,</i>
<i>Až přijde zima a kde</i>	<i>Wenn der Winter kommt, und wo</i>
10 <i>Sluneční paprsky</i>	<i>Die Sonnenstrahlen</i>
<i>A stíny země.</i>	<i>Und Schatten der Erde.</i>
<i>Zdi oněmly a teskní</i>	<i>Die Mauern verstummten und bangen</i>
<i>Zimavě. Slyš, větrem</i>	<i>Kalt. Hör, im Winde</i>
<i>Břinkají korouhvičky.</i>	<i>Klirren die Fahnen.</i>

*Půl* = *halb*, z. B. *půl hodiny* = *halbe Stunde*, *půl žerdi* = *halbmast* 1–3 freie Nachdichtung, die von der Vergestalt Hölderlins beeinflusst scheint 4 *K vám* = *Zu euch*, freie Umschreibung, d. h. Sinnänderung; *vábný* = *lockend*, *reizend* 5 *Hlavy* = *Häupter*, Mz. von *hlava*; *smáčeři* wie bei Zahradníček 7 *čirost* = *Lauterkeit*; *tůň, tůne* = *Tiefe*, *Pfuhl, Tümpel* 8/9 vgl. O. Fischer 10 *paprsek* = *Strahl* 11 *stíny* = *Schatten* (Mehrzahl) 12 *oněměti* = *verstummen*; *teskniti* = *sich sehnen*, *bangen* 13 *slyši* (von *slyšeti*) = *hör(e)!* 14 *korouhvičky* = *eigentlich Fähnlein, Wimpel, Wetter-, Windfahnen*.

Hlávka gibt den Gedichttitel nicht genau wieder. Seine Übertragung ist wiederholt sehr eigenmächtig. Er geht wie Fischer offensichtlich von der falschen Lesart Schwabs in v. 1 aus und vertauscht sogar *Blumen* und *Rosen* in v. 1/2. Der v. 3 leidet darunter, daß *Land* (*kraj*) schon in v. 1 untergebracht wurde. Nun wird aus Gründen der Verslänge das durchaus störende *zahradní* (*Garten-*) eingeschoben. In v. 4 folgt eine sinnverändernde und verfremdende Verknüpfung *Zu euch*, dann das ungenaue Epitheton *lockend*, bzw. *reizend*. In v. 5 verändert die Vergangenheitsform des Zeitworts den Sinn. Der Schluß der Strophe ist völlig frei umschrieben. Auch in der zweiten Strophe stehen freie Versionen. So ist in v. 9 *kommt* statt *ist*, in v. 10 *Sonnenstrahlen* statt *Sonnenschein* gesetzt. Die v. 12/13 entfernen sich am weitesten von der Dichtung Hölderlins. Dagegen ist in v. 14 erstmals Genauigkeit erreicht und das Mißverständnis ausgeschlossen.

Bohumil Novák ist am 7. Januar 1908 in Hořátev bei Nymburk geboren. Er wirkte als Verlagsredaktor in Prag und trat mit Lyrik, Prosa und literaturkritischen Arbeiten hervor. Von seinen Gedichtsammlungen seien *Deště* (*Regen*), 1928, und *Lethe*, 1933, von seinen Prosadichtungen der Roman *Velké děti* (*Große Kinder*), 1936/41 genannt.

Nováks Übertragung von *Hälfte des Lebens* erschien in *Hölderlin. Torso odkazu. Výbor z Díla* (*Hölderlin, Torso eines Vermächtnisses. Werkauswahl*), Sammlung Pantheon, Band 7, Prag 1944 bei Fr. Borový, S. 438.

*Polovina života*

*Hälfte des Lebens*

*V záplavě žlutých květů  
A plný planých růží  
Sklání se v jezero kraj,  
Vy labutě něžné  
5 A pocely zpité  
Nořte skráň  
Ve svatě průzračnou vodu.*

*Im Schwall gelber Blumen  
Und voll mit wilden Rosen  
Neigt in den See sich das Land,  
Ihr Schwäne, (ihr) zarten  
Und von Küssen trunken  
Taucht ihr die Schläfe  
Ins heilig-klare Wasser.*

*Běda mi, kde najdu  
Až přijde zima, květy a kede  
10 Svít sluneční  
A jasný stín země?  
Zdi zimomřivě  
A beze slova ční, ve větru  
Prapory řinčí.*

*Web mir, wo find' ich,  
Bis kommt der Winter, die Blumen und wo  
Den Schein der Sonne  
Und hellen Schatten der Erde?  
Die Mauern frostig  
Und ohne Worte ragen, im Winde  
Die Fahnen klirren.*

1 *záplava* = *Flut, Schwall*; *Blumen* wie bei Fischer und Hlávka nach Schwab 2 vgl. Fischer 3 *Neigt sich* wie bei Zahradníček 4 Wortstellung wie Fischer; *zarten* wie Zahradníček 5 *pocely* wie Hlávka; *zpité* vgl. Fischer, Zahradníček 6 *nořiti* = *tauchen*; *skráň* wie bei Fischer 7 vgl. Fischer; *průzračný* = *durchsichtig*, *klar* 8 *najdu* (von *nájití*) = *werde ich finden* 9 *až přijde zima* wie Hlávka 11 *jasný* = *hell, licht*, sinnstörender Einschub; vgl. Zahradníček 12 *zimomřivě* = *fröstelnd, frostig* (*v*)*erfroren* 13 *beze slova ční* wie bei Fischer 14 *prapory řinčí* wie bei Fischer.

Die Übertragung Nováks zeigt große Übereinstimmungen mit der Übersetzung von Otokar Fischer. Das kündigt sich schon bei der Umschreibung in v. 1 an, nur ist hier ein anderes Bild gewählt. Sehr deutlich sind die Ähnlichkeiten am Schluß der zweiten Strophe. Novák kommt aber auch zu vergleichbaren oder gleichen Ergebnissen wie Zahradníček und Hlávka, vgl. v. 8/9. Mit der Einfügung von *jasný*, v. 11, ist zwar Silbengleichheit mit dem Original erreicht, aber der Sinn empfindlich gestört.

Antonín BROUSEK wurde am 25. September 1941 in Prag geboren. Der jüngste unter den tschechischen Übersetzern ist Hölderlin ganz besonders zugetan. Als Mitarbeiter und Mitglied des Redaktionsrats der Zeitschrift *Host do domu* (*Gast ins Haus*) veröffentlichte er wiederholt Übertragungen von Gedichten Hölderlins oder Verse, die dem Andenken des Dichters gewidmet sind. In *Listy klubu přátel poezie* (*Blätter des Klubs der Freunde der Dichtung*) Prag, November 1968, S. 5, nennt Brousek Hölderlin den „reinsten deutschen Lyriker“, die „Schlüsselgestalt der Welt-dichtung“. Er kennt die Bewunderung Petr Bezruč und spricht selbst bewundernd von der „souveränsten und geläutertsten tschechischen Hölderlin-Übersetzung Zahradníčeks“. Brousek arbeitet zur Zeit an einer großen Übersetzung von Hölderlins Werk ins Tschechische.

*Hälfte des Lebens* steht in *Host do domu*, Jg. XIV, Prag 1967, S. 34.

*Polovice života*

*Hälfte des Lebens*

*Plna planých růží  
S žlutými hruškami svísla  
V jezero zem,*

*Voll wilder Rosen  
Mit gelben Birnen hing  
In den See das Land,*

Vy milostné labutě, 5 Polibky opojené Svlažujete šij V posvátně střízlivých vodách.	Ihr holden Schwäne, 5 Von Küssen trunken Netzt ihr den Hals In heilig-nüchternen Wassern.
--	--

Běda však mně, když zima udeří, Kde naleznu květy a kde 10 Třpyt slunce A stíny země? Zdi nepohnou se, Vychladlí, němé v povětrí Chrčí korouhvice.	Weh aber mir, wenn der Winter einfällt, Wo find' ich die Blumen, und wo 10 Den Glanz der Sonne Und Schatten der Erde? Die Mauern regen sich nicht, Ausgekühlt, stumm, im Wetter Röcheln die Fahnen.
--	--

V. 1/2 Umstellung *wilder Rosen – gelben Birnen* v. 2 *viseti* = *hängen*, *sviseti* = *herabhängen*, *svislý* = *herabhängend*; ist die Wahl der Vergangenheitsform *svisla* (eigentlich *svisela*!) einem Mißverständnis entsprungen? 4 erstmals richtig: *milostný* = *hold* 6 *svlažiti*, *svlažovati* = *befeuchten*, *benetzen*; *šije* = *Hals*, *Nacken* 7 *vodách* von *vody* = *die Wasser* 8 Einschub *však* = *aber*; *udeřiti* = *schlagen*, hier wie *hodina udeřila* = *die Stunde hat geschlagen*, oder *udeřil silný mráz* = *es fiel ein starker Frost ein* 9 *naléztí* = *(auf)finden* 10 *třpyt* = *Glanz*, *Schimmer*, *Glitzern* 11 *stíny* = *die Schatten*, vgl. *Hlávka* 12 *pohnouti se* = *sich bewegen*, freier Einschub 13 *vychladlý* = *ausgekühlt*; *povětrí* = *Witterung*, *stürmisches Wetter* 14 *chrčeti* = *röcheln*; onomatopoeisches Wort, vgl. *chrčlati* = *räuspfern*, *husten*.

Brousek bietet eine merkwürdige Synthese von Texttreue und Freiheit der Übertragung. Erstmals erscheint *Birnen* in richtiger Übersetzung, wenn auch in v. 1/2 Vertauschung stattfindet. Für *hold* in v. 4 ist erstmals die adäquate Vokabel gefunden. V. 6 allerdings geht über das Original hinaus und findet keine entsprechende Fügung wie etwa bei Zahradníček oder Hlávka. In v. 7 ist mit *vodách* ebenfalls eine Übertönung erzielt. V. 8 zeigt wieder einen hohen Grad von freier Übertragung. *Třpyt* in v. 10 ist eine nicht ganz zutreffende Version. In den v. 12–14 entfernt sich Brousek stark vom Urtext. Auch hier werden die Bilder und Klänge um einige Grade zu kräftig nachgezeichnet und getönt.

Der Versuch einer vergleichenden Wertung der hier analysierten Nachdichtungen muß scheitern, weil die Kriterien für die Beurteilung zu unterschiedlich sind. Ist eine Übertragung deshalb besser, weil sie von Wort zu Wort Bedeutungsgleichheit bringt, oder sich genau an das Versmaß hält, oder den Stimmungsgehalt mit den Mitteln der fremden Sprache

so voll als möglich erreicht, – oder in dieser Sprache ein neues, gültiges Gedicht bedingt, das sozusagen „aus dem Geist“ der Urform entstand?

Von den Mißverständnissen soll hier nun abgesehen werden. Sie sind in den Kommentaren zu den einzelnen Übersetzungen vermerkt. Aber von Vers zu Vers wurde klar, wie verschieden die Nuancierung einzelner Wörter und ihrer Begriffsinhalte sein kann. Das zeigte sich an den Problemen bei der tschechischen Fassung von *hänget*, *holden*, *trunken*, *Küssen*, *tunkt*, *Haupt*, *heilig-nüchterne*, *nehm'*, *stehn*, *sprachlos*, *klirren*. Dabei ist der Bedeutungswandel, auch wenn er sich innerhalb dreier Generationen nur in kleinen Graden nachweisen ließe, nicht zu vergessen. Aber wie soll man ihn fassen, wie klarmachen, daß Fischer und Brousek ein und dasselbe Adjektiv schon mit einem Hauch verschiedenen Klangs empfunden haben könnten? Ist das hervorragende, letzte große deutsch-tschechische Handwörterbuch<sup>3</sup>, mit dem der Verfasser arbeitete, nach fünfunddreißig Jahren in Einzelheiten nicht bereits veraltet?

Das freie Versmaß, dem alle Übersetzer dieser Reihe nachstrebten, ist von Sprache zu Sprache eigentlich unübertragbar. Die tschechischen Betonungsverhältnisse, die fehlenden Artikel, die Silbungleichheit bei gleichbedeutenden Wörtern u. v. a. bringen schier unüberwindliche Hindernisse. Allein an v. 11 *Und Schatten der Erde* kann abgelesen werden, wie die Übersetzer durch Einschübe oder Mehrzahlbildung an das Versmaß heranzukommen trachteten<sup>4</sup>.

Das von vielen Forschern gerühmte Sprachkunstwerk dieses Gedichtes muß in jeder fremden Sprache tiefgreifenden Veränderungen ausgesetzt werden, weil schon die Klanglichkeit unwiederbringlich verloren geht<sup>5</sup>. Das Kontrastieren der „Alliterationen mit den Assonanzen“, der „Extremvokale“ mit den „farbigen Klängen“ (Binder) ist nur in der Sprache des Dichters so möglich. Die andere Sprache muß eine Klangfarbenänderung, eine – wenn auch noch dieser Begriff aus der Musik gestattet ist – völlig neue „Instrumentierung“ mit sich bringen.

<sup>3</sup> Hauptredaktion Josef Janko, Hugo Siebenschein; Redaktion Pavel Eisner, Otokar Fischer, Jiří Haller. Prag 1936–38.

<sup>4</sup> Bernhard Capesius, Formfragen bei lyrischen Übersetzungen, in: *Klingsor*. Siebenbürgische Zeitschrift, Jg. XV, 1938, S. 295, entbindet den Nachdichtenden von der Verpflichtung, „bei den freien Rhythmen“ Silben- und Zeilenzahl [!] genau zu befolgen. Er bezieht sich dabei auf die rumänischen Hölderlin-Übertragungen von J. Pillat.

<sup>5</sup> Vgl. dazu Wolfgang Binder, Sprache und Wirklichkeit in Hölderlins Dichtung, HJb 9, 1955/56, S. 199; ders., Friedrich Hölderlin „Der Winkel von Hardt“, „Lebensalter“, „Hälfte des Lebens“ in: Schweizer Monatshefte, Jg. 45, H. 6, Sept. 1965, S. 589; Lawrence Ryan, Hölderlins Dichtungsbegriff, HJb 12, 1961/62, S. 23.



Übersetzung ist jeweils Verfremdung – und doch auch Anlaß zur Auf-  
findung, zur Wiederfindung. In einem komplizierten Prozeß macht der  
fremde Dichter sich das Gedicht zu eigen, nimmt es auf mit Sinn und  
Form und ist schon beim Lesen Übersetzer. Er setzt *über* in das Land seiner  
eigenen Sprache, in ihre Begrifflichkeit, Syntax und Form. Er findet auf  
die ihm mögliche Weise den Weg zum Gehalt des Gedichts, das sich jen-  
seits seiner einmaligen Gestalt als unabsehbar vieldeutig erweist. Der  
deutsche Leser und Beurteiler von Übersetzungen hat gleichsam im Rück-  
Übersetzen ein ganz besonderes Erlebnis, das der Wiederfindung, der  
Heimkehr zur vertrauten Gestalt. Die aber hat sich nun ebenfalls ge-  
ändert. Nach den Erfahrungen der Fremde ist sie leuchtender, weitreichen-  
der, allgemeingültiger geworden. Es wäre ein lockendes Beginnen, einmal  
alle erreichbaren Übersetzungen eines Hölderlin-Gedichts in einem Band  
nebeneinander zu stellen. Daß der Dichter immer mehr mit den Zungen  
der anderen spricht, daß sein Werk gerade in den letzten Jahren immer  
häufiger in fremden Sprachen erscheint, ist seltsam bewegend. Gerade  
aus dem Osten kommen jährlich neue Bekenntnisse dieser Art zu uns  
her.

Wenn nun der Verfasser selbst den Versuch unternimmt, *Hälfte des  
Lebens* nach den Erfahrungen der oben betrachteten Nachdichtungen ins  
Tschechische zu übersetzen und dabei die Elemente aufgreift, die ihm nach  
seiner Erfahrung und Vertrautheit mit der tschechischen Sprache am rein-  
sten erscheinen, so mag das nicht als Überheblichkeit gedeutet werden. Er  
stützt sich dabei außerdem auf fünf weitere Nachdichtungen in west-  
slawischen Sprachen, auf eine slowakische, zwei polnische und zwei serbo-  
kroatische aus den Jahren 1956 bis 1969. Diese zeigen erstaunliche Über-  
einstimmungen mit den tschechischen Fassungen, ähnliche Probleme, aber  
auch gelungene Lösungen, die künftigen tschechischen Übersetzern nicht  
gleichgültig sein dürften.

*Polovina života*

*S žlutými hruškami svisi*  
*A plná planých růží*  
*V jezero zem,*  
*Vy milostné labutě,*  
5 *A opojené polibky*  
*Smáčíte hlavu*  
*Ve svatě strážlivou vodu.*

*Běda mi, kde vezmu, když*

*Je zima, ty květy, a kde*

10 *Sluneční svit*

*A stín země?*

*Zdi stojí*

*Němé a chladné, ve větru*

*Řinčí korouhvice.*

1 *svisi* = hängt; für *hänget* gibt es keine adäquate Lösung; vgl. die serbokroatische Fassung *Sa žutim kruškama visi* in der Übersetzung von Dragutin Tadjanović<sup>6</sup>, die polnische *Żółtymi gruszkami zwisa* von Mieczysław Jastrun<sup>7</sup>, die polnische *Żółtymi zwisa gruszkami* von Adolf Sowiński<sup>8</sup>. 3 Der Worttausch *in den See das Land* ist aus Rhythmusgründen so gut wie unumgänglich 6 folgt Hlávka; vgl. die slowakische Fassung *hlavy si zmáčate* von Július Lenko<sup>9</sup> 8–10 Wortstellung kann ohne Not wie im Original bleiben 9 *ty* ist vielleicht einen Grad zu stark (= eigentlich *diese*) 11 Zur Versangleichung wäre *stíny* = *die Schatten* besser, wurde aber mit Bedacht nicht gewählt; die serbokroatische Fassung *I senke zemaljske* von Ivan V. Lalić<sup>10</sup> zeigt stärkere rhythmische Entsprechung; im Tschechischen könnte man analog sagen *A stíny zemské, zemský* = *Erd-, irdisch* 12 Selbst wenn, wie oben erläutert wurde, im Tschechischen *stojí* im Zusammenhang mit Leblosem nicht gebräuchlich ist, wird diese Fassung gewagt; vgl. die serbokroatische Version *Zidovi stoje* von Dragutin Tadjanović und I. V. Lalić<sup>11</sup>.

<sup>6</sup> Antologia svjetske lirike, Zagreb 1956, S. 561.

<sup>7</sup> Fryderyk Hölderlin. Poezje wybrane, Warszawa 1964, S. 56.

<sup>8</sup> Wybór wierszy i przekładów, Warszawa 1956, S. 156.

<sup>9</sup> Friedrich Hölderlin. Nebeský oheň, Bratislava 1969, S. 106.

<sup>10</sup> Fridrih Helderlin. Odabrana dela, Beograd 1969, S. 108.

<sup>11</sup> s. Anm. 6.

NACHTRAG  
ZU NORBERT VON HELLINGRATHS BRIEFWECHSEL  
MIT WILHELM BÖHM

MITGETEILT VON  
ALFRED KELLETAT

Wenige Tage nach Erscheinen des vorigen Jahrbuchs<sup>1</sup> wurde mir ein kleines Bündel von Briefschaften Hellingraths übersandt, die als Geschenk aus dem Nachlaß Wilhelm Böhms, bevor dieser ins Hölderlin-Archiv kam, abgespalten und auf diese Weise der Beachtung entgangen waren. Es handelt sich um zwei Briefe und sechs Postkarten aus dem Jahr 1910, die folgendermaßen in die Reihe der bisher veröffentlichten einzuordnen sind:

- Nr. 3 a Brief vom 11. Januar
- Nr. 3 b Karte vom 17. Januar
- Nr. 3 c Brief vom Januar (unmittelbar vor 3 d)
- Nr. 3 d Karte vom 23. Januar
- Nr. 6 a Karte vom 25. Juni
- Nr. 14 a Karte vom 24. Sept. (Antwort auf Telegramm Nr. 14)
- Nr. 14 b Karte vom 6. Okt.
- Nr. 14 c Karte vom 14. Okt.

Die Karten Nr. 3 b und d, sowie Nr. 14 a b c enthalten lediglich Verabredungen über Handschriften- und Bibliotheksbenutzung; die drei übrigen Nummern folgen im Wortlaut. Alle Briefe und Karten tragen auf der Rückseite Bleistiftdatierungen von der Hand Wieland Schmidts.

*3 a. Norbert von Hellingrath an Wilhelm Böhm*

Sehr geehrter herr Doctor,

besten Dank für Ihre mitteilungen. Mit v. d. Leyen hatte ich niemals eingehender und besonders nicht darüber gesprochen in wie weit sich das material für Diederichs eignen würde, da bin ich ganz Ihrer ansicht für diese ausgabe empfiehlt sich ein abdruck in grözserm umfange nicht, und auf eine kritische werden wir noch lange zu warten haben. Leyen wird dar-

<sup>1</sup> Siehe HJb 15, 1967/68, S. 277-303.

über an Diederichs schreiben. Ich werde zwar zunächst den Pindar erledigen möchte aber nicht auf das foliobuch verzichten wenn ich auch mit dessen bearbeitung noch nicht zu ende bin. an einer concurrenz wird sich zum mindesten der sprichwörtliche dritte freuen. Unangenehm wäre es mir wenn diese concurrenz ein kampf um die hs würde, zur zeit habe ich diese, und wenn ich Ihnen etwas darin besorgen kann stehe ich gern zu diensten.

Ergebenst

Hellingrath

München 41.

11. jänner. [1910]

Antwort auf Böhms (nicht erhaltenen) Brief, aus welchem Hellingrath an von der Leyen am 4. Januar 1910 (Brief Nr. 3) zum Teil wörtlich zitiert.

*3 c. Norbert von Hellingrath an Wilhelm Böhm*

[Januar 1910]

Sehr geehrter Herr Doctor, es tut mir leid dass wir uns missverstanden haben. Sie schrieben nur von nr. 9 des fasc. 3 / ich schrieb von ‚nach 1802‘ als ich eigentlich nur die Pindar und Sophoklesübertragungen etc. berücksichtigte, so wie ich mich entschloss das grosse foliobuch durchzunehmen konnte [über gestr.: musste] ich natürlich die ganze Homburger prosa nicht vernachlässigen besonders da mir ein deutlicher abschnitt gerade in die Homburger zeit der entwicklung Hs. zu fallen scheint, wogegen das jahr [ ziem]lich bedeutungslos ist.

Ich habe daher in fasc. 3 noch ein paar sachen zu erledigen und besonders muss für einen freund der über Hs. handschrift arbeiten will noch einiges reproducirt werden. Es wird aber trotzdem keinen zweck haben einzelne nummern aus fasc. 3 abzusenden, denn ich kann am 1. februar das ganze faszikel nach Stuttgart abgehen lassen, und diese kleine verzögerung wird die scherereien wert sein die eine teilung des fasc. machen würde.

Es steht Ihnen also ab februar der ganze nachlass zur verfügung auszer fasc. I (und was wol unwichtig ist fasc. 5 g), und über fasc. 1 bin ich zu auskunft bereit.

In der hoffnung dass damit die sache zu beider befriedigung gelöst ist  
ergebenst

Hellingrath

[Poststempel München 25. Jun. 10.]

Sehr geehrter herr doctor! wenn Sie im Kolonoschor das *noch* zu *nicht* machen wollen ist das ihre sache. ich werde den chor wol nicht abdrucken. allerdings ist zu sagen / dass / wenn wir einmal anfangen Hölderlinische übersetzungen mit rücksicht auf verständlichkeit zu bearbeiten (denn etwas andres ist nicht) / ein ende nicht abzusehen ist bis schliesslich so eine art Scholz'scher bühlenbearbeitung herauskommt. wenn Sie *nicht* setzen wäre ich für mitteilung dankbar weil ich dann irgendwo in einer fusznote die abweichung verzeichnen und zugleich Ihr *duft* zu seinem recht kommen lassen kann. wissen Sie dass das lezte wort des ersten capitels der anmerkungen zum Oedipus (bei Ihnen *zeigt*) im original *reisz*t ist? das citat im 3. capitel heiszt bei Suidas s. v. *Αριστοτελης* (es kommt glaub ich auch im Stobäus vor): *της φ[υσεως] γρ[αμματευς] ἦν τον καλαμον αποβρεχων εις νουν*. wahrscheinlich also auch ein druckfehler des originals. da ich aber das citat bis jetzt nicht verstehe (es spuckt wol wieder mit Hölderlins griechischer grammatik) will ich nicht drauf schwören – in der siebtlezten zeile der Antigonae anmerkungen ist ein unnützes sich das die Joachimi schon getilgt hat. Mit besten wunschen für Ihre gesundheit

Hellingrath

Die Karte schließt inhaltlich an die beiden vorangehenden undatierten Briefe Nr. 5 und 6 an. – ‚Scholz'sche Bühnenbearbeitung‘: meint „Der Tod des Empedokles von Hölderlin. Für eine festliche Aufführung bearbeitet und eingerichtet von Wilhelm von Scholz“. Die Ausgabe war soeben im Insel-Verlag erschienen, die Uraufführung fand Ende 1916 im Stuttgarter Hoftheater statt, dessen Dramaturg Scholz damals war; vgl. auch HJb 15, 1967/68, S. 274 f. – ‚fusznote‘: siehe Hellingraths Dissertation S. 34 – ‚reisz‘ und ‚das citat‘: StA 5, 196 Zeile 6 und 484 Zeile 13 ff.

MICHAEL KONRAD: Hölderlins Philosophie im Grundriß. Analytisch-kritischer Kommentar zu Hölderlins Aufsatzfragment ‚Über die Verfahrungsweise des poetischen Geistes‘.

Bonn: Bouvier 1967. XII, 263 S. (Abhandlungen zur Philosophie, Psychologie und Pädagogik. 37.)

Mit dem Titel ‚Über die Verfahrungsweise des poetischen Geistes‘ ist der umfangreichste, bedeutendste und wohl auch schwierigste der philosophisch-poetologischen Aufsatzentwürfe Hölderlins bezeichnet. Hatte er bisher nur einmal den Gegenstand einer selbständigen, längeren Arbeit gebildet (der unveröffentlichten Berliner Dissertation von Hildegard Brenner aus dem Jahre 1952), so ist er in der Forschung der letzten Jahre bei der Behandlung von Hölderlins Bemühungen um eine philosophisch begründete Poetik mehrfach herangezogen worden. Mit Sicherheit ist Konrad zuzustimmen, daß viele grundsätzliche Fragen, die schon die Voraussetzungen und die Zielsetzung des Aufsatzes betreffen, noch einer Klärung harren: Wie ist etwa die in der Abhandlung mehrfach ausgesprochene These zu verstehen, daß „der Gang und die Bestimmung des Menschen überhaupt“ als „dasselbe“ anzusehen sind wie „der Gang und die Bestimmung aller und jeder Poesie?“ In welchem Verhältnis stehen menschlicher ‚Bildungsgang‘ und ‚poetische Verfahrungsweise‘ zueinander? Es läßt sich auch noch fragen, ob die Abhandlung als philosophisches Dokument ‚ernstzunehmen‘ und als Umriß einer Ästhetik in die Geschichte der idealistischen Philosophie einzuordnen, oder ob sie eher als theoretisierende Begleiterscheinung zu Hölderlins eigener Lyrik zu verstehen wäre, woraus folgen könnte, daß man weniger eine streng philosophische Konsistenz, als vielmehr gedankliche Parallelen und Begründungen, auch Beziehungen zu anderen theoretischen Schriften Hölderlins aufzusuchen hätte.

Mit dieser Unentschiedenheit in der Fragestellung möchte Konrad nun aufräumen, indem er Hölderlins Abhandlung einer Analyse unterwirft, die ausschließlich deren ‚philosophischen‘ Ertrag darzulegen und zu würdigen bestrebt ist. Von der „Möglichkeit einer Anwendung der Resultate [seiner] Analysen auf die Interpretation von Hölderlins Dichtung“ (S. 16) sowie von einer Aufhellung des philosophiegeschichtlichen Hintergrunds von Hölderlins Poetologie will er im Interesse der Konsequenz seiner Fragestellung absehen. So ist sein Titel: ‚Hölderlins Philosophie im Grundriß‘ zu verstehen. Die philosophische Fragestellung, von der Hölderlin ausgeht, formuliert Konrad an Hand von Hölderlins Terminologie: Wie ist die ‚Erkenntnis der Einheit des Ich im Harmoniscentgegengesetzten‘ sowie auch die ‚Erkenntnis des Harmoniscentgegengesetzten im Ich als Einheit‘ zu ergründen? Und seine Antwort laute im Grunde genommen: beides komme in der ‚Verfahrungsweise des poetischen Geistes‘ zustande. Wie Konrad mit Recht betont, gehören diese beiden Fragen in Hölderlins Konzeption zusammen. Das Ich, das sich mit Freiheit ein Objekt wählt, von dem es wieder abstrahieren kann – darin bestehen die Merkmale des poetischen Verfahrens – erfüllt einerseits in der damit gewonnenen ‚dreifachen Eigenschaft‘ die Bedingungen einer ‚transzendentalen Empfindung‘, bei welcher der Geist sich selbst erkennt in seiner ‚Entgegengesetztheit zum Leben‘ und zugleich in seiner ‚Identität mit dem Leben‘ (S. 81). In diesem Argument sei aber andererseits auch eine „notwendige Umkehr der Reflexionsrichtung“ (S. 133) beschlossen, insofern Hölderlin nicht nur danach frage, wie sich die ‚Selbstgewißheit des Geistes‘ konsti-

tuire, sondern gleichzeitig auch die „Bestimmung der Bedingungen des Stoffes“ (ebda.) klären will, die ein solches Verfahren ermöglichen. Es gehört zu den Verdiensten von Konrads Arbeit, daß er die gedankliche Konsequenz, die Hölderlin teilweise durch mangelnde systematische Absicherung verdeckt, systematisch herauszuarbeiten bestrebt ist. Um diesen Ansatz deutlicher zu profilieren, stellt er den mittleren Teil des Aufsatzes, der in allgemeinerer Weise von der Frage der Möglichkeit der ‚Erkenntnis der Einheit des Ich im Harmoniscentgegengesetzten‘ handelt, an den Anfang seiner Analyse, um erst dann sich dem ersten Teil zuzuwenden, bei dem Hölderlin die (erst nachträglich begründeten) Bedingungen der Einheit des Einigen im Ich weitgehend voraussetzt und an Hand des Verhältnisses des ‚poetischen Geistes‘ zu dem für die ‚geistige Behandlung‘ rezeptiven Stoff nach der „Erkenntnis des Harmoniscentgegengesetzten (des Gedichts) im Ich als Einheit“ fragt. Durch den ständigen Bezug auf diesen zentralen Ansatz gelingt Konrad im einzelnen manche Berichtigung der vorliegenden Analysen von Hölderlins Abhandlung, auf die er ausführlich und sachlich eingeht.

Um Hölderlins Gedanken zusammenzufassen: die Selbsterkenntnis des Ich als Einheit kommt nur in der freien Objektwahl – also in der poetischen Verfahrensweise – zustande, und zwar in dreifacher Eigenschaft (als Subjekt und Objekt und beides als Einheit fassend). Was ist aber damit gesagt? Es fällt nicht schwer, hierin etwa den freilich abgewandelten Ansatz Fichtes wiederzuerkennen, der auch schon – mit Hölderlins Terminologie gesprochen – nach der Möglichkeit der Selbstkonstituierung des Ich in der Verbindung mit dem ihm Entgegengesetzten gefragt hatte. Und an einer Stelle – Konrad weist darauf hin – scheint Hölderlin auf Fichte anzuspüren, wenn er in einer Anmerkung auf gewisse unzulängliche Versuche, die Erkenntnis der Einheit des Einigen zu begründen, kritisch Bezug nimmt: „wenn nun auch das Ich sich sezen wollte als identisch mit dem harmoniscentgegengesetzten seiner Natur (den Widerspruch zwischen Kunst und Genie, Freiheit und organischer Nothwendigkeit, diesen ewigen Knoten mit dem Schwerdt zerhauen), so hilft es nichts; denn ist der Unterschied des Entgegensezens und Vereins nicht reell, so ist weder das Ich in seinem harmoniscentgegengesetzten Leben, noch das harmoniscentgegengesetzte Leben im Ich als Einheit erkennbar“ (4, 254). Die postulierte Einheit wäre demnach nicht schon als Wesen des Ich gegeben, sie stellt sich nicht schon und immer wieder im Selbstbewußtsein des Ich dar, sondern sie kommt erst durch einen besonderen Akt zustande, der das Ich – das sich nach Hölderlin in der bloßen Reflexion nicht begreifen kann (die Unterscheidung ist dann nicht ‚reell‘) – mit einem ihm entgegengesetzten Stoff verbindet. Sie wäre demnach – mit einem Wort – nicht schon im Ich, sondern erst im ‚poetischen Ich‘ gegeben. Man fragt sich, ob etwa der Gegensatz in diesem Punkt nicht doch etwas hergeben könnte für die Untersuchung der Beziehung von Hölderlins ‚Philosophie‘ zu derjenigen Fichtes. – Und entkleidet man Hölderlins Gedankengang der weitgehend an Fichte geschulten Sprache, so ist auch jener Bezug zu Schillers Vorstellung der ‚ästhetischen Erziehung‘ nicht zu verkennen, auf den Hölderlin einmal mit der Ankündigung anspielte, er wolle seine theoretischen Aufsätze ‚Neue Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen‘ betiteln: Schillers künstlerisches ‚Spiel‘ und Hölderlins ‚poetische Verfahrensweise‘ weisen eine deutliche Entsprechung auf (die natürlich nicht zur Gleichsetzung verleiten soll), sowohl in ihrer Struktur als auch in ihrem Bezug zum menschlichen ‚Bildungsgang‘ überhaupt. Andererseits kommt Hölderlins These, insofern sie nicht nur die transzendentalen Bedingungen der Erkenntnis, sondern auch die Wechselwirkung mit dem das Subjekt mitbedingenden Stoff mitberücksichtigt, ein dialektischer Charakter zu, der – im Sinne der Richtung des philosophischen Denkens der Zeit – über Schiller und Fichte hinausgeht. – Das sind Fragen, die sich einem aufdrängen,

wenn man Hölderlins Gedanken nicht nur nachvollziehen, sondern auch ‚verstehen‘ will. Leider bringt es die Selbstbeschränkung des Kommentators auf die Nachzeichnung des einen zentralen philosophischen Gedankens mit sich, daß er sich zu solchen Fragen fast gänzlich ausschweigt.

Aber die stoffliche Beschränkung ist auch eine sachliche Eingrenzung, die manche seiner Thesen – gerade seine Bewertungen und Akzentuierungen – in Frage stellt. Wir möchten anzudeuten versuchen, wie die systematische Begrenzung der Fragestellung auch einige Entstellungen nach sich zieht. Denn gerade Hölderlins Auffassung, daß die poetische Verfahrensweise es ist, die die ersuchte Einheit herstelle, ist Konrad zutiefst suspekt: das sei eine Hypostasierung, ein unzulässiger und unkontrollierter Übergang, der den Maßstäben der nun einmal angeschnittenen philosophischen Problematik nicht mehr genüge. Daß überhaupt bei Hölderlin ein Entsprechungsverhältnis zwischen poetischer Verfahrensweise und dem Gang und der Bestimmung des Lebens konstatiert wird, liege an einem Denkfehler: Hölderlin übersehe, daß er das in „höchster Allgemeinheit“ Herausgearbeitete „allein regressiv auf das Besondere der Dichtung“ übertrage (S. 95). Daß manche Formulierungen Hölderlins den Eindruck aufkommen lassen könnten, daß er nicht nur eine erkenntnistheoretische Fragestellung expliziere, sondern auch die Entstehung und den Aufbau des Gedichts, ja auch die Differenzierung der Dichtarten ins Auge gefaßt habe, wird von Konrad zugegeben, aber eher als eine Art Entgleisung betrachtet, als mangelnde Einsicht Hölderlins in die Erfordernisse des eigenen Ansatzes. Aber ist es nicht eher wahrscheinlich, daß die sogenannten ‚Hypostasierungen‘ für Hölderlin gerade das Wesentliche sind, daß es mit anderen Worten weniger auf die transzendente Analyse der Bedingungen der Möglichkeit der ‚Einheit des Einigen‘ ankomme, als auf einen dialektischen Prozeß, der Subjekt und Objekt – Geist und Stoff – umgreift und die transzendente Analytik gleichsam aus den Angeln hebt? Dieser Schlußfolgerung verschließt sich Konrad beharrlich, obgleich die Abhandlung – geschweige denn das übrige Werk Hölderlins – sie zweifellos nahelegt. Wenn nämlich die „Sprache der Äußerung nur in der Beziehung des Einzelnen (strenggenommen nur des transzendentalen Subjekts) zur Welt gedacht“ wird, so wird das ganze Werk nach der Auffassung Konrads zum „Selbstgespräch des Künstlers“, „in dem er sich vollendet“ (S. 105) – wodurch über das Verhältnis des Künstlers zum Stoff, zur Welt eigentlich nichts ausgesagt sei. Wohl deswegen sei der Aufsatz „Fragment geblieben“ (ebda.): Hölderlin sei diese Konsequenz seines Gedankengangs wohl bewußt gewesen, er habe sie aber nicht anerkannt. Damit ist gesagt, daß in der Sicht des Kommentators Hölderlin durch den Abbruch seiner Arbeit sein Eingeständnis der Unhaltbarkeit seines Ansatzes versteckt erkennen ließe.

Demgegenüber wäre sehr wohl zu erwägen, ob diese Inkonsequenz nicht etwa dem Kommentator zur Last zu legen wäre, der an Hölderlin mit gedanklichen Voraussetzungen herantritt, die Hölderlins Ansatz verstellen müssen. Es ist fast so, als ob Hölderlins Spielart des Idealismus – die sicherlich einem Hegel viel näher steht als Kant – mit Gewalt auf die Kantischen Prämissen zurückgeschraubt würde, die eben nur die Analyse der transzendentalen Bedingungen der Erfahrung, nicht aber eine dialektische Wechselwirkung kennen. So ist es schon verräterisch, daß bei Hölderlins an sich recht klarer Unterscheidung zwischen der „unangewandten“ (sprich: transzendentalen) und der „angewandten“ (sprich: dialektischen) Bestimmung des Gedichts Konrad den „logischen Sinn“ vermißt und hierin nur einen „verfehlten Ansatz“ (S. 188) erblickt. An einem solchen Beispiel läßt sich erkennen, wie sich die Maßstäbe durchgehend verschieben. Hölderlins Ausführungen zum „jedemaligen poetischen Wirkungskreis“, in dem der

poetische Geist sich äußere, werden in einen Exkurs verbannt, weil der Text „im Gegensatz zu den übrigen Ausführungen des Aufsatzes“ stehe (ebda.): da der Widerstreit zwischen der subjektiven ‚Stimmung‘ des Dichters und dem Stoff „vollständig in das Gebiet der poetischen Verfahrensweise selbst“ falle, sei die „Gegenüberstellung der poetischen Verfahrensweise gegen den Wirkungskreis sachlich falsch“ (S. 191). Aber sachlich falsch ist ein solcher Gesichtspunkt nur dann, wenn die Bedingungen der poetischen Äußerung eben in der Gesetzlichkeit des Subjekts vollständig enthalten sind, wenn also der Stoff für den Dichter nur durch die Selbstbewegung des Ich konstituiert ist, also nur ein „Vehikel“ des Geistes bildet. Hölderlin läßt jedoch keinen Zweifel daran, daß der Stoff „dem Geist nicht bloß als Vehikel dienen will“, daß er der geistigen Behandlung „widerstrebt“, ja den poetischen Geist „irreführen“ kann (4, 245). Es heißt hier (wie auch an anderer Stelle), daß der poetische Geist einen Teil jenes ‚Wirkungskreises‘ aus dessen Zusammenhang reißt, der demnach dem poetischen Geist subordiniert wird, wenn er auch an sich größer sei als dieser. Aber die Grenze dieser zeitweiligen Subordination zeigt sich für Hölderlin wiederum darin, daß ein solcher ‚Wirkungskreis‘ die einzelne ‚Subordination‘ eines Teils seiner selbst an den poetischen Geist überdauert, also eben nicht in der Tätigkeit des poetischen Geistes aufgeht, sondern im Gegenteil die Bedingtheit der poetischen Erfüllung sichtbar werden läßt: diese hat einen vorläufigen, ‚vorzeitigen‘ Charakter und stellt im Zusammenhang des ‚Weltlaufs‘ einen momentanen Ruhepunkt dar, der über sich hinausweist (als Unvollendetes, nicht nur als poetisch Vollendetes, was er freilich auch ist) und über den die Zeit, ihn relativierend, hinausgeht. So ist es zu erklären, daß die „transzendente Einheit der Apperzeption“ tatsächlich „bei jedem Gedicht von neuem“ (S. 259) zu leisten wäre – was für Konrad allerdings eine so unsinnige Vorstellung zu sein scheint, daß sie sich für ihn schon durch die Zuspitzung auf eine rhetorische Frage ad absurdum führt. Aber es dürfte gerade das Bedenkenswerte an Hölderlins Konzeption sein, daß einerseits der poetische Geist von einer Reflexion auf die Bedingungen des eigenen Tuns ausgeht, andererseits aber in diesem Tun von stofflichen Besonderheiten mitbedingt ist, in jedem Gedicht in der Tat die poetische Sprache gleichsam neu findet, in jedem Gedicht also – mit Hölderlin gesprochen – die ‚Ganzheit des Ganzen‘ in der Brechung der einzelnen Äußerung neu und anders ‚fühlbar‘ macht. Es ließen sich auch Argumente dafür ins Feld führen, daß Hölderlin in seiner Abhandlung mindestens an einzelnen Stellen die Frage der jeweiligen Realisierung und Modifizierung der poetischen Verfahrensweise ins Auge faßt – seine Andeutungen zu einer Einteilung nach Dichtarten oder nach ‚Tönen‘ wären unter Heranziehung seiner anderen Äußerungen zu diesem Komplex zu durchdenken. Wenn es also bei Hölderlin heißt, daß die „letzte“ Reflexion, in der die poetische Sprache geschaffen wird, „für den Geist des Dichters und seines zukünftigen Gedichts belebende Kunst“ sei (4, 263), so könnte man dies in Kenntnis der Voraussetzungen von Hölderlins Ausführungen nicht gut dahin verstehen, daß „alle im Laufe des Entwicklungsganges der Menschheit entstandenen Gedichte“ als „Lehrlingsstücke“ zu betrachten seien, die als „Arbeitsgang an dem einen künftigen vollendeten Werk“ (S. 110) erscheinen. Eine solche Konsequenz wäre in der Tat „absurd“ (ebda.). Es stimmt etwas verwunderlich, daß gerade der Kommentator, der Hölderlin die wenigstens im Ansatz gelungene Ausarbeitung eines konsequenten philosophischen Gedankengangs zuerkennt, sich so oft dazu gezwungen sieht, ihm ‚absurde‘ Gedankengänge und ‚unerfindliche‘ Schlußfolgerungen zu attestieren. Was sich als Analyse gibt, läuft in der Tat an manchen Stellen auf eine unreflektierte Prüfung der Hölderlinschen Gedankengänge am Maßstab einer eher an Kant gemahnenden Denkweise hinaus, die eben nicht die Hölderlins ist.

So möchte man der methodischen Selbstbegrenzung der Untersuchung auf den ‚philosophischen‘ Gehalt von Hölderlins Abhandlung, so sehr dadurch der Klärung einzelner Gedankenverbindungen gedient wird, mit grundsätzlichen Bedenken begegnen. Will man die gedankliche Konsequenz dieser einen Abhandlung herausarbeiten, so heißt das nicht unbedingt, daß man es unterlassen dürfte, vergleichbare Schriften Hölderlins heranzuziehen – hat doch Hölderlin schließlich nicht etwa diesen einen Aufsatz als ausgefeiltes Fazit seiner Überlegungen der Welt übergeben. Dieser provisorische Entwurf weist Unklarheiten und Komplexitäten auf, die nach allen Regeln der Hermeneutik durch eine Besinnung auf den Horizont, in dem sie konzipiert wurden, zu klären wären. Daran fehlt es in dieser Untersuchung. Einen bedenklichen Einschlag ins Unhistorische verrät Konrad schon in seinem Urteil, Hölderlin sei in der „Identifizierung und Entgegensetzung von Begriffen“ stark, in der „systematischen Verbindung von Urteilen“ dagegen relativ schwach und in der „Reflexion auf die Methode dieser Systematik“ völlig ungenügend (S. 202). Nach welchem Maßstab wird da geurteilt? Wäre vielleicht auch der Hegelsche Idealismus als eine einzige Hypostasierung einzustufen, die über die Unmöglichkeit der Verdinglichung der Begriffe zur Realität nicht genügend nachdenke? Wir wollen nicht ausschließen, daß man so urteilen könnte; aber es müßten die Voraussetzungen einer solchen Kritik reflektiert und ausgesprochen werden, diese dürfte sich mit der gleichsam ‚wertfreien‘ Analyse einzelner Gedankenverbindungen nicht undifferenziert mischen. Es scheint uns demnach nötig, nicht so sehr jeden Aufsatz Hölderlins für sich auf strenge gedankliche Konsequenz und Sauberkeit der philosophischen Begriffsführung hin zu untersuchen, sondern den Blick auszuweiten auf die Gesamtheit von Hölderlins Werk und auf die historischen und philosophischen Bedingungen, unter denen es entstanden ist. Das von Konrad in mancher Beziehung vorbildlich aufgedeckte Gedankengerüst verfiel einerseits weniger leicht der entstellenden Auslegung, die ihm dann doch zuteil wird, und könnte andererseits für das Verständnis des gesamten Hölderlinschen Werkes fruchtbar gemacht werden.

Lawrence Ryan

VON

WILHELM HOFFMANN

Am 3. August 1970 ist der im September 1963 begonnene Neubau der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart der öffentlichen Benutzung übergeben worden. In ihm hat auch das Hölderlin-Archiv seine neue Wirkungsstätte erhalten. Auf demselben Geschoß fand das Stefan George-Archiv der Stefan George-Stiftung seinen Platz<sup>1</sup>. Aus diesem Anlaß darf wohl dem diesmaligen Bericht ein kurzer Überblick vorangeschickt werden.

Im Jahre 1941 war das Hölderlin-Archiv der Württembergischen Landesbibliothek als die Arbeitsstätte der im selben Jahr in Angriff genommenen Stuttgarter Hölderlinausgabe gegründet worden<sup>2</sup>. Die für die neue Ausgabe erforderlichen Quellen an Handschriften und Erstdrucken wurden in einem ersten Arbeitsgang von der Bibliothek, ihrer Handschriftenabteilung und dem entstehenden Archiv gesammelt. So konnten Herausgeber und Bearbeiter von einer möglichst vollständigen und gesicherten Quellengrundlage ausgehen. Die Bestände der Landesbibliothek, der Stadtbibliothek Homburg vor der Höhe, des Schiller-Nationalmuseums in Marbach und weiterer öffentlicher Bibliotheken wurden in einer durch die Kriegsverhältnisse oft erschwerten Sucharbeit ergänzt. Dabei wurden nicht mehr alle einmal bekannt gewordenen Handschriften aufgefunden, andere hingegen dazu gefunden. Von allen wurden fotografische Reproduktionen hergestellt – nicht bloße Fotokopien –, so daß die Originale weitgehend ersetzt und geschont und zugleich das Zusammengehörige vereint wurde. Alles Gefundene ist, wie bekannt, in dem von Johanne Autenrieth und Alfred Kellertat verfaßten Katalog der Hölderlin-Handschriften (Veröffentlichungen des Hölderlin-Archivs 3, 1961, im folgenden als HK zitiert) verzeichnet. Viele Dichterausgaben, so auch die Schiller-Nationalausgabe und die Mörike-Ausgabe, entbehren bis heute eines solchen, zumal eines publizierten Hilfsmittels.

Die Sammlung der gesamten Literatur bis in ihre fernsten Verästelungen in Sammelwerken, Zeitschriften, Zeitungen usw. trat hinzu – das ist hier nicht weiter zu verfolgen, ebensowenig die weiteren Sammlungen des Archivs und seine vielfältigen Kataloge. Die zehn bisherigen Archivberichte erzählen davon. Neben seiner Aufgabe, als Arbeitsstätte für die Ausgabe zu dienen, ist das Hölderlin-Archiv im Laufe der nun dreißig Jahre seines Bestehens zur internatio-

nen Forschungsstätte geworden, ohne die die inzwischen weit verzweigte Hölderlin-Bemühung heute kaum mehr zu denken ist. Es wurde auch zum Vorbild für manche ähnliche Einrichtung.

Daß das Archiv als eine Einrichtung der Landesbibliothek, einer großen wissenschaftlichen Bibliothek überhaupt, aufgebaut wurde, war naheliegend, doch nicht selbstverständlich. Die Landesbibliothek besitzt den größten Bestand an Originalhandschriften des Dichters und seiner Erstdrucke, die weitgehend die Handschriften vertreten, sie besitzt eine Fülle der zeitgenössischen und der späteren Literatur, und sie ist in ihrer Funktion als historische und moderne, zentrale Bibliothek des Landes für eine solche Aufgabe prädestiniert. Die Einbettung eines derartigen Spezialinstituts in eine große Bibliothek ist rationeller, als wenn es isoliert wäre und alle die hohen Aufwendungen für die organisatorische, personelle und büchermäßige Ausstattung allein leisten müßte. Andererseits paßt sich ein solcher Organismus in den Rahmen einer durch ihre allgemeinen Aufgaben bei ständiger Personalnot höchst angespannten, dazuhin noch 1944 zerstörten Bibliothek nur dann ein, wenn dafür besondere Voraussetzungen geschaffen werden. Dies geschah durch eine vom Kultusministerium des Landes Württemberg, heute Baden-Württemberg, errichtete Zweckvereinigung, der besondere Mittel vor allem des Landes zur Verfügung stehen. Die Personalkosten allerdings wurden später im Rahmen des Etats der Bibliothek aufgebracht, was angesichts der zu geringen personellen Ausstattung der Bibliothek deren Schwierigkeiten, ihre allgemeinen Aufgaben zu bewältigen, vermehrte.

Die ersten drei Jahre der Tätigkeit des Hölderlin-Archivs vollzogen sich innerhalb des inzwischen durch den Neubau ersetzten Gebäudes der Württembergischen Landesbibliothek, nach der Zerstörungsnacht vom 13. September 1944 in denkwürdig behelfsmäßigem Raum, bis im Oktober 1944 die Frau Herzogin Charlotte zu Württemberg das Archiv in dem von ihr bis zu ihrem Tode am 16. Juli 1946 bewohnten Kloster-Schloß Bebenhausen aufnahm und ihm dort einen Raum im ehemaligen „Königsquartier“ zuwies. Das Land Württemberg-Hohenzollern, das das Schloß zum Sitz seines Landtages machte, setzte diese Gastfreundschaft fort. Seit 1962 verfügte das Archiv über fünf zum Teil große Zimmer mit guten Nebenräumen.

In Bebenhausen hat sich das Archiv in dem Vierteljahrhundert seines dortigen Domizils zu dem entfalten können, was es heute ist. Zuerst war die Nähe der unzerstörten Tübinger Universitätsbibliothek, deren Direktoren Gehring und Gebhardt der Bibliothekarin Maria Kohler stets Hausrecht gewährten, ein Hauptgrund, Bebenhausen zu wählen, das auch vom Sitz der Landesbibliothek in Stuttgart leicht erreichbar war. Dazu kam die förderliche Nachbarschaft zu Friedrich Beißner, seinen germanistischen Kollegen und seinen Schülern, von denen viele im Archiv arbeiteten, sowie zahlreichen Gelehrten, die, zum Teil von weither kommend, Tübingen zum Sitz ihrer Forschungen gewählt hatten. Der stille Ort war für ruhige Studien wie geschaffen. Der Dank Vieler hat uns erreicht. André François-Poncet und Theodor Heuss, Robert Boehringer und viele andere haben

<sup>1</sup> Württembergische Landesbibliothek Stuttgart (Stuttgart 1971. 103 S., darin S. 82–86 über die Archive).

<sup>2</sup> Irene Koschlig-Wiem, Das Hölderlin-Archiv. In: Die Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe. Ein Arbeitsbericht. Hrsg. von Theophil Frey (Stuttgart: Cotta 1942) S. 45–52.

Liselotte Lohrer, Hölderlin-Ausgabe und Hölderlin-Archiv, Entstehung und Geschichte. In: In Libro Humanitas (Stuttgart: Klett 1962) S. 289–314.

uns dort besucht. Robert Boehringer hat die Erinnerung in seinem Gedicht Bebenhausen (1948) festgehalten, und Karl Kerényi schreibt am 15. März 1953 (Auf Spuren des Mythos, 1967, S. 104): „Auf dem großen Plateau vor Tübingen lebte ich noch in der Ausstrahlung des Archivzimmers“. Verwandte Eindrücke und Erlebnisse haben viele Besucher des Archivs bekundet.

Der Geist dieses Instituts wird auch im Haus in Stuttgart, das ihm neue Möglichkeiten eröffnet, weitergepflegt werden.

In die Berichtszeit fallen die Feiern zum 200. Geburtstag Hölderlins, denen dieser Band weitgehend gewidmet ist. Das Archiv, die Landesbibliothek überhaupt, hatten daran naturgemäß einen starken Anteil. Sie haben an der großen Hölderlin-Ausstellung des Schiller-Nationalmuseums in Marbach (20. 3. bis 22. 11. 1970) mitgewirkt. Der Katalog, der Marbacher Tradition entsprechend wieder eine bleibende handbuchartige Dokumentation über Hölderlins Leben, Werk und Wirkung, gibt darüber Auskunft. Ebenso hat das Archiv an dem von Adolf Beck und Paul Raabe verfaßten Werk ‚Hölderlin, Eine Chronik in Text und Bild‘, herausgegeben von der Hölderlin-Gesellschaft (Bd. 6/7 der ‚Schriften‘), erschienen im Insel-Verlag, helfend mitgearbeitet. Dasselbe gilt von einer weiteren Schrift der Hölderlin-Gesellschaft (Bd. 8), dem von Cyrus Hamlin (unter Mitwirkung von Adolf Beck) herausgegebenen Facsimile der frühesten und schönsten Reinschrift der Elegie ‚Stutgard‘. Endlich hat es das Material für den als ‚Insel-Almanach auf das Jahr 1970‘ veröffentlichten Band ‚An Friedrich Hölderlin, Gedichte aus 180 Jahren deutsch- und fremdsprachiger Autoren‘ bereitgestellt.

Für die Fülle von größeren und kleineren Arbeiten bis hin zu den Zeitungsartikeln, die zum Jubiläum erschienen, hat das Archiv viele Unterlagen zur Verfügung gestellt, und dann war es wieder seine Aufgabe, diese Publikationen zu sammeln. In der für das nächste Jahrbuch geplanten Bibliographie werden sie verzeichnet werden.

Auch der Besuch von Gelehrten stand im Frühjahr und im Herbst 1970, als das Marbacher Hölderlin-Colloquium stattfand, im Zeichen des Gedenkjahres, in dem viele auswärtige Forscher in Hölderlins Heimatland kamen.

Im einzelnen sei in diesem 11., an den kürzeren über die Jahre 1965/66 (dieses Jahrbuch 13, 1965/66, S. 183–190) anschließenden Bericht ausgeführt:

### 1. Fotografien der Handschriften Hölderlins

Die Sammlung der Handschriften-Fotografien konnte um die der bereits erwähnten Reinschrift von ‚Stutgard‘ und des Blattes, auf dessen Vorderseite ‚An die Deutschen‘, auf dessen Rückseite ‚Die scheinheiligen Dichter‘ (HK 442 und 443) stehen, vermehrt werden. Bisher waren nur Negativkopien vorhanden gewesen, die das Archiv im Jahre 1947 durch Vermittlung von Dr. Martin Bodmer erhalten hatte. Nun stellten Cyrus Hamlin und Dunbar H. Ogden (Berkeley, University of California) die Verbindung zu Mrs. Eva Alberman in London, der Nacherbin von Stefan Zweigs Handschriftensammlung her, und letzterer besorgte freundlichst, im Zusammenhang mit der Facsimileausgabe von ‚Stutgard‘,

die ausgezeichneten Fotografien. Wir danken ihm dafür und Mrs. Alberman für die Erlaubnis zur Reproduktion.

Erst nach Fertigstellung der Facsimileausgabe kamen uns einige Briefe von Stefan Zweig aus dem Jahre 1927 wieder in die Hand, in denen von der Handschrift die Rede ist. Zweig erwarb damals von dem Stuttgarter Dr. Schwarzkopf die Handschrift des Spätgedichts ‚Der Frühling‘ (Die Sonne kehrt . . ., StA 2, 308, HK 408). Das wurde zwischen den beiden Herren schriftlich verhandelt, und dabei ging Zweig auch auf die Handschrift von ‚Stutgard‘, die er im Oktober 1926 bei Liepmannssohn in Berlin ersteigert hatte, ein. Wir zitieren einige Sätze Zweigs, die einen des Nachdenkens wertigen Kommentar zum Schicksal der Handschrift geben.

Zweig schreibt am 13. August 1927, er habe jetzt schon eine größere Zahl von Hölderlin-Autografen beisammen, da er fast der einzige Käufer in den letzten Jahren gewesen sei – „merkwürdigerweise; törichterweise“ schein Stuttgart und das Schiller-Archiv sich nicht um Hölderlin zu kümmern, und er habe sogar *das* Gedicht auf Stuttgart, ‚Die Herbstfeier‘ mit seinem Titel ‚Stutgard‘ erworben, „das doch, weiß Gott, in Ihre Heimatstadt gehörte“. Und am 12. Oktober: „Daß es mit den Geldmitteln der öffentlichen Museen schlecht bestellt ist, weiß ich im allgemeinen, aber das ist ja die Kunst des richtigen Museumsleiters, dann von privater Seite durch kräftiges, ungeniertes Betzeln [sic!] und durch energische Aktion die Mitteln [sic!] aufzubringen: Frankfurt, Bonn, Weimar, Dortmund verstehen das ausgezeichnet . . . Ich glaube, Geheimrat Güntter hätte, wenn er für das Gedicht ‚Stuttgart‘ innerhalb Stuttgarts sich kräftig gerührt hätte, leicht die notwendigen 1500 Mark zusammengebracht. Aber“ – so fährt er fort – „Betteln ist wohl auch eine besondere Kunst und mir die Menschen eigentlich sympathisch, die es nicht verstehen.“

Die dem Hölderlin-Archiv schon um 1947 zugänglich gemachten Briefe haben sich in der Mörike-Sammlung von Dr. Fritz Kauffmann in Stuttgart erhalten. Diese Sammlung befindet sich als Depositum in den Stadtgeschichtlichen Sammlungen der Stadt Stuttgart im Wilhelmshaus. Fritz Graefe war so freundlich, uns darauf aufmerksam zu machen.

### 2. Handschriften

Der in der Stuttgarter Ausgabe 6 Nr. 233 nur im Regest mitgeteilte *Brief Hölderlins an Niethammer* vom 23. Juni 1801 aus Nürtingen (im HK nicht verzeichnet, dort nachzutragen als Nr. a 84 a) ist durch Herrn Professor Dr. Johann Ludwig Döderlein im vollen Wortlaut zur Verfügung gestellt worden. Das Original wurde im zweiten Weltkrieg zerstört; es handelt sich um eine Abschrift von Döderleins Hand in seinem Besitz. Der Brief ist nun veröffentlicht im Marbacher Hölderlin-Katalog S. 256 f.; außerdem erschien er als Sonderdruck mit Kommentar von J. L. Döderlein (zu beziehen vom Schiller-Nationalmuseum).

Zwei wichtige Handschriften, nämlich *Hölderlins Brief an Christian Landauer* vom Februar 1801 StA 6 BR 229 (HK 439) und das Oktavblatt ‚*Urtheil*

und Seyn)' StA 4, 216 f. (HK 438) befanden sich im Besitz von Salman Schocken in Jerusalem. Er hatte beide Stücke im Jahr 1952 zur Herstellung von Fotografien und Beschreibungen dem Archiv, das er 1951 in Bebenhausen besuchte, zur Verfügung gestellt. Unsere gemeinsamen Bemühungen, die beiden Handschriften, eventuell auf dem Tauschwege, dem Bestand der Landesbibliothek zuzuführen, hatten keinen Erfolg. Nun, im Zuge des Verkaufes zahlreicher Handschriftenbestände durch die Erben von Salman Schocken, wurden die beiden Handschriften bei der Versteigerung von Dr. Hauswedell in Hamburg am 15. bzw. 16. Juni 1970 angeboten. Angesichts der gewaltigen Steigerung der Preise im allgemeinen und für die ja immer seltener werdenden Handschriften Hölderlins im besonderen konnte von vornherein nicht daran gedacht werden, die Erwerbung beider Stücke durch die Württembergische Landesbibliothek anzustreben. Der Brief an Landauer, der seinem Text nach bekannt war und als Reinschrift für die Forschung keinen weiteren Ertrag versprach, wurde von Dr. Martin Bodmer für DM 55 000.– erworben. Es war eine der letzten großen Erwerbungen dieses am 22. März 1971 verstorbenen Mannes, der in seiner großen Sammlung auch viele Hölderlin-Handschriften besaß. Mit ihm standen wir seit Jahrzehnten auch auf unserem Felde in enger freundschaftlicher Verbindung. Während des Krieges durften wir für die Stuttgarter Ausgabe seine Handschriften aufnehmen. 1942 erwarb das Schiller-Nationalmuseum von ihm im Tausch das letzte noch fehlende Blatt des Maulbronner Quartheftes (vgl. HK 355 S. 107 Nr. 48 844). Seine Erwerbung der 'Friedensfeier'-Handschrift brachte uns 1954 wieder mit ihm zusammen. Wir gedenken seiner in Verehrung<sup>3</sup>.

Aber es mußte unser dringender, von Professor Dieter Henrich bestärkter Wunsch sein, die Handschrift 'Urtheil und Seyn' zu erwerben. Hier handelt es sich um ein Stück, dessen noch so gute Fotografie nicht alle Fragen, die an das Blatt zu richten sind, beantworten kann. Nur das Original, das die Papier- und Tintenqualität unvermittelt zeigt, kann dies allenfalls. Das Nähere lese man nach in Dieter Henrichs Aufsatz 'Hölderlin über Urteil und Sein' in diesem Jahrbuch 14 (1965/66) S. 73–96. Wir machten also – es bedurfte kaum des Gedenkens an Stefan Zweigs Mahnung – alle Anstrengungen, und es gelang. Für DM 42 000.– konnte das Stück ersteigert werden. Es hat jetzt in der Württembergischen Landesbibliothek die Signatur Cod. poet. 2<sup>o</sup> 63 VII 3)<sup>4</sup>. Noch ist seine Erforschung nicht abgeschlossen. Großer Dank gilt denen, die, ohne Staatshilfe, die Erwerbung ermöglicht haben: Geschwister Boehringer Ingelheim Stiftung für Geisteswissenschaften, Robert Bosch GmbH/Stuttgart, Daimler-Benz AG/Stuttgart, Stadt Stuttgart.

Der Nachlaß von Karl Gok, Hölderlins Halbbruder (1776–1849, vgl. StA 6, 2 S. 516 f.; eine Biographie, die Adolf Beck im Hölderlin-Jahrbuch 1948/49 S. 34 gefordert hat, fehlt bis heute), dessen wichtigster Bestand die Briefe Susette Gontards an Hölderlin sind, ist richtig bekannt erst seit der Veröffentlichung dieser

<sup>3</sup> Nachruf von Georges Heilbrun in Bulletin du Bibliophile 1971 S. 229–233.

<sup>4</sup> Abb. in der Schrift 'Württembergische Landesbibliothek Stuttgart' 1971, S. 84 f.

Briefe durch Frida Arnold (1849–1940), der Enkelin Goks, zusammen mit Carl Viëtor im Jahre 1920. Welcher Markstein in der Hölderlin-Kenntnis und -Verehrung war das in jener geistig bewegten Zeit gewesen! Wir haben den Nachlaß bei Fräulein Arnold einsehen dürfen, später wieder bei ihrem Neffen und Erben Landgerichtsrat Dr. Edgar Arnold in Heidelberg. Nun gehört er seinem Sohn und Erben Prof. Dr. med. O. H. Arnold in Essen. Dieser hat den gesamten Nachlaß am 11. April 1969 der Württembergischen Landesbibliothek als Depositum und Leihgabe übergeben.

Endlich ist zu berichten, daß die Handschrift des Spätgedichts 'Der Sommer' (Das Erndtefeld erscheint... StA 2, 285, HK v 4), dem Hölderlin-Haus in Tübingen geschenkt, der Hölderlin-Gesellschaft gehörend, seit 1945 vermißt, wieder aufgefunden wurde und nun im Sommer 1970 der Landesbibliothek zur treuhänderischen Verwahrung übergeben worden ist.

Die zahlreichen Veränderungen bei den Handschriften-Standorten, die in den Archivberichten laufend mitgeteilt wurden, legen die Frage nahe, ob darüber einmal eine zusammenfassende Übersicht am Platze wäre.

### 3. Lebensdokumente und Bildnissammlung

Hier sind nur kleinere Funde zu verzeichnen, die in den Bd. 7 der Stuttgarter Ausgabe aufgenommen werden. Die Bildnissammlung wurde um 25 Stücke vermehrt. Einen reichen Ertrag brachten der Bildband und die Marbacher Ausstellung. Er muß für das Archiv noch ausgewertet werden.

### 4. Druckschriftensammlung

Die Sammlung hat sich wie folgt vermehrt:

	Zuwachs 1967–70	Bestand 31.12.1970
Bücher	431	3335
Aufsätze aus Zeitschriften	190	2120
Aufsätze aus Zeitungen	251	2142
Rezensionen	236	1248
Vertonungen	23	383
Schall- und Sprechplatten	8	46

Dazu kam weiteres Material, vor allem im Zusammenhang mit den Feiern zu Hölderlins 200. Geburtstag. Die Neuerwerbungen wurden weiterhin in zweimonatlichen Listen (Nr. 125 bis Nr. 148) zusammengestellt und an Interessenten versandt. Einige besonders seltene Stücke seien hier genannt:

Aus Hölderlins Bibliothek<sup>5</sup> bzw. vermutetem Besitz konnten erworben werden die Titel: *Klopstock*, Der Messias, Bd. 3 (Reuttlings: Fleischhauer 1782); *Schelling*, Vom Ich als Princip der Philosophie oder Über das Unbedingte im

<sup>5</sup> Das 'Verzeichniß der Bücher, welche bei der Verlassenschaft des in Tübingen gestorbenen M. Hölderlin sich in Nürtingen vorgefunden haben' umfaßt 78 Titel; davon besitzt das Archiv nun 20 Nummern.



menschlichen Wissen (Tübingen: Heerbrandt 1795); *Schleiermacher*, Über die Religion, Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern (Berlin: Unger 1799). – *Georg Christoph Hamberger*, Zuverlässige Nachrichten von den vornehmsten Schriftstellern vom Anfange der Welt bis 1500. Mit e. Vorrede v. Gesner. Th. 1–4 (Lemgo: Meyersche Buchh. 1756–1764; Th. 1 benutzte Hölderlin bei der Abfassung seiner ‘Geschichte der schönen Künste unter den Griechen’ vgl. StA 4, 1 S. 388); *Horaz*, Briefe aus dem Lateinischen übersezt und mit historischen Einleitungen und andern nöthigen Erläuterungen versehen von C. M. Wieland. Th. 1.2 (Leipzig: Weidmanns Erben & Reich 1787; aus Th. 2 dieser Ausgabe zitiert Hölderlin in seinem Specimen ‘Geschichte der schönen Künste unter den Griechen’ vgl. StA Bd. 4, 1 S. 202/395 f.); *Friedrich Heinrich Jacobi*, Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn (Breslau: Löwe 1785; diese Ausgabe benutzte Hölderlin bei der Niederschrift seiner Exzerpte ‘Zu Jakobis Briefen über die Lehre des Spinoza’ vgl. StA 4, 1 S. 397); *Friedrich Matthiesson*, Gedichte, hrsg. v. Johann Heinrich Füßli, verm. Aufl. (Zürich: Orell, Geßner, Füßli & Co. 1792; S. 99–102 ‘Das Feenland’ vgl. StA 2 S. 984; vgl. ferner StA 6 Nr. 65: „... Matthiessons Gedichte hab’ ich weggegeben...“ und die Erl. z. St.); *Karl Wilhelm Ramler*, Lyrische Gedichte (Berlin: Voß 1772), und *Karl Wilhelm Ramler*, Kurzgefaßte Mythologie oder Lehre von den fabelhaften Göttern, Halbgöttern und Helden des Alterthums, in zwei Theilen nebst einem Anhang welcher die Allegorie und Register enthält. 2. Aufl. (Wien & Prag: Haas 1798. – Lt. Ernst Müller, Hölderlin, 1944 S. 24 waren „Schriften von... Ramler“ im Nachlaß Hölderlins in Tübingen). – Wir erwähnen, außer der 3. Aufl. von Hölderlins Gedichten (Stuttgart & Tübingen: Cotta 1847), noch folgende Werke aus dem Freundeskreis Hölderlins: *Boehendorff*, Ugolino Gherardesca, ein Trauerspiel (Dresden: Gerlach 1801); *Ebel*, Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz, Th. 1 (Leipzig: Wolfische Buchh. 1798); *Sinclair*, Kriegslieder (Frankfurt a. M.: Hermann 1813; Xerok. nach d. Exemplar der Mecklenburgischen Landesbibliothek Schwerin aus dem Besitz von Auguste Erbgrößherzogin von Mecklenburg-Schwerin geb. Prinzessin von Hessen-Homburg, lt. Ex-Libris); *Gottbold Friedrich Stäudlin*, Gedichte, Bd. 1 (Stuttgart: Mäntler 1788; S. VIII im Subskribenten-Verzeichnis: Frankfurt. Madame Gontard).

Wir bedanken uns wiederum bei folgenden Personen und Institutionen für die Überlassung von Geschenk- und Belegexemplaren: Fausta Asch-Mariani, München; Friedbert Aspetsberger, Wien; Adolf Beck, Tübingen; Alfred von Beckerath, München; Maurice B. Benn, Nedlands/Western Australia; Anke Bennholdt-Thomsen, Berlin; Enar Bergman, Lund; Wolfgang Binder, Herrliberg b. Zürich; Remo Bodei, Pisa; Imma von Bodmershof, Rastbach Post Gföhl/Niederösterreich; Robert Boehringer, Genf; Bernhard Böschenstein, Genf; Renate Böschenstein-Schäfer, Genf; Gottfried Borrmann, Mainz; Anita Braun, Friedberg/Hessen; Antonín Brousek, Stuttgart; David Constantine, Durham; Günter Cordes, Heilbronn; Annemarie Christiansen, Tübingen; Margarete Dierks, Darmstadt; Alfred Doppler, Graz; Utz Peter Draenert, Fischbach/Bodensee; Heidrun Eckert, Tübin-

gen; Wilhelm Eckhard, Bad Homburg v. d. H.; Georg Albrecht Eckle, Stuttgart; Karoline Fahn, Regensburg; Theodore Fiedler, Irvine/Calif.; Pierre Garnier, Amiens; Maria Anna Gary, Wien; P. Howard Gaskill, Edinburgh; Emery E. George, Ann Arbor/Mich.; Günther Gerstmann, Jena; Gerhard Greiner, Tübingen; Michael Hamburger, London; John Charles Hammer, St. John’s/Newfoundland; Otto Heuschele, Waiblingen; Hans Kasdorff, Plön/Holst.; Alfred Kelletat, Berlin; Lothar Kempfer, Winterthur; Karl Peter Kisker, Hannover; Gertrud Köhler, Dessau; Claus Friedrich Köpp, Berlin; Michael Konrad, Bonn; Gerhart Kraaz, Frankfurt a. M.; Franz Krause, Kassel; Winfried Kudzus, Berkeley/Calif.; Paul Konrad Kurz, München; Hans Graf Lehndorff, Bad Godesberg; Gisbert Lepper, Frankfurt a. M.; Detlev Lüders, Frankfurt a. M.; Ondra Lysohorsky (Erwin Goy), Bratislava; Karl W. Maurer, Winnipeg/Canada; Franz Mayer, Mühlendorf/Inn; Günter Mieth, Alger/Algerien; Miljan Mojašević, Belgrad; Momme Mommsen, Ottawa/Ontario; Mea Nijland-Verwey, Santpoort; Marga Paeschke, Frankfurt a. M.; Klaus Petersen, Düsseldorf; Otto Pöggeler, Bochum; Paulo Quintela, Coimbra; Paul Raabe, Wolfenbüttel; Evelyn Radczun, Berlin; Dierk Rodewald, Bonn; Joachim H. W. Rosteutscher, Kapstadt/S. A.; Hermann Ruck, Stuttgart; Johannes-Peter Rupp, Gießen; Lawrence J. Ryan, Amherst/Mass.; Volker Schäfer, Tübingen; Jochen Schmidt, Tübingen; Gerhard Schuhmacher, Kassel; Walter Silz, Philadelphia; Jürgen Simon, Ravensburg; Fritz Stadler, Büderich a. Rh.; Ernst Ludwig Stahl, Oxford; Dieter Straub, Berlin; Peter Szondi, Berlin; Tomoyuki Tani, Kyoto/Japan; Herbert Thiele, Speyer; Martin Trenks, Leutershausen; Richard Lawrence Unger, Atlanta/Georgia; Fritz Usinger, Friedberg/Hessen; Guntram Vogt, Flensburg; Philippe Vouin, Cadillac; Werner Walz, Frankfurt a. M.; R. A. Wisbey, Cambridge; Klaus-Rüdiger Wöhrmann, Hamburg; Dieter Wuttke, Göttingen; Rolf Zuberbühler, Wiesendangen/Schweiz; Arbeitskreis für Deutsche Dichtung e. V., Göttingen; Aufbau-Verlag, Berlin; C. Bange-Verlag, Hollfeld/Obfr.; Druckerei Beyer, Frankfurt a. M.; Böhlau Verlag, Köln; Geschwister Boehringer Ingelheim Stiftung für Geisteswissenschaften; Botschaft der UdSSR, Presseabteilung, Köln; Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt; C. C. Buchners Verlag, Bamberg; Bürger- und Verkehrsverein Tübingen e. V.; Christophorus-Verlag Herder GmbH, Freiburg i. Br.; Musikverlag Ludwig Dobliger, Wien; Donauland-Verlag, Wien; Red. Du/Atlantis, Zürich; Red. Duitse Kroniek, Eibergen; Horst Erdmann Verlag, Tübingen; Red. Etudes Germaniques, Paris; Wilhelm Fink Verlag, München; S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M.; Freie Akademie, Leverkusen; Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart; Ed. Gallimard, Paris; Deutscher Germanistenverband, Frankfurt a. M.; AB CWK Glerup Bokförlag, Lund; Red. Das Goetheanum, Dornach; P. Haase & Söns Forlag, Kopenhagen; Carl Hanser Verlag, München; v. Hase & Koehler Verlag, Mainz; Heliopolis-Verlag, Tübingen; Henschelverlag Kunst und Gesellschaft, Berlin; Verlag Herder, Freiburg i. Br.; Hölderlin-Gesellschaft, Tübingen; Ichthys Verlag, Stuttgart; Red. The Informer, Oxford; Insel Verlag, Frankfurt a. M.; Instituto de Literaturas Modernas, Mendoza/Argentinien;

Istituto Italiano di Studi Germanici, Rom; Eduard Kaiser Verlag, Klagenfurt; Kawade-Shobo, Tokyo/Japan; Ernst Klett Verlag, Stuttgart; Kösel-Verlag KG, München; W. Kohlhammer GmbH Verlag, Stuttgart; Landestheater Darmstadt; Langen/Müller Verlag, München; Stadtverwaltung Lauffen a. N.; Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz; MD Publications Inc., New York/N. Y.; J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart; J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen; Red. Monatshefte, Madison/Wisc.; Ed. Nauwelaerts S. A., Louvain; Verlag Neues Leben, Berlin; Nürtinger Zeitung; C. F. Peters, Frankfurt a. M.; Radio Basel; Phil. Reclam jun., Stuttgart; Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig; Red. Revue de Belles-Lettres, Genf; Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek b. Hamburg; Verlag Rummel, Frankfurt a. M.; Süddeutscher Rundfunk, Stuttgart; Sachse & Pohl Verlag, Göttingen; Deutsche Schillergesellschaft, Marbach a. N./Stuttgart; Verlag Lambert Schneider, Heidelberg; Red. Sinn und Form, Berlin; J. F. Steinkopf Verlag, Stuttgart; Stadt Stuttgart, Kulturamt; Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M.; Fa. Dr. Karl Thomae, Biberach a. d. R.; Übersee-Verlag, Hamburg; Union Verlag, Stuttgart; Universitätsbibliothek Freiburg i. Br.; Universitätsbibliothek Heidelberg; Universitäts- und Stadtbibliothek Köln; Universitätsbibliothek Tübingen; Verlag Urachhaus, Stuttgart; Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen; Volk und Wissen, Volkseigener Verlag, Berlin; Hartfrid Voss Verlag, Ebenhausen b. München; Josef Weinheber-Gesellschaft, Wien; Winkler-Verlag, München.

## 5. Kataloge

Die im Bericht über die Jahre 1957–1964 aufgezählten Kataloge wurden fortgeführt. Sie sind durchaus auf dem laufenden.

## 6. Veröffentlichungen

Hier muß leider mitgeteilt werden, daß die von Dr. Jochen Schmidt begonnene Arbeit an der Gesamtbibliographie in der vorgesehenen Zeit nicht vollendet werden konnte. Die Sachbeihilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft lief nach über zweijähriger Arbeit (1. 2. 1966 bis 30. 6. 1968) aus. Dr. Schmidt war seither Assistent am Deutschen Seminar der Universität Tübingen. Über den Fortgang der Bibliographie kann zur Zeit noch nichts gesagt werden.

Die laufende Bibliographie, bearbeitet von Maria Kohler, für die Jahre 1962 bis 1965 ist im Jahrbuch 14 (1965/66) erschienen und umfaßt rund 500 Nummern. Die Bibliographie der Jahre 1966–1970 ist in Arbeit und soll im nächsten Jahrbuch erscheinen.

## 7. Benutzung

Von Besuchergruppen seien genannt: die Germanistischen Seminare der Universitäten Basel, Bonn, Frankfurt, Gent, Leiden, Nijmegen, Wien; eine Gruppe slowenischer Studenten, eine Gruppe chilenischer Romanisten, eine Gruppe osteuropäischer Übersetzer, das Goethe-Institut in München mit Stipendiaten aus

Ägypten und Japan, die Bibliothek der Universität Stuttgart. Einzelne Besucher waren es 266. – Von den Benutzern arbeiteten 1–3 Tage im Archiv 85, mehr als 3 Tage bis zu mehreren Monaten 35. Die folgenden seien genannt: Friedbert Aspetsberger/Wien, Kurt Bartsch/Graz, Adolf Beck/Hamburg bzw. Tübingen, Bernhard Böschstein/Genf, Antonín Brousek/Prag bzw. Stuttgart, David Constantine/Oxford, John Dietz/USA, Heidrun Eckert/Tübingen, Georg Albrecht Eckle/Berlin bzw. Stuttgart, Frederic Ewen/USA, Theodore Fiedler/USA, Manfred Forderer/Mainz, Ulrich Fuchs/Tübingen, P. Howard Gaskill/Cambridge, Cyrus Hamlin/New Haven, Gerhard Heinrich/Kiel, Françoise Jolly/Paris, Richard John Kavanagh/Sheffield, Karl Michael Komma/Reutlingen, Rainer Nägele/Santa Barbara, Klaus Petersen/Tübingen, Paulo Quintela/Coimbra, Paul Raabe/Marbach a. N., Gérard Raynal-Mony/Paris, Naonosuke Sasaki/Japan, Jochen Schmidt/Tübingen, Ruth-Eva Schulz/Tübingen, Albrecht Seifert/Kitzingen, Richard Unger/Atlanta, Leonardus van de Velde/Dordrecht, Werner Volke/Marbach a. N., Kenneth D. Weisinger/USA. – Der Briefeingang betrug 871, der Ausgang 956 Nummern. Für 62 Benutzer wurden, meist mehrfach, Kopien hergestellt.

Zu erwähnen ist auch die Beteiligung an der Stefan-George-Ausstellung in Marbach 1968 und an der Hegel-Ausstellung in Stuttgart 1970 durch Leihgaben.

## 8. Nachlässe von Hölderlin-Forschern

Der Nachlaß *Hellingraths* wurde vermehrt um die Notizbücher Hellingraths aus den Jahren 1906–1910, um einen Brief Gundolfs an Hellingrath, wohl vom Sommer 1911 (vgl. Hölderlin-Jahrbuch 1963/64 S. 116); diese Stücke schenkte Frau Imma von Bodmershof. Ferner übergab Dr. Ludwig von Pigenot eine Karte von Verwey an Wolfskehl vom 8. 5. 1917; Xerokopien der Briefe Hellingraths an Verwey vom 24. 9. 1912 und 14. 2. 1913 erhielten wir von Frau Mea Nijland-Verwey (gedr. in: Wolfskehl und Verwey, Die Dokumente ihrer Freundschaft, 1897–1946. – Heidelberg 1968 S. 147, 107, 111). Ebenfalls von Dr. von Pigenot kam eine Xerokopie des nun in der Bayerischen Staatsbibliothek befindlichen Beileidsbriefes von Hofmannsthal an die Fürstin Cantacuzène vom 18. 2. 1917 anlässlich des Todes ihres Enkels Norbert von Hellingrath. Mit dem Klages-Archiv im Schiller-Nationalmuseum tauschte das Archiv Xerokopien des Briefwechsels zwischen Hellingrath und Klages. Ein Brief Hellingraths, nach Vermutung von Frau von Bodmershof an Otto Crusius, mit drei Gedichtniederschriften konnte auf einer Auktion in München erworben werden.

Der Nachlaß *Wilhelm Böhm*s wurde vermehrt um drei Briefe von Paul Ernst an Wilhelm Böhm aus dem Jahr 1904 (Hölderlin-Jahrbuch 1967/68 S. 265–268).

Aus dem Nachlaß von *Ida Maria Ruppel*, die im Jahr 1925 in Frankfurt mit ihrer Arbeit ‚Der antike Gehalt in Hölderlins Empedokles‘ promoviert wurde, schenkte Herr Wernher Bauer die Briefe, die Friedrich Gundolf an Fräulein Ruppel in den Jahren 1920 bis 1931, hauptsächlich über ihre Dissertation geschrieben hat.

## 9. Die Stuttgarter Ausgabe

Der Band 7,1 der Ausgabe (Dokumente), bearbeitet von Adolf Beck, ist im Oktober 1968 erschienen. Er enthält die Briefe an Hölderlin (S. 1–189), Gedichte an und über Hölderlin aus seinem Freundeskreis bis 1806 (S. 191–255), und den ersten Teil der Dokumente von 1770 bis 1793 (S. 257–480). Dieser Teil umfaßt 129 Nummern und reicht bis zum Abgang Hölderlins vom Tübinger Stift nach erfolgtem Examen. Es folgen Nachträge: das von Friedrich Beißner herausgegebene Gedicht 'Das Gute' (S. 481 f., vgl. den vorigen Archivbericht) und zwei von Adolf Beck herausgegebene Spätbriefe an die Schwester (S. 483–485). Die Nachbemerkungen des Herausgebers (S. 487–490) bilden den Schluß, dem noch das Inhaltsverzeichnis folgt. Der Band ist in der Stuttgarter Zeitung vom 24. Mai 1969 von Peter Härtling, in der 'Germanistik' 11 (1970) S. 125 f. von Lawrence Ryan und in der Zürcher 'Tat' vom 12. Juli 1969 von Karl Kerényi angezeigt worden.

Der Band 7,2 ist z. T. umbrochen, so daß er wohl im Jahre 1972 ausgeliefert werden kann. Er wird die Lebensdokumente von 1794 bis 1822 – das sind die Nummern 130–469 – enthalten.

Die weitere Planung der Ausgabe ist im vorigen Archivbericht mitgeteilt worden.

Der Verwaltungsausschuß ist am 26. Juli 1968 zu einer Sitzung zusammengetreten.

## 10. Persönliches

Ihren 65. Geburtstag haben begangen Friedrich Beißner am 26. Dezember 1970, Adolf Beck am 1. Mai 1971.

Die Oberleitung des Hölderlin-Archivs hat der seit 1. Januar 1970 amtierende Direktor der Württembergischen Landesbibliothek, Dr. Hans-Peter Geh übernommen. Ihm steht der Fachreferent für Germanistik an der Landesbibliothek, Oberbibliotheksrat Dr. Walter Prinzing zur Seite. Als Mitarbeiterin im Archiv war Fräulein Gabriele Gessat vom 1. Oktober 1967 bis 30. Juni 1970 tätig. Eine Nachfolgerin konnte noch nicht gefunden werden. Die Arbeit des Archivs ruht weiterhin auf den Schultern von Maria Kohler, deren Kenntnisse und tätige Mitwirkung auch in diesen Bericht eingegangen sind und die sich auch in den vergangenen Jahren wieder den Dank ihrer Dienststelle sowie der Zweckvereinigung Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe und deren Bearbeiter sowie aller von ihr unermüdlich betreuten Gelehrten und Studenten erworben hat.

Abgeschlossen am 15. August 1971

## 11. JAHRESVERSAMMLUNG DER HÖLDERLIN-GESELLSCHAFT IN STUTT GART

ANSPRACHE DES PRÄSIDENTEN OBERBÜRGERMEISTER DR. PFIZER BEIM FESTAKT  
IM KLEINEN HAUS DER WÜRTTEMBERGISCHEN STAATSTHEATER AM 21. MÄRZ 1970

Verehrte festliche Versammlung!

Ein Festakt für Hölderlin, der vor zweihundert Jahren geboren wurde, in der heutigen Zeit – ist das Anachronismus, das „übliche“ Bekenntnis zum Dichter, ein Akt der Pietät oder hat er einen anderen Grund der Rechtfertigung? Vor hundert Jahren wurde sein Geburtstag kaum beachtet; Friedrich Theodor Vischers Rede in Lauffen hatte höchstens Nietzsche mit bestimmt, in seinen unzeitgemäßen Betrachtungen gegen die Bildungsphilister ins Feld zu ziehen. Vor fünfzig Jahren freilich, nach den Erschütterungen des ersten großen Krieges, fand Hölderlin nicht nur in seiner schwäbischen Heimat eine kaum geahnte Resonanz. Feiern an der Stelle, an der wir heute zusammengekommen sind, im alten unvergessenen Kleinen Haus der Württembergischen Staatstheater, hat der, der jetzt zu Ihnen spricht, als Sechzehnjähriger mit der wachen Anteilnahme der Jugend miterlebt; Hölderlin-Ausgaben und Deutungen seines Werks sind in jenen Jahren in überreicher Fülle erschienen.

Immer hat ein Versinken und Auferstehen, Vergessen und Neuentdecken Hölderlins Werk bestimmt, von den Zeitgenossen oft mehr scheu als zustimmend geachtet, von Sinclair als erstem freilich in seiner Größe voll erkannt, von Waiblinger liebevoll und zugleich in den Ursachen und Auswirkungen seiner Krankheit unglücklich gedeutet, von den Großen in Jena und Weimar in seinem „überspannten Subjektivismus“ im Grund abgelehnt und dadurch im tiefsten getroffen, von den Romantikern, Schlegel und Tieck, Görres, Arnim und Brentano, wie sie meinten, als einer der Ihren wieder geliebt, von Bettina vor allem als „größter aller elegischen Dichter der Deutschen“ in ihrer „Günderode“. Aber Einzelne waren es eben nur, Unzeitgemäße oft, die in hellseherischem Eindringen in sein Werk dessen die Zeiten überdauernden Kern erkannten, wie der preußische Leutnant von Diest, den der Hyperion ergriffen hatte wie nie ein Buch außer der Bibel und der den Anstoß zur ersten Gedichtsammlung gab; oder Georg Herwegh, der ihn vom freien großen Sinn der Griechen erfüllt sah, oder Emil Petzold, der Gymnasialprofessor im galizischen Sambor, der am Ende des Hölderlin sonst abgewandten 19. Jahrhunderts

‘Brot und Wein’ – seiner Zeit weit vorausseilend – interpretierte. Nietzsche gehörte zu diesen wenigen Unzeitgemäßen und hat schon als Siebzehnjähriger in Schulpforta von Hölderlin als seinem Lieblingsdichter geschrieben.

Die eigentliche Wiederentdeckung aber vollzog sich – einem Wunder gleich – um die Jahrhundertwende, als Norbert von Hellingrath, angeregt durch Friedrich von der Leyen, dessen Erlebnisbericht auf der Münchner Hölderlin-Tagung vor elf Jahren unvergessen ist, von seiner Dissertation über Hölderlins Pindar-Übertragungen ausgehend, seine Übersetzungen als erster vielleicht wirklich verstand und von da aus sich zum späten Hölderlin den Zugang erschloß. Er ist im Dezember 1916 vor Verdun gefallen, hat aber vorher den vierten Band der von ihm begonnenen Ausgabe noch erlebt, in dem er vom „Herz, Kern und Gipfel des Hölderlinschen Werkes, vom eigentlichen Vermächtnis“ sprach, und hat Stefan George zu Hölderlin geführt, der ihn als den Verjünger der Sprache und damit Verjünger der Seele bezeichnete, „den Eckstein der nächsten deutschen Zukunft und den Rufer des Neuen Gottes“. Gleichzeitig hatte Friedrich Gundolf dem Archipelagus seine Antrittsvorlesung in Heidelberg gewidmet, hatte Hellingrath Rilke zu Hölderlin geführt, hatte vorher Wilhelm Böhm die erste moderne Ausgabe bei Eugen Diederichs zusammen mit Paul Ernst besorgt, hatte Wilhelm Dilthey den Dichter neu gedeutet.

Oft beschworen, aber noch nie bis jetzt systematisch dargestellt wurde Hölderlins Wirkung in den Zeiten der deutschen Jugendbewegung, die auf ihre Weise den Dichter verstand, an deren Lagerfeuern seine Verse gelesen wurden, so wie er für viele ein Halt in der Not des Ersten Weltkrieges wurde; der junge Otto Braun, Bernhard von der Marwitz, Carlo Schmid, der heute unter uns weilt, haben es neben vielen anderen bezeugt. Auch jener Jahre sei gedacht, in denen Deutschland in ein tiefes Dunkel versank. Daß Führende in jenem Reich des Unrechts und der Unmenschlichkeit den Namen Hölderlin auf den Lippen hatten, quält uns heute, auch daß er ein Alibi war für die furchtbaren Opfer, die dem Vaterland – „nicht eines zu viel gefallen“ – waren. Man feierte ihn als heldischen Kämpfer noch 1944 im unerschütterten Glauben an den Endsieg und sagte sich los vom verträumten Schwärmer oder dem Kündler einer weltfremden und lebensmüden Griechenlandsehnsucht. Aber auch in jenen umdüsterten Jahren sahen viele nicht Hölderlins so falsch beschworene Vaterlandsliebe, sondern lebten mit seinem Wort: „Mein ist die Rede vom Vaterland, das neide mir keiner“ – auch die vielen Soldaten im Zweiten Kriege, die ihn in der sofort vergriffenen schmalen Feldauswahl von hunderttausend

Exemplaren im Marschgepäck mit sich führten, auch jene, die in den letzten Stadien des Zusammensturzes nicht wie andere Betäubung suchten, sondern Hölderlins späte Hymnen lasen.

Das seltsame Doppelgesicht jener Zeit hat es möglich gemacht, daß 1943 der hundertste Todestag Hölderlins gefeiert und dabei die Hölderlin-Gesellschaft begründet wurde. Kurz vorher schon war das Hölderlin-Archiv in Bebenhausen erstanden auch als unentbehrliche, seither fruchtbar weiterwirkende Arbeitsstätte für die mitten im Krieg begonnene große Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe mit Friedrich Beißner, dem genial erfassenden Editor des dichterischen Werkes, und Adolf Beck, dem Herausgeber der Briefe und Lebensdokumente, der mit anderen zusammen zum heutigen Tag den Bildband vorgelegt hat, in dem das Leben Hölderlins und seiner Zeit sich spiegeln. Mit anderen waren sie die Fundamente der 1946 neugegründeten Hölderlin-Gesellschaft. Romano Guardini und Carlo Schmid, Walter F. Otto und Edgar Salin, Martin Heidegger und Wolfgang Schadewaldt, Werner Kirchner und Emil Staiger, Paul Böckmann und Wolfgang Binder, Theodor Adorno, jetzt Pierre Bertaux mit seinen faszinierenden Konfrontationen Hölderlins zur Französischen Revolution, haben in oft gegensätzlich-vielfältigem Reichtum in der Hölderlin-Gesellschaft oder für sie, bis 1954 unter Paul Kluckhohns unvergessener Leitung, geforscht und gewirkt – die leidenschaftlichen Bemühungen um das Deuten der wiederaufgefundenen ‘Friedensfeier’ sind nur ein Beispiel dafür.

Dieser so vielen Deutschen fremde und in den Verschlüsselungen seines Wortes gewiß nicht allen zugängliche Dichter hat in weiten Teilen der zivilisierten Erde Nachhall gefunden: Übersetzungen ins Russische oder Japanische, sogar ins Isländische oder Serbokroatische bezeugen es, vom Neuentdecken Hölderlins in England oder Frankreich gar nicht zu reden. Auch daß immer wieder Dichter sich im eigenen Gedicht zu ihm äußerten von Hegel angefangen bis zu Rilke, George, Hesse, Becher, Döblin oder Paul Celan, den wir heute abend hören, darf nicht übergangen werden. Und wenn Hölderlin auch gewiß nicht, wie man sonst so erfolgssicher sagen würde, die Bühne sich erobert hat – der 4. Dezember 1916, an dem in Stuttgart hundertzwanzig Jahre nach seinem Entstehen zum ersten Mal der Empedokles aufgeführt wurde, dem seither an vielen Bühnen diese Fragmente und die Ödipus- und Antigone-Übersetzungen gefolgt sind, auch das ist ein Stück Hölderlinscher Wirkungsgeschichte.

Dieser nur flüchtige Gang durch die Geschichte seiner Wirkung mündet aus im Dank an alle, die uns Hölderlin erschlossen haben, an die Verlage auch – Cotta, Kohlhammer, Eugen Diederichs, Georg Müller, Propyläen, nicht zuletzt die Insel – und an die vielen, die sich in der Treue zum Dichter

und zu der sein Werk lebendig erhaltenden Gesellschaft bekennen, oft als Botschafter für andere, denen Hölderlin ohne sie fremd geblieben wäre.

Wir danken der Landesregierung, dem Ministerpräsidenten, der selbst heute zu uns sprechen wollte und nur durch zeitlich unveränderbare, politische Aufgaben abgehalten ist. Wir danken Ihnen, Herr Professor Hahn, der Sie als Kultusminister des Geburts- und Sterbelandes Hölderlins Baden-Württemberg zusammen mit vielen Frauen und Männern des Parlaments und des öffentlichen Lebens vertreten und nachher zu uns sprechen. Und wir danken Ihnen vor allem, Herr Martin Walser, der Sie als Dichter *unserer* Tage von „Kühnheit und Befangenheit gegenüber Hölderlin“ uns berichten wollen, den Sie einst im zerschlossenen Cotta-Heftchen im Gerümpel des Dachbodens für sich entdeckten.

Damit kommen wir zu der zu Anfang ausgesprochenen Frage zurück: Was gibt uns den Mut und das Recht, Hölderlin in *unserer* Zeit in traditionellen, mancher wird sagen, in musealen Formen zu feiern – heute in einer gegenüber noch vor einem halben Jahrhundert völlig veränderten Welt, in der Unruhe und Umstürzen-wollen die Milliardenbevölkerung durchbeben, eine weit größere Revolution als die von 1789, der Hölderlin als der nach Freiheit Dürstende zujubelte. Ist es Weltflucht, ein Sich-abwenden von dieser vielfach bedrohten Erde, in der der Dichter uns trösten soll: „wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch“? Wir wissen um die Einsamkeit der Hölderlinschen Dichtung, aber auch davon, daß sie lange Zeit ruhen kann wie in weiten Teilen des 19. Jahrhunderts, das nicht ohne Zufall Hölderlin abgewandt war, um dann unerwartet und unvermittelt wieder geweckt zu werden. Das gilt für alle Zeiten, auch für die, in der wir stehen und der wir nicht entfliehen können und wollen. Auch unsere Gegenwart aber darf sich nicht verabsolutieren, wie manche in der Hektik der Tage glauben; gewiß war es vielleicht nie so schwer, die Vergangenheit zu erkennen und sie unserer Zeit gemäß zu würdigen, aber es ist Provinzialismus, sie zu leugnen.

Jede Zeit hat das nicht abdingbare Recht, sich der großen – phrasenlos sei es gesagt – ewigen Zeugnisse des menschlichen Geistes zu erinnern, sie auch als die Ihren zu sehen, mit ihnen zu leben. So gelten auch für uns die Schlußverse des 'Archipelagus':

— — — *wenn die reißende Zeit mir  
Zu gewaltig das Haupt ergreift und die Not und das Irrsal  
Unter Sterblichen mir mein sterblich Leben erschüttert,  
Laß der Stille mich dann in deiner Tiefe gedenken.*

Tübingen wäre der Tradition gemäß Tagungsort der 11. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft gewesen. Bewußt aber war der Wechsel in der Wahl des Tagungsortes zwischen dem Sitz der Gesellschaft und einer Stadt außerhalb Baden-Württembergs, die nicht unmittelbar mit dem Leben und Werk Hölderlins verbunden zu sein braucht, unterbrochen worden: Die Jahresversammlung 1970 stand im Zeichen des 200. Geburtstages des Dichters, und Stuttgart, in der Mitte zwischen den Hölderlin-Städten Lauffen, Nürtingen und Tübingen gelegen, schien besonders geeignet, diesem Jahrestag Rahmen und Gestalt zu geben.

*Sei uns hold! dem Gast und dem Sohn, o Fürstin der Heimath!  
Glückliches Stutgard, nimm freundlich den Fremdling mir auf!*

Die aktuelle Umdeutung dieser von Friedrich Hölderlin in der Elegie 'Stutgard' im Blick auf Siegfried Schmidt ausgesprochenen Aufforderung liegt fast zu nahe. Die Landeshauptstadt von Baden-Württemberg, „die Stadt, die gepriesene“, tat alles, die Gäste freundlich aufzunehmen, und nur *ein*, freilich besonders schönes Zeichen dieser Gastlichkeit war es, daß sie den Mitgliedern der Gesellschaft als ‚Festgabe der Stadt Stuttgart zur Feier des zweihundertsten Geburtstages von Friedrich Hölderlin‘ den von Cyrus Hamlin herausgegebenen und von Carl Keidel vorzüglich gestalteten Faksimile-Band der Elegie 'Stutgard' als Geschenk überreichte.

Daß die Tagung sich nicht in äußerer Feierlichkeit verlor, wurde vielfach anerkennend hervorgehoben: „Bei der Hölderlin-Gesellschaft kann man sicher sein, daß sich ihre Tagungen nicht in Lobsprüchen und Detailuntersuchungen erschöpfen, auch nicht in Kranzniederlegungen und Festakten. Diese Gewißheit wurde auch diesmal, in Stuttgart, nicht enttäuscht“, schrieb, um ein Beispiel nur zu nennen, die ‚Frankfurter Allgemeine Zeitung‘.

Am Vortag der Jahresversammlung trafen sich Vorstand und Beirat der Gesellschaft zu einer gemeinsamen Sitzung, um zahlreiche Fragen der Arbeit der Gesellschaft zu erörtern. Unter anderem wurde beschlossen, der Mitgliederversammlung vorzuschlagen, aus Anlaß der Jahresversammlung zum 200. Geburtstag Hölderlins den Wiederbegründer der Hölderlin-Gesellschaft, Professor Dr. Carlo Schmid, den Herausgeber der historisch-kritischen Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe, Professor Dr. Friedrich Beißner,

und den buchkünstlerischen Gestalter dieses Werkes, Professor Carl Keidel, zu Ehrenmitgliedern der Gesellschaft zu ernennen – eine Möglichkeit der Ehrung, von der bisher bewußt die Gesellschaft noch in keinem Fall Gebrauch gemacht hatte. Der neu ernannte Direktor der Württembergischen Landesbibliothek, Dr. Hans-Peter Geh, und Professor Dr. Ulrich Hötzer wurden in den Beratenden Ausschuß kooptiert. Die Mitglieder des Vorstandes erklärten ihre Bereitschaft, sich zur Wiederwahl zu stellen. Ein Beisammensein, zu dem Oberbürgermeister Dr. Arnulf Klett den Vorstand und die Ehrengäste eingeladen hatte, beschloß den Abend.

Die Jahresversammlung selbst wurde am 20. März um 9 Uhr im Silcher-saal der Liederhalle mit der Mitgliederversammlung eröffnet. Der Präsident der Gesellschaft begrüßte die Mitglieder. Seine Ansprache hatte folgenden Wortlaut:

*Verehrte Mitglieder und Freunde der Hölderlin-Gesellschaft!*

*So bedeutsam die Feier zum zweihundertsten Geburtstag Hölderlins für die Gesellschaft ist, so sehr muß ich mich mit meinen Darlegungen kurz fassen, um in der begrenzten Zeit, die uns leider nur zur Verfügung steht, die Mitgliederversammlung durchführen zu können. Ich heiße Sie alle willkommen, besonders unsere zahlreichen Gäste aus dem Ausland.*

*Wie bei jeder Mitgliederversammlung muß ich auch heute wieder trauernd derer gedenken, die uns für immer verlassen haben; unter ihnen im Jahr 1968 Dr. Walter Bauer, das langjährige Mitglied des Beratenden Ausschusses, Professor Romano Guardini, der Mitbegründer unserer Gesellschaft, die Professoren Hans-Egon Hass, Berlin, und Eudo C. Mason, Edinburgh, – um wenige nur zu nennen.*

*Die an sich reich befrachteten Tage vermögen nicht alle Wünsche zu erfüllen, nicht weil die Gesellschaft und die für sie Verantwortlichen untätig gewesen wären, sondern weil manche Schwierigkeiten nicht überwunden werden konnten; vor allem nicht erfüllt werden konnte der Wunsch nach dem angebahnten Gastspiel des Deutschen Theaters in Ost-Berlin mit einer Ödipus-Aufführung und nach dem einen oder anderen, was wir sonst geplant hatten. Nicht möglich waren auch Besuche von Maulbronn und Denkendorf neben Lauffen, Marbach, Tübingen und Nürtingen. Aber ich hoffe, denn das gehört zu einer Jahresversammlung, daß Gelegenheit auch zu persönlichen Gesprächen zwischen den Freunden Hölderlins gegeben ist, etwa bei dem zwanglosen Zusammensein morgen abend nach der Theateraufführung im Landtagsrestaurant in unmittelbarer Nähe des Staatstheaters.*

*Wir haben wie immer vielen zu danken, dem Kultusministerium von Baden-Württemberg, dem Staatsministerium, der Stadt Stuttgart – besonders für den schönen Druck der Elegie 'Stuttgart' – und allen, die sich um die Jahresversammlung verdient gemacht haben.*

*Die besonderen Aktivitäten der Gesellschaft in den letzten zwei Jahren haben sich konzentriert auf das Vorbereiten dieser Jubiläumstagung, auf den nun endlich erschienenen Hölderlin-Bildband. Adolf Beck dafür zu danken, ist mir eine besondere Freude. Dieser Band ist eine der wichtigsten und inhaltsreichsten Publikationen, die die Gesellschaft veröffentlicht hat, unerschöpflich für das Studium des Lebens und Werkes von Hölderlin, besonders auch in dem mustergültigen Beckschen Textteil. Der Wert und der Umfang des Bandes zwingen uns, wie wir es schon angekündigt haben, ihn als Jahregabe für zwei Jahre zu bieten; wir haben ihn auch denen zugeleitet, die den Beitrag für 1970 noch nicht entrichten konnten, sind aber dankbar, wenn dies bald nachgeholt wird.*

*Ein besonderer Dank gilt den Förderern dieses Bandes, dem Regierungspräsidium Südwürttemberg-Hohenzollern und der Geschwister Boehringer Ingelheim Stiftung für Geisteswissenschaften, die neben anderen Institutionen und Spendern wesentliche Beihilfen zur Drucklegung des Bandes gegeben haben.*

*Das Jahrbuch 1969/70 wird vor allem die Beiträge der Jahresversammlung enthalten und soll 1971 erscheinen.*

*Darf ich aus dem Vielen, was zu sagen wäre, noch herausgreifen einen Dank an das Kultusministerium von Baden-Württemberg und das Regierungspräsidium Südwürttemberg-Hohenzollern für Zuwendungen, die wir an den tschechischen Schriftsteller Antonin Brousek geben konnten, der seit einem halben Jahr an einer tschechischen Hölderlin-Übersetzung arbeitet.*

Anschließend berichtete der Präsident über die am Vortage abgehaltene Vorstands- und Beiratssitzung, der Geschäftsführer der Gesellschaft, Dr. Klaus Betzen, berichtete über den gegenwärtigen Mitgliederstand und die Finanzlage. Der Treuhandbericht eines Steuerbevollmächtigten ergab keine Beanstandungen. Professor Dr. Bernhard Zeller beantragte daraufhin die Entlastung des Vorstandes und der Geschäftsführung; der Antrag wurde von den anwesenden Mitgliedern einstimmig angenommen. Ebenfalls einmütig stimmten die anwesenden Mitglieder dem Vorschlag zu, die Herren Schmid, Beißner und Keidel zu Ehrenmitgliedern zu ernennen. Die Urkunden der Ehrenmitglieder sind im Wortlaut im Jahrbuch wiedergegeben.

Die bisherigen Mitglieder des Vorstands wurden erneut in ihrem Amt bestätigt, Professor Dr. Pierre Bertaux und Dr. Klaus Betzen hinzugewählt.

An die Mitgliederversammlung schloß sich der erste Vortrag der Tagung an. Professor Dr. Bernhard Böschstein sprach über ‚Hölderlin in der deutschen und französischen Dichtung des 20. Jahrhunderts‘. Dieser Vortrag ist wie die anderen während der Tagung gehaltenen Vorträge in diesem Jahrbuch enthalten. Im Anschluß daran führte die Tagungsteilnehmer eine Exkursion nach Lauffen, dem Geburtsort des Dichters, wo sie von Bürgermeister Roller begrüßt und geführt wurden. An der Gedenkstätte, wo bis 1920 das Geburtshaus Hölderlins gestanden hatte, legte der Präsident ein Blumengebinde mit der Aufschrift „Es macht Geister lebendig der Geist“ nieder.

In Lauffen wurden die Gäste auch mit einer Neuentdeckung bekannt gemacht: Dr. Günter Cordes, Kreisarchivar beim Landratsamt Heilbronn, konnte ihnen ein Haus zeigen, in dem Hölderlin wohl zwei Jahre seines Lebens (1772 bis 1774) verbrachte. Dr. Cordes war einige Wochen vor Hölderlins 200. Geburtstag beim Ordnen des Lauffener Stadtarchivs auf Steuer- und Grundbücher gestoßen, die ausweisen, daß das Wohnhaus Nordheimer Straße 1 im Besitz der Familie Hölderlin war, die es 1775 verkaufte. 1839 kam es in den Besitz der Familie Lell, die noch heute Eigentümer ist. Es ist zu vermuten, daß die Mutter Hölderlins nach dem Tod ihres Mannes 1772, ehe sie nach Nürtingen zog, in diesem Haus gewohnt hat, das ganz in der Nähe des ehemaligen Klosters und Geburtshauses Hölderlins liegt.

Nach einem schwäbischen Mittagessen mit rotem Landwein ging die Fahrt weiter nach Marbach. Das Schiller-Nationalmuseum gedachte des 200. Geburtstags des Dichters mit einer vielbeachteten Ausstellung. Der Präsident eröffnete sie mit folgenden Worten:

*Verehrte Gäste!*

*Das Schiller-Nationalmuseum, eine einzigartige Stätte schwäbischer und deutscher Geistesgeschichte, seit fünfzehn Jahren verbunden mit dem deutschen Literatur-Archiv, ist weit über das Bewahren wertvoller Dichtershandschriften, vor allem aus dem Bereich der letzten zweihundert Jahre, ein Ort des Forschens, Erschließens und Darbietens seiner ungewöhnlich reichen Bestände. Zum Bereich des Darbietens gehören die seit fünfzehn Jahren durchgeführten jährlichen Ausstellungen, unvergessen für alle, die sie besuchten, und festgehalten durch hervorragende Kataloge, in denen*

*diese Ausstellungen fortleben und weiterwirken, ja auch vielen zugänglich machen, die sie nicht besuchen konnten: Hermann Hesse und Rudolf Alexander Schröder, 1957 und 1958, die Gestalten der deutschen Literatur zwischen 1870 und 1933 im Jahr darauf, Schiller, sein Leben, sein Werk und seine Wirkung, im Jubiläumsjahr 1959, Expressionismus, Gerhart Hauptmann, Jean Paul, die Geschichte des Insel Verlags, dessen einzigartige Verlagsbibliothek – von Anton Kippenberg liebevoll gesammelt – nun ein kostbarer Bestand dieses Hauses ist; Theodor Heuss, Stefan George und, im letzten Jahre, Theodor Fontane – das sind wichtige Eckpfeiler dieser Ausstellungsthemen.*

*Daß Hölderlin, dessen wertvollste Handschriftenbestände Homburg vor der Höhe und die Landesbibliothek in Stuttgart besitzen, dessen Lebensspur aber in den Gedichtblättern aus der Maulbronner Zeit, in den Hyperion-Bruchstücken, in den zeit- und namenlosen Versen der Spätzeit und in vielen Briefen hier sichtbar wird, dabei nicht vergessen würde, war keine Frage. Hat doch schon der schwäbische Schiller-Verein, der Vorgänger der Deutschen Schillergesellschaft, vor mehr als vierzig Jahren den zwölften Band seiner Veröffentlichungen den Bildnissen Hölderlins gewidmet und schon damals seine Verbindung mit Hölderlin dokumentiert.*

*Die Erinnerung an den zweihundertsten Geburtstag am heutigen Tag hat uns nach Lauffen, die Stadt seiner Geburt, geführt und nun nach Marbach, in dem der andere Große, im Ruhm ihn überschattende, geboren wurde, und in dem nach seinem Namen genannten Museum wir nun die Hölderlin-Ausstellung eröffnen.*

*Wir danken der Schiller-Gesellschaft, ihrem Präsidenten, der ja der Vizepräsident der Hölderlin-Gesellschaft ist, Professor Hoffmann, und ganz besonders Ihnen, Herr Direktor Dr. Zeller, und Ihren Mitarbeitern, vor allem Herrn Dr. Volke, für die gewiß nicht kleine Mühe und das Überwinden vieler Schwierigkeiten, die nötig waren, um diese Ausstellung so zu gestalten, wie sie sich nun präsentiert. Wir sind glücklich, daß rechtzeitig zum 20. März diese Ausstellung allen Freunden des Dichters zugänglich wird, die sich gewiß in großer Zahl im Laufe des Hölderlin-Gedenkjahres in Marbach einfinden und bis zum Spätherbst die Ausstellung besuchen können. Was morgen und übermorgen in Stuttgart, Tübingen und Nürtingen gesagt wird oder sich darstellt, wird auf das schönste ergänzt durch diese Ausstellung, in der Leben, Werk und Umwelt, die Zeit Hölderlins lebendig werden, sichtbar, fast möchte man sagen greifbar für jeden, der sich dem Dichter und seiner Zeit verbunden fühlt. Mit diesen Gedanken eröffne ich die Hölderlin-Ausstellung.*



Professor Dr. Bernhard Zeller und Dr. Werner Volke gaben den Gästen, die der Eröffnung dieser Ausstellung am 200. Geburtstag Hölderlins beiwohnen konnten, einen Überblick über die Sammlung ‚Dokumente zum Leben und Werk Hölderlins‘. Der Reichtum dieser Ausstellung hätte eigentlich der genauen Betrachtung eines ganzen Tages bedurft. Die fast erdrückend große Zahl der Besucher und die begrenzte Zeit gestatteten an diesem Tag nur eine Übersicht; viele Teilnehmer schieden aber aus Marbach mit dem Wunsch, später diese Ausstellung, die bis November 1970 geöffnet war, wieder aufzusuchen. Der ausführliche Katalog von 336 Seiten ‚Hölderlin zum 200. Geburtstag‘ (Sonderausstellungen des Schiller-Nationalmuseums – Katalog Nr. 21) hält die Erinnerung an die Ausstellung fest und ist über sie hinaus ein inhaltsreiches Handbuch.

Für den Abend dieses Tages hatte die Stuttgarter Goethe-Gesellschaft zu einem Vortrag von Professor Dr. Hans Mayer eingeladen: ‚Rückblick auf die Generation von 1770. Beethoven – Hegel – Hölderlin‘. Viele Mitglieder und Gäste der Hölderlin-Gesellschaft erlebten diesen Vortrag im Weißen Saal des Neuen Schlosses.

Der Vormittag des folgenden Tages stand im Zeichen des Festaktes im Kleinen Haus der Württembergischen Staatstheater. Präsident Dr. Theodor Pfizer eröffnete ihn mit einer Ansprache, die ebenfalls in diesem Jahrbuch abgedruckt ist. Im Namen der Landesregierung von Baden-Württemberg sprach Kultusminister Professor Dr. Wilhelm Hahn:

*Verehrte Anwesende!*

*Sie haben sich in Hölderlins Heimatland versammelt, um seines 200. Geburtstages zu gedenken und von seiner überzeitlichen und damit gegenwärtigen Bedeutung und Wirkung zu hören und zu sprechen. Im Namen der Regierung dieses Landes begrüße ich Sie heute ebenso gerne, wie ich dies vor bald sechs Jahren in Tübingen und Bebenhausen tat. Auf dem reichen, natürlichen, geschichtlichen und geistigen Boden dieser Landschaft erwuchs Hölderlins Menschen- und Dichtertum. Lauffen und Nürtingen waren seine Heimatstädte, die Klosterschulen Denkendorf und Maulbronn die Stätten seiner Bildung, das Tübinger Stift der Ort seiner Studien an der Landesuniversität, zusammen mit den Freunden Hegel, dessen 200jährige Geburtstagsfeier wir hier begehen werden, und Schelling, dem zwei Jahre jüngeren. Er hat hier viel empfangen und sich vielem entgegengesetzt. Stuttgart und Heidelberg hat er besungen – wir danken der Landeshauptstadt für die Gabe der ihr geltenden Elegie. Das Land weitete sich ihm zum Griechentum, das ihm doch wieder zum Symbol gegenwärtiger Be-*

*wegungen und einer zukünftig geschauten Welt wurde. Denn er war kein antiquarischer Schwärmer, sondern stand in seiner eigenen Zeit und wurde der „unerschrockene Kündler“, wie Stefan George sagte, dessen wir vor zwei Jahren gedachten.*

*Dies alles zu betrachten und darzustellen ist Bewegung und Ergebnis freier, oft sich widersprechender Forschung. Mehr als für manchen anderen der Großen unseres Landes hat diese hier geleistet, ohne daß die weltweite Forschung über den Dichter übersehen werden soll. Friedrich Beißner, der Inhaber des von Carlo Schmid gegründeten Tübinger Hölderlin-Lehrstuhls, und Adolf Beck haben die monumentale und zum Modell gewordene Große Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe geschaffen. Die Landesbibliothek hütet Hölderlins Nachlaß, und ihr Hölderlin-Archiv in Bebenhausen ist die zentrale Arbeitsstätte der Hölderlin-Forschung geworden. Das Marbacher Schiller-Nationalmuseum leistet, wie die große Ausstellung zeigt, seinen Beitrag, und nicht zuletzt tut dies Ihre nun seit bald 30 Jahren bestehende Gesellschaft. Das alles sind kräftige, aus freier Initiative hervorgewachsene Tätigkeiten.*

*Wie stellt sich dazu der Staat? Nicht, das haben wir endlich gelernt, indem er diese Forschung reglementiert, nicht, indem er gar so etwas wie ein gültiges Hölderlin- oder Schiller- oder Hegel- oder Heine- oder George-Bild konstituieren will.*

*Aber alles, was ich angedeutet habe, wird von ihm, wie auch von anderen Organen der öffentlichen Hand, gestützt, gefördert, ja getragen. Das ist seine Aufgabe. Wie unter meinen Vorgängern Carlo Schmid, Theodor Heuss, Gerhard Storz hilft mein Ministerium auch heute nach Kräften dazu. Aber dies nun freilich nicht nur deshalb, weil es ein nobile officium ist, sondern weil Freiheit ein zerbrechliches Gebilde ist, das der Mittel und des Schutzes bedarf, und aus innerem Respekt, mehr noch: aus innerer Überzeugung von der Bedeutung des dichterischen Werkes für uns alle. Denn Dichtung ist kein Zimmerschmuck, sondern geistiger Lebensraum. In ihn gehört Hölderlin, zu dem sich die Mehrheit der zeitgenössischen Jugend in einem Apogäum befinden mag, der wir ihn trotzdem schulden. Wissenschaft und Kunst sind nach dem berühmten Wort Humboldts der kostbarste Besitz der Nation, das heißt: der Gesellschaft – dazu bekennt sich bei diesem festlichen und zugleich im Goetheschen Sinn bedenklichen Anlaß, kühn und befangen zugleich, dieses Land.*

Die Grüße des Bundespräsidenten überbrachte Professor Dr. Carlo Schmid in einer kurzen eindrucksvollen Rede. Er sprach von Hölderlin, dem Dichter, dem der Lorbeer am meisten gebühre, von seinem Vaterlands-



begriff, der nichts mit Chauvinismus zu tun habe. Hölderlins Vaterland wurde vielmehr durch den herabkommenden Geist in den Herzen der Einzelnen gestiftet, ein humaner Bund, eine inspirierte Bruderschaft. Mit Versen aus der Elegie 'Stutgard' schloß Carlo Schmid seine Ansprache.

Bewußt war für den Hauptvortrag ein Dichter gebeten worden; nicht ein Wissenschaftler, der sich um Hölderlins Werk bemüht, ein „Leser“ Hölderlins unserer Tage sollte zu Wort kommen. Mit der Unbefangenheit eines Laien freilich ging Martin Walser, der einst ‚Hölderlin auf dem Dachboden‘ für sich entdeckt hatte, nicht ans Werk. ‚Kühnheit und Befangenheit gegenüber Hölderlin‘, so hatte die ursprüngliche Formulierung des Vortrags gelautet. In einer Rede, die nichts von den feierlichen Übungen eines Festvortrags hatte, vielfach Zeitbezogenheit mit angemessener historischer Betrachtung verband, wies Martin Walser den Zuhörern neue Aspekte der Hölderlin-Betrachtung. Die Rede, seinem akademischen Lehrer Friedrich Beißner gewidmet, trägt nun die Überschrift ‚Hölderlin zu entsprechen‘.

Nach dem Festakt gab die Regierung des Landes Baden-Württemberg im Neuen Schloß einen Empfang für die Mitglieder und Gäste der Gesellschaft – eine willkommene Gelegenheit zu zahlreichen zwanglosen Gesprächen und Begegnungen.

Am Nachmittag sprach Professor Dr. Wilfried Malsch über ‚Geschichte und ›Göttliche Welt‹ in Hölderlins Dichtung‘. Paul Celan, der in Frankreich lebende Dichter österreichisch-rumänischer Geburt und deutscher Sprache, las aus unveröffentlichten Gedichten, die inzwischen in der Sammlung ‚Lichtzwang‘ erschienen sind. Es war wohl des Dichters letzte Lesung; wenige Wochen später schied er in Paris aus dem Leben. André du Bouchet, der französische Übersetzer Celans, trug ‚Reflexionen über Hölderlin‘ vor, die er später seinem Freund Celan widmete.

Vier Jahre nach der Schwetzinger Uraufführung stand am Abend Hermann Reutters Concerto scenico in zwei Akten ‚Der Tod des Empedokles‘, die erste und bislang einzige Vertonung des Empedokles-Fragmentes, auf dem Spielplan der Württembergischen Staatstheater. Die sorgfältige und hervorragend besetzte Inszenierung des Werkes war verbunden mit dem ebenfalls mit großem Beifall und Dank aufgenommenen Vortrag von Liedern und Gesängen nach Dichtungen von Friedrich Hölderlin, vertont von Wolfgang Fortner, Paul Hindemith und Hermann Reutter.

Für Sonntag, den 22. März, hatten die Städte Lauffen und Nürtingen gesonderte Veranstaltungen vorgesehen: In Lauffen sprach Professor Walter Riethmüller über ‚Glücklich Suvien – Hölderlin und seine schwäbische Heimat‘, in Nürtingen Professor Ulrich Hötzer über ‚Friedrich Hölderlin –

Deutung aus heutiger Sicht‘; sein Vortrag war von Rezitationen und zeitgenössischen Hölderlin-Vertonungen umrahmt.

Die Gäste der Hölderlin-Tagung fuhren an diesem Tag nach Tübingen. Der erste Weg führte sie dort an das Grab Hölderlins, wo der Präsident der Gesellschaft einen Kranz niederlegte, dessen Schleife die Worte trug: ‚Es wächst schlafend des Wortes Gewalt‘. Am Vorabend hatten hier Studenten den ‚Jakobiner Hölderlin‘ mit einer Dornenkrone und roter Fahne geehrt.

Danach hielt Professor Dr. Wolfgang Binder vor dem vollbesetzten großen Auditorium seinen Vortrag über ‚Hölderlin und Sophokles‘. Oberbürgermeister Hans Gmelin empfing die Exkursionsteilnehmer anschließend im Tübinger Rathaus. Seine Begrüßung hatte folgenden Wortlaut:

*Lieber Herr Präsident und Kollege Pfizer!*

*Meine Damen und Herren!*

*Seien Sie herzlich hier in unserem festlichen Rathaussaal willkommen heißen. Dieses Haus und vor allem diesen Saal haben wir in seiner alten Schönheit wiederhergestellt und mit Behutsamkeit ausgestaltet. Wir sind glücklich über die gelungene Restaurierung, die wir Professor Tidje, dem Ulmer Restaurator Hammer und unserem Oberbaurat Scheerer verdanken. Wir sind froh, daß die Bürgerschaft unserer Stadt Verständnis für die Kosten hatte, die für die Erhaltung eines solch markanten historischen Gebäudes erforderlich sind.*

*Heute grüße ich Sie alle als Verehrer Friedrich Hölderlins. Wir waren gemeinsam heute morgen an seinem Grab auf unserem alten Stadtfriedhof, wir haben Wolfgang Binders Vortrag in der Universität mit großem Genuß miterlebt, und nun darf ich Sie im Namen unserer Stadt und ihrer bürgerschaftlichen Organe herzlich begrüßen – ich tue es auch aus persönlicher Verbundenheit mit Hölderlin, ja sogar mit einem kleinen genealogischen Akzent. Sie wissen, daß ein prominentes Mitglied meiner Familie viele Jahre der Hausarzt Hölderlins gewesen ist und ihn bis zu seinem Tod betreut hat.*

*Es sind viele bekannte und manche neue Aspekte des Lebens von Friedrich Hölderlin in dieser Jubiläumstagung sichtbar geworden. Auch Tübingens geheime Jakobiner haben sich seiner angenommen und ihn als den ibrigen usurpiert.*

Es kann nicht meine Aufgabe sein, dazu Stellung zu nehmen. Aber einen kleinen Beitrag möchte ich mit eigenen Gedanken über Hölderlins Beziehungen zu Tübingen leisten:

Friedrich Hölderlin hatte nur wenig Verbindungen zur Stadt, zur bürgerlichen Gemeinde Tübingens. Die Quellen darüber sind bisher außerordentlich dürftig und wenig aussagekräftig. Das ist auch nicht verwunderlich, wenn man daran denkt, daß Hölderlin in den Jahren 1788–1793 ja als Student bzw. Stifter Bürger der Universität, die ein eigener status war und als solcher kaum einen Kontakt mit der Stadt hatte. Das gleiche gilt eigentlich auch für den Aufenthalt des kranken Hölderlin in Tübingen seit dem Sommer 1806. Hier war er bekanntlich etwa ein Jahr in dem damals gerade neu ausgebauten Clinicum unter der Behandlung durch Johann Heinrich Ferdinand Autenrieth (dem späteren Universitätskanzler).

Nach seinem Aufenthalt im Clinicum wurde Hölderlin im Sommer 1807 in die häusliche Pflege eines Tübinger Bürgers, des Schreiners Ernst Friedrich Zimmer, gegeben, bei dem – und nach dessen Tod (1838) bei dessen Töchter – er bis zu seinem Tod 1843 blieb. Wenn die Stadt Tübingen auf ihre besonderen Beziehungen zu Hölderlin hinweisen will, so kann sie es wohl am ehesten damit tun, daß es ein Bürger dieser Stadt war, der zusammen mit seinen Familienangehörigen und, nach allem, was wir wissen, mit großem Verständnis und dauernder Hingabe den Dichter 36 Jahre lang pflegte. Der Unterhalt allerdings wurde nicht von der Stadt getragen, sondern Hölderlin erhielt eine auf Bitten seiner Mutter gewährte Unterstützung durch das Konsistorium.

Aus neuen Forschungen des Universitätsarchivars Dr. Volker Schäfer, die noch im März in den „Heimatkundlichen Blättern für den Kreis Tübingen“ erscheinen werden, läßt sich mit einiger Sicherheit ermitteln, warum Autenrieth gerade den Schreiner Zimmer für die Pflege des Dichters gewinnen konnte. Zimmer tritt in den Rechnungen über den Umbau und den Bauunterhalt des neuen Clinicums in der Bursagasse bei Schreinerarbeiten öfter auf, so daß zu vermuten ist, daß Autenrieth ihn hierbei näher kennengelernt hat. Zimmer hat das Haus am Neckar erst kurz vor der Aufnahme Hölderlins gekauft und beantragte bereits im August 1807 die Genehmigung zu einem ersten weiteren Ausbau (in späteren Jahren folgen noch mehrere Gesuche), was möglicherweise bereits mit der Unterbringung Hölderlins in Zusammenhang zu bringen ist.

Für die Wahl des Hauses von Schreiner Zimmer zur Unterbringung des geisteskranken Hölderlin mag auch die exponierte Lage dieses Hauses beigetragen haben. Dieses Haus lag nämlich nicht mehr innerhalb der

alten Stadtmauer, sondern ist im Zwingel an die Zwingermauer und an einen dort befindlichen, aus wehrtechnischen Gründen nötigen Rundturm angelehnt, dessen zweites Obergeschoß von Zimmer allerdings erst 1820 errichtet wurde. Im Zwingel konnte Hölderlin seine Spaziergänge durchführen, und er war dort relativ leicht zu schützen. Das Haus selbst war von einem früheren Besitzer, dem Zeugmacher Philipp Jacob Hajes, um 1778 neu gebaut worden, wobei diesem erlaubt worden war, es auf die Zwingermauer zu setzen und den Rundturm, der damals (bis 1820) nur ein Obergeschoß mit dem späteren Hölderlin-Zimmer hatte, in das Gebäude einzu beziehen. Da der Zwingel wohl schon seit dem 16. Jahrhundert gewerblich vor allem durch Färber und Tuch- bzw. Zeugmacher genutzt wurde, standen hier etliche bescheidene kleine Häuschen, wie ja auch dasjenige, das Schreiner Zimmer 1807 erwarb, zunächst ebenfalls nur ein Obergeschoß besaß und erst, zusammen mit dem Turm, 1820 aufgestockt wurde.

Die Bewohner der im ganzen bescheidenen Häuser, die ja auch heute noch in diesem Teil der Bursagasse zu sehen sind, waren also meistens Handwerker, während der unmittelbare Nachbar von Zimmer noch zu Hölderlins Lebzeiten auf seinem Grundstück Nr. 55/57 (Bursagasse 4) mit der Bierbrauerei und Branntweinbrennerei begann und hier auch eine Wirtschaft aufmachte, die spätere „Betzei“, die heutige Gaststätte „Hölderlin-Turm“.

Das Hölderlinhaus ging 1868 an die Familie Eberhardt über und brannte 1875 ab, wonach es in ähnlicher Form wieder aufgebaut wurde; 1921 wurde das Haus von der Stadt erworben.

Vorgestern habe ich aus dem Bericht des Redakteurs Greiner im „Schwäbischen Tagblatt“ die reizende Schilderung Gustav Kühnes aus dem Jahr 1843 gelesen über die Äußerung des braven Handwerkers Zimmer zu Hölderlins Krankheit. Sie ist sicherlich ein echtes Zeugnis des damaligen Tübinger Volksmundes.

Darf ich wörtlich und in schwäbisch zitieren:

I hab'n bei mir g'habt, seit's ihn vom Clinicum los'gab'n. Zwei Jahre habes ihm dort g'habt und an ihm doctorirt und herumgeforscht, ohne etwas herauszkriege. Er hat es niemand nicht sage könne, wo es ihm fehlt. Auch fehlt es ihm eigentlich an nix, an dem Zuviel, das er hatte, ischt er ebe toll geworden.

S'ischt kei Mangel an Geischt an ihm gewese, was ihn amens gemacht hat. S'ischt die viele Gelehrsamkeit gewese, glaube Se's. Wann das Gefäß alzu voll und verschlosse ischt, da muß es berschte. Sucht mer

*nu de Scherbe z'samme, so find't mer, daß alles ausgelaufe ischt. Alle unsere Magischter studiere bis hoch an den Rand, 's fehlt immer nit viel, daß es überläuft! Und dabei schreibe sie die gottloseste Sachen von der Welt! Bei ihm ischt es die Schwärmerei für das blanke Heidenthum gewese, das ihn hat überschnappe lasse. Und mit all seine Gedanke ischt er bei ein'm Punkte stehe gebliebe, und um den dreht er sich noch immer.*

*In den dreißiger Jahren wird niemand aus verliebter Neigung confus. S'ischt seine gelehrte Schwärmerei gewese, nit die Leidenschaft zu dem Frankfurter Frauenzimmer. Kei' Schwab wird in den Dreißiger aus Liebe verrückt. Sie sehe mich groß an, Sie da drauße habe oft curiose Vorstellung von uns im Schwabenland. Sie meine, mer würde nit klug vor dem vierzigschte Jahr. Ei ja doch, i sag im Gegentheil, kei' Schwab wird mehr verrückt aus Liebe, wenn er die Dreißig auf dem Buckel hat!*

Am frühen Nachmittag nutzten viele Gäste die Gelegenheit zu einem Besuch des Hölderlin-Turms und des Tübinger Stifts.

Auf der Rückfahrt nach Stuttgart besichtigten die Tagungsteilnehmer auch die dritte der württembergischen Hölderlin-Städte: Nürtingen, wo sie von Eberhard Benz begrüßt und an den verschiedenen Hölderlin-Stätten geführt wurden. Mit dieser Exkursion ging die 11. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft zu Ende, die auch in der Öffentlichkeit und der Presse ein ungewöhnlich großes Echo fand.

Dieser Bericht und die in das Jahrbuch aufgenommenen Vorträge und Ansprachen wollen die Jubiläumsfeier in ihren wesentlichen Zügen festhalten. Was darüber hinaus den einzelnen Teilnehmer der festlichen Tage, was viele Freunde des Dichters im Jahr 1970 bewegte und weiter bewegen wird, kann in Worten nicht seinen Niederschlag finden.

Gerhard Greiner

## DER TEXT DER URKUNDEN FÜR DIE EHRENMITGLIEDER

Die Hölderlin-Gesellschaft

hat in ihrer Mitgliederversammlung in Stuttgart am  
20. März 1970, dem 200. Geburtstag Friedrich Hölderlins,  
einstimmig beschlossen,

PROFESSOR DR. CARLO SCHMID

den tatkräftigen Förderer der Hölderlinforschung  
und der Stuttgarter Hölderlinausgabe,  
den Initiator des Hölderlinlehrstuhles an der  
Universität Tübingen,  
den Wegbereiter und Mitbegründer der  
Hölderlin-Gesellschaft in schwerer Zeit,  
den mit Hölderlins Dichtung seit früher Jugend  
lebenden Humanisten,  
zum  
Ehrenmitglied der Hölderlin-Gesellschaft  
zu ernennen.

Tübingen, 15. April 1970

Der Präsident

Die Hölderlin-Gesellschaft  
hat in ihrer Mitgliederversammlung in Stuttgart am  
20. März 1970, dem 200. Geburtstag Friedrich Hölderlins,  
einstimmig beschlossen,

PROFESSOR DR. FRIEDRICH BEISSNER

den großen Hölderlinphilologen und -interpreten,  
den Schöpfer und Editor der weltweit bekannt  
gewordenen Stuttgarter Ausgabe, in der er  
einen endgültigen Hölderlinterext mit neuen  
wissenschaftlichen Mitteln konstituiert hat,  
den Verfasser maßgebender Arbeiten über den Dichter,  
den Mitbegründer der Hölderlin-Gesellschaft,

zum

Ehrenmitglied der Hölderlin-Gesellschaft

zu ernennen.

Tübingen, 15. April 1970

Der Präsident

Die Hölderlin-Gesellschaft  
hat in ihrer Mitgliederversammlung in Stuttgart am  
20. März 1970, dem 200. Geburtstag Friedrich Hölderlins,  
einstimmig beschlossen,

PROFESSOR CARL KEIDEL

den schöpferischen typographischen Gestalter  
der Stuttgarter Hölderlinausgabe und anderer  
buchkünstlerischer Editionen von Werken des Dichters,  
den hervorragenden Mitarbeiter des um eine wissenschaftlich  
und künstlerisch vorbildliche Wiedergabe  
dieser Editionen bemühten Kreises,  
den Retter unersetzlicher Hölderlinhandschriften

in den Stürmen des Krieges,

den der Hölderlin-Gesellschaft sich nie versagenden Helfer,

zum

Ehrenmitglied der Hölderlin-Gesellschaft

zu ernennen.

Tübingen, 15. April 1970

Der Präsident

seit der Mitgliederversammlung im März 1970

*Präsident*

Oberbürgermeister Dr. h. c. *Theodor Pfizer*, Ulm

*Stellvertretender Präsident*

Bibliotheksdirektor a. D. Professor Dr. *Wilhelm Hoffmann*, Stuttgart

*Die weiteren Vorstandsmitglieder*

Professor Dr. *Pierre Bertaux*, Paris

Professor Dr. *Klaus Betzen*, Tübingen

Professor Dr. *Wolfgang Binder*, Zürich

Professor Dr. *Bernhard Böschstein*, Genf

Oberstudiendirektor Dr. *Walter Haußmann*, Stuttgart

*Beratender Ausschuß*

Der Oberbürgermeister der Stadt Tübingen

Der Rektor der Universität Tübingen

Oberregierungsdirektor i. R. Dr. *Karl Amann*, Tübingen

Professor Dr. *Joseph-François Angelloz*, Straßburg

Professor Dr. *Adolf Beck*, Tübingen

Frau *Gertrud Böhm*, Hannover

Bibliotheksdirektor Dr. *Hans-Peter Geb*, Stuttgart

Oberstudiendirektor Professor Dr. *Erich Haag*, Tübingen

*Michael Hamburger*, London

Professor Dr. *Uvo Hölscher*, Heidelberg

Professor Dr. *Ulrich Hötzer*, Stuttgart

Buchdruckereibesitzer Professor *Carl Keidel*, Stuttgart

Professor Dr. *Alfred Kelletat*, Berlin

Professor Dr. *Lothar Kempter*, Winterthur

Frau *Vilma Mönckeberg-Kollmar*, Hamburg

Dr. *Ludwig von Pigenot*, München

Professor *Herbert Post*, München

Professor Dr. *Wolfgang Schadewaldt*, Tübingen

Verleger Dr. h. c. *Hans Georg Siebeck*, Tübingen

Professor Dr. *Emil Staiger*, Zürich

Professor Dr. *Erik Wolf*, Freiburg i. Br.

Museumsdirektor Professor Dr. *Bernhard Zeller*, Marbach a. N.

*Geschäftsführer*

Professor Dr. *Klaus Betzen*, Tübingen

*Kommissarischer Geschäftsführer seit 1. 9. 1970*

*Gerhard Greiner*, Tübingen

Professor Dr. *Wolfgang Binder*, Herrliberg bei Zürich, Langackerstraße 137

Professor Dr. *Bernhard Böschstein*, Genf, 34 rue de Saint-Jean

Dr. *Renate Böschstein-Schäfer*, Genf, 34 rue de Saint-Jean

(Frau *Gisèle Celan-Lestrangé*, Paris)

*André du Bouchet*, Paris

*Gerhard Greiner*, Tübingen, Hölderlinhaus

Professor *Harald Hartung*, Berlin 15, Konstanzer Straße 64

Oberstudiendirektor Dr. *Erich Hock*, Würzburg, Maxstraße 5

Professor Dr. *Ulrich Hötzer*, Tübingen, Pfalzholdenweg 8

Professor Dr. *Wilhelm Hoffmann*, Stuttgart, Württ. Landesbibliothek

Professor Dr. *Alfred Kelletat*, Berlin 30, Berchtesgadener Straße 36

Professor Dr. *Karl Michael Komma*, Reutlingen, Ernst Reuter-Straße 6

Wiss. Assistent Dr. *Jürgen Link*, Bochum, Hustadtring 41

Professor Dr. *Wilfried Malsch*, Amherst/Mass. USA, 12 Emerson Court

Professor Dr. *Friedhelm Nicolin*, Bonn-Röttgen, Forststraße 11

Oberbürgermeister Dr. h. c. *Theodor Pfizer*, Ulm/Donau, Rathaus

Professor Dr. *Lawrence Ryan*, University of Massachusetts, German Dept., Amherst/

Mass. USA

Wiss. Assistent Dr. *Jochen Schmidt*, Tübingen, Zeppelinstraße 28

Professor Dr. *Emil Staiger*, Zürich, Witikonstraße 77

Oberamtsrichter Dr. *Martin Trenks*, Ansbach, Charlottenstraße 33

Dr. *Martin Walser*, Nußdorf über Überlingen/Bodensee, Zum Hecht 32

Wiss. Assistent Dr. *Klaus Weimar*, Zürich, Hinterbergstraße 75

Wiss. Assistent Dr. *Rolf Zuberbühler*, Rumlikon/Zürich, Stuketenstraße